

Blume und Flamme

Geleitwort

5 An der deutschen Dichtung des letzten Menschenalters haben einige Frauen hervorragenden Anteil, und unter ihnen gehört Emmy Hennings zu den eigenartigsten und unvergeßlichsten Erscheinungen. Ihr Leben verlief außerhalb der normierten bürgerlichen Welt, ein bald abenteuerliches und figurenreiches, bald einsames und höchst verborgenes Leben. Noch ehe sie eine Zeile veröffentlicht hatte, war sie eine bekannte und zu Zeiten umschwärmte Persönlichkeit als Schauspielerin und als Sängerin im Münchener »Simplizissimus«. Während des Krieges kam sie mit Hugo Ball, ihrem Mann, in die Schweiz, und viele erinnern sich noch des Cabaret Voltaire in Zürich, wo Hugo Ball, von seiner Frau treulich unterstützt, in kabarettistischer und grotesker Form seinen großen Protest gegen den Ungeist der Zeit
10 begann, den er dann so einsam, tapfer und vorbildlich bis zu seinem Ende weitergeführt hat. Seit langen Jahren lebt sie im Tessin.

Die Bücher dieser Dichterin haben je und je Aufsehen, Begeisterung und Liebe geweckt, am meisten vielleicht ihr »Gefängnis« (1918); ich erinnere mich noch wohl an die erschütternde erste Lektüre dieses Buches, zu einer Zeit, da ich seine Verfasserin noch nicht kannte. Dies Buch ist, ebenso wie sein Nachfolger, das »Brandmal«, auf wunderliche
15 Art aus der Literatur, oder doch aus dem Buchhandel, wieder verschwunden, es ist seit langen Jahren nicht mehr aufzutreiben. Bei Kösel & Pustet in München erschien ihr »Gang zur Liebe«, ein Buch »von Städten, Kirchen und Heiligen«, sowie »Hugo Balls Weg zu Gott«. Im Verlag S. Fischer, Berlin, kam nach Hugo Balls Tode das liebenswerte, erschütternde, tausend Lesern unvergeßliche Briefbuch heraus »Hugo Ball, sein Leben in Briefen und Gedichten«, ein menschliches und ein Zeit-Dokument hohen Ranges.

20 Daß nun nach langer Pause wieder ein Buch von Emmy Ball erschienen ist, begrüßen ihre Freunde mit Dankbarkeit. Es wäre schwer zu sagen, was wir Freunde und Verehrer dieser Dichterin an ihren Büchern so sehr lieben, denn sie sind Ausdruck eines Menschen und eines Schicksals mit seinen Widersprüchen. Es sind Bücher, die alle sehr den Charakter von Bekenntnissen haben, und dennoch scheinen sie dann oft wieder wie aus Spiel und reiner Künstlerfreude am Schönen entstanden, aus Freude am Bild, aus Freude an der Sprache, aus zartestem Gehör für
25 ihre Unterströmungen und Melodien. Aber dann sind diese Bücher doch wieder nicht »reine«, nicht vom Leben und seinen Kämpfen gelöste Dichtungen und sind das Gegenteil von »l'art pour l'art«, sie sind ein Kampf um Wahrheit, ein Kampf um Verwirklichung menschlicher und christlicher Ideale, ein Schreien aus tiefer Not, durchbrochen von aufleuchtendem Wissen um Erlösung und göttliche Liebe. Und welch schöne Gedichte hat Emmy Hennings geschrieben! Es wäre sehr an der Zeit, sie in einem Bande zu sammeln.

30 Niemals hat die Dichterin auf der Sonnenseite gelebt und es leicht gehabt, vielleicht hat sie es auch niemals ernstlich sich gewünscht. Sie lebt lieber unter den Kämpfenden, Armen, Bedrückten, sie liebt die Leidenden, sie fühlt für die Verfolgten und Rechtlosen. Sie bejaht das Leben auch in seiner Härte und Grausamkeit und liebt die Menschen bis in alle Verirrung und Not hinein. Und ich glaube, daß diese aufrichtigen, erlebten und so schönen Bücher uns überleben werden.

35 Im Sommer 1938

Hermann Hesse

Erster Teil

Straße, Garten und Eltern

Da ich das Verlangen trage und im Begriff stehe, ein Stück Lebensgeschichte einzufangen, tauchen tausendundein
45 Bedenken in mir auf, so daß ich genötigt bin, mir meine Umständlichkeit ein wenig vom Herzen zu schreiben. Ich hege starke Zweifel, ob mir mein Unternehmen gelingen wird, denn ich gehöre nicht zu jenen Menschen, die sicher und sorglos von ihrem Können überzeugt sind. Die kühne Behauptung: »So war es und nicht anders«, ist etwas, das mir nicht liegt. Eine Lebensgeschichte schreibt sich nicht an einem Tag. Was mir in einer Stunde hell und schön erscheint, erblicke ich ein andermal dunkel und tief, und schon oftmals hatte ich Grund, meinen eigenen Augen zu

50 mißtrauen. Es gibt Erlebnisse, die ich immer wieder von verschiedenen Seiten aus betrachte, und ich weiß, daß es nicht aufrichtig wäre, wenn ich mich für eine klare Eindeutigkeit entscheiden wollte.

Unübersehbar erscheint mir mein Leben, und ich weiß nicht, ob ich es verstanden habe. Wenn ich die Vergangenheit betrachte, geschieht es mit den Augen der Gegenwart. Da sich der Mensch nur bis zu einem gewissen Grade zurückverwandeln kann, stehe ich meiner Erkenntnis skeptisch gegenüber. Werde ich noch einmal die Augen
55 wiederfinden, mit denen ich zum erstenmal voller Vertrauen in die Welt blickte? Wie wäre dies möglich! Wie könnte ich die Summe der Jahre und die Last der Erfahrungen vergessen? Mein Gedächtnis, die Erinnerung, ist eine Dichterin. Ich weiß, es kann manches, es kann alles anders gewesen sein.

Wie ein Traum erscheint mir alles, was ich sah, und diesen Traum möchte ich so getreu als möglich mir noch einmal erzählen, bevor ich ihn vergesse und bevor ich selbst vergessen bin.

60

Vielleicht ist es nur heute, daß ich den Anfang nicht finden kann. Einen großen Teil des Lebens, die früheste Kindheit, habe ich wohl in einem Märchen verbracht, das versunken ist. Vielleicht ist dies das Schönste gewesen, was mir nie ins Bewußtsein kam. Woran mag es liegen, daß mir ist, als habe ich gerade in jener Zeit das Kostbarste empfangen, das ich doch nicht bewußt aufzunehmen fähig war? Manchmal ist es, als umwehe mich noch der Duft aus einem
65 fernen Traumgarten; aber ich kenne die Blumen nicht mehr, die mich blühend grüßten und mich stumm ansahen, mein frühes Leben, ein Leben ohne Worte. Wann war das? Es muß eine Zeit liegen, wie hinter weißen Schleiern. Wo mögen sie geblieben sein, die ersten, hellen Lichtjahre der Liebe? Mein Gott, tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Und aus vieltausendjährigem Schlaf bin ich vielleicht erwacht, um in einen anderen Schlaf zu fallen. Und eine Welt ist es, die mit mir zu träumen scheint.

70

Langsam tauchen die ersten frühen Bilder aus meiner Kindeszeit auf, und ich sehe zunächst eine kleine, ungepflasterte Straße, weit draußen im Vorort der kleinen Hafenstadt. Eigentümlich verschollen wirkt diese Gegend, einsam, als wäre hier die Welt zu Ende, oder als wäre sie am Anfang, denn irgendwo muß sie doch beginnen . . . Kinder spielen im Kreis und sagen einander, daß der Himmel heut so niedrig hängt, und daß man vielleicht bald auf Gewölk gehen
75 könne. Auf Gewölk? Es gibt Wolken, die weiße Schwäne sind und sich dann in ein Boot verwandeln, das eine Weile im Blauen schwimmt, und dann ist plötzlich alles fort. Sieht man nach oben, ist alles weich und weiß, fließend und blau. Sieht man nach unten, verändert sich rein gar nichts. Da bleibt die Erde dunkel und still. »Dort oben soll heute unten sein, und unten soll oben sein. Und hier, hier fängt die Welt an.« So bestimmt ein kleines Mädel mit glattem Blondhaar und blauen Augen. Sie ist fünf Jahre alt und hat schon vergessen, wo rechts und links ist. Vor einigen
80 Wochen hat sie es noch genau gewußt, weil sie an der rechten Hand einen kleinen, braunen Fleck hatte.

Also, wo der Fleck sitzt, ist rechts, hat der Vater gesagt, und die andere Seite, wo kein Fleck sitzt, ist links. Danach konnte man sich sehr gut richten, aber leider geht das nicht mehr, weil der Fleck spurlos verschwunden ist und man nicht mehr weiß, an welcher Hand er einmal gesessen hat. Man weiß auch nicht, wo der Fleck hingekommen ist. Das ist beinahe, als wäre er nie gewesen. Jetzt kann es vorläufig nicht mehr rechts und links geben. Damit ist es aus.
85 Schade; aber es gibt manche Dinge, die man mehr als einmal in der Welt lernen muß, bis man sie vielleicht endgültig vergißt. Daß aber hier in der kleinen Straße einmal die Welt anfing, das vergißt sich nicht leicht.

Es hat viel für sich, in einer kleinen Straße geboren worden zu sein. Zwei Häuser rechts, und zwei Häuser links, das ist leicht zu überblicken. In jedem Hause wohnen vier Familien, deren Geschichte man kennt, und was man nicht kennt, errät man. Jedes zweistöckige Haus hat an der Vorderfront acht Fenster, während es auf der Rückseite, nach dem Hof
90 und Garten zu, vier Fenster hat, und überall hängen Tüllgardinen mit mehr oder weniger interessanten Mustern. Es waren Wege, die in Wälder führten, in eine Gegend, in der noch kein Mensch gewesen war, nur ich, nur ich. Die Gardinen, hinter denen ich geboren bin und die ich als Kind Tausende von Malen bewundert habe, muß ich erwähnen. Es waren Wintergardinen und daher aus dunkelbraunem Kattun. Das Muster war entzückend. Grüne Zweige, kleine
95 Bäume, in denen viele bunte Vögel singend saßen. Daß sie sangen, war leicht zu sehen, denn sie hatten die Köpfchen ein wenig nach oben gestreckt und die Schnäbel geöffnet. Es war der reine Frühling im Winter. Ein Blütenwald mitten im Januar, und oft habe ich die Gardinenvögel angesungen, wenn die Fenster noch halb mit Eisblumen bedeckt waren: Alle Vögel sind schon da, alle Vögel, alle . . .

In den Fenstern nach der Straße zu sieht man rote Geranien und grüne Blattpflanzen, und wo junge Mädchen im
100 Hause sind, auch die Myrte, die für den Brautkranz großgezogen wird. Ja, die Fenster machen schon viel aus, machen viel Staat in der Straße. Manchmal am Abend werden brennende Lichter in die Fensterbänke gestellt, wenn Hochzeit ist, oder wenn ein Kind geboren wird, was ziemlich oft vorkommt. Dann also werden die Kerzen abends angezündet. Das soll ein Gruß für das Neugeborene sein und vielleicht auch sagen: Licht vom Licht, aus Gott geboren.

Ich weiß, daß dieses Licht auch einmal für mich geblüht hat. Schade, daß ich die freundliche Illumination nicht
105 persönlich ansehen konnte. Ich hätte den Nachbarn auf ihren lieben Gruß antworten mögen: Ja, ich bin gern hier
geboren worden, und es wird mir niemals leid tun, daß ich hierhergekommen bin, und hoffentlich wird's auch euch
immer recht bleiben.

Es ist keineswegs gleichgültig, ob ein Kind unter reichen oder dürftigen Verhältnissen aufwächst. Nun habe ich das
110 große Glück gehabt, das Kind sehr reicher Eltern zu sein, denn sie waren anspruchslos. Und die Genügsamkeit meiner
Eltern, in der ich erzogen wurde, ist ein Erbgut, das mir zugefallen ist und das ich vorzüglich haben brauchen können.
Es ist sehr wichtig, wenn beide Eheleute gleichzeitig von diesem Kapital mit in die Ehe bringen; denn es trägt die
schönsten Zinsen, die man sich nur denken kann, nämlich die Zufriedenheit, das Glück selbst.

In welchem hohem Maße besaßen meine Eltern die Gabe, mit wenigem glücklich zu sein! Heute, als gereifter Mensch,
115 vermag ich dies zu beurteilen, wofür ich als Kind wenig Verständnis hatte, da es mir an Vergleichen mangelte. Auch
dort, wo ich Kinder reicher Eltern sah, ist mir der Unterschied kaum je aufgefallen. Ich hielt meine Eltern für reich,
was meine Ansicht geblieben ist, nur daß ich dies heute anders begründe. Reich waren wir, weil wir neben unseren
zwei Zimmern noch ein Dachstübchen hatten. Das Bild eines Schiffes, ein Ölgemälde, war eine Kostbarkeit, um die
ein feiner Admiral gewiß froh gewesen wäre. In unserer besten Stube hatten wir einen runden Tisch mit einer grünen
120 Sammetdecke, während die Möbel mit blaßrotem Rips bezogen waren. Wir hatten eine Etagere, auf der eine kleine
bunte Nippesfigur stand, eine Schäferin, die ein tiefgrünes Röckchen trug, ein gestreiftes, allerliebstes Schürzchen und
über einer weißen Bluse ein wundernettes, bunt verschnürtes Mieder. Oh, das war etwas sehr Feines, etwas für immer.
Und in der Schlafstube hatten wir an unseren Betten am Kopfende eine große, kunstvoll geschnitzte Weintraube. Das
hatten die Nachbarn alle nicht. Begreiflicherweise können nicht alle Weintrauben an den Betten haben, aber wir waren
125 gesegnete Leute.

Unser Garten war ein Paradies im kleinen, doch muß ich hier, um einem Irrtum vorzubeugen, erwähnen, daß dieses
Paradies nicht viel größer war als eine mäßig große Wohnstube. Aber wir hatten einen Wall anschließend am Garten,
und auf diesem Wall standen vier Holunderbäume, und das war ein Wald mit Grün und Sonnenspielen zwischen dem
Grün, und der Himmel, den man durch das Gezweige erblicken konnte, dieses Stück gehörte auch eigens zu unserem
130 Hause. Im Garten selbst war in der Mitte ein kleines Rundbeet, in dem ein Rosenbaum stand, Mit sieben Jahren wußte
ich, daß das Paradies ähnlich angelegt war wie eben unser Garten, aber wir hatten natürlich keinen Baum der
Erkenntnis des Guten und des Bösen. Statt dessen stand bei uns der entzückende Rosenbaum, der rote Rosen
hervorbrachte, was ja weit schöner war als die gefährlichen Früchte. Um den Rosenbaum herum wuchsen Primeln und
Aurikeln, und das war ein großer, reizender Kranz. Die Stiefmütterchen blickten einen immer so lustig an, daß man
135 ihnen unwillkürlich zulächeln mußte.

Etwas hatte unser Garten noch dem Paradies voraus. Wir hatten die Beete höchstwahrscheinlich besser geordnet, als
es dort gewesen sein mochte, nämlich das Karotten- und Petersilienbeet. Auch war es fraglich, ob es im Paradies
Rhabarber gegeben hatte, von den Stachelbeeren ganz zu schweigen. Wir hatten eine hohe Stange, an der oben ein
großer Reifen mit fünf kleinen Schiffen angebracht war, Segelschiffe mit kleinen Segeln gleich Schmetterlingsflügeln,
140 und bei gutem Wind fuhren die Schiffchen durch die Luft wie durch ein sehr nachgiebiges Meer. O ja, wir konnten es
gut aushalten. Uns fehlte nie etwas.

Mein Vater arbeitete auf der Schiffswerft. Dort war er Rigger oder Takler. Er hatte die Hißtaue an den Schiffsmasten
anzubringen und alles zu ordnen, was mit dem Segelwerk und dem Stapellauf eines Schiffes zu tun hat. Mein Vater
145 war aber nicht immer Rigger gewesen. Schon in seinem zwölften Jahre war er zur See gegangen und hatte als kleiner
Schiffsjunge schon sehr weite Reisen gemacht. Er war in allen Erdteilen der Welt gewesen, zufällig nicht in Grönland,
aber da war auch nicht viel los. Was hätte er in Grönland sollen? Nach und nach hatte er sich dann zum Steuermann
emporgearbeitet, und das war keine Kleinigkeit, denn es ist keine einfache Sache, ein Schiff zu steuern, zumal wenn
es ein Segelschiff ist. Abends bastelte mein Vater ein wunderbares Segelschiff, das größer war als mein siebenjähriger
150 Arm. Oh, es war ein Traum von einem Schiff, und ähnlich der Santa Maria, jenem herrlichen Schiff, mit dem
Kolumbus sein Land entdeckt hatte.

Über die Hälfte seines Lebens hat mein Vater auf dem Meere verbracht, und erst nach meiner Geburt, vielleicht mehr
meiner Mutter zuliebe als aus eigenem Antrieb, ist er auf dem Lande geblieben. Für mich jedoch blieb er meine ganze
Kinderzeit über vor allem der weitgereiste Seemann, den ich liebte und bewunderte, und in einer gewissen Hinsicht
155 hegte ich manchmal ein seltsames Mitleid für ihn.

Als einmal ein großes neues Schiff Stapellauf hatte, war es aus irgendeinem Grunde notwendig, daß mein Vater als
Rigger dieses Schiff ein Stück Wegs aus der Förde hinausgeleitete. Er kehrte dann am nächsten Tag in einem kleinen
Boot allein zurück. Von der Schiffstaufe brachte mein Vater, wie er dies manchmal zu tun pflegte, kleine bunte

Seidenbänder mit, die an der Weinflasche befestigt waren, die als Zeichen der Taufe an das Schiff geworfen wurde.
160 An diesen bunten Seidenbändern nun fand ich ein großes Gefallen. Ich bewahrte sie sorglich in meinem »Wertkasten«, in dem auch einige glitzernde Muscheln, einige Lieblingsgedichte und getrocknete Blätter, die eine besonders schöne Form besaß, ihren Platz gefunden hatten. Diesmal war das eine Band golddurchwirkt. Mein Vater mußte wohl ein beträchtliches Ansehen genießen, daß man ihm ein solch köstliches, goldenes Band zum Andenken an das Schiff überließ. In der Tat war dieses Band sogar besonders billig, aber einem achtjährigen Kinde ist noch alles
165 Gold, was glänzt. Während ich nun am Tisch saß und mich an diesem Glanz erfreute, bemerkte ich plötzlich, daß mein Vater mir gegenüber das Gesicht etwas traurig hatte. Vielleicht war er müde vom langen Rudern, ich aber deutete sein in sich gekehrtes Wesen ganz anders. Vater war betrübt, weil er nicht ins offene Meer hinausdurfte. Es gelang ihm nicht, mich davon zu überzeugen, daß dies nicht der Grund seiner Niedergeschlagenheit sei. Ich war der Meinung, mein Vater verschweige nur Mutters wegen seine Sehnsucht nach dem Meer, und dieser Verzicht aus
170 Rücksicht für einen anderen Menschen begann mir zu imponieren. Da ich Vater für einen heimlichen Dulder hielt, nicht immer, aber von Zeit zu Zeit, steigerte sich meine Bewunderung für ihn. Und wie um ihm einen Ersatz zu bieten für sein Leben auf dem Lande, lobte ich sein vergangenes Seemannsleben nicht nur ihm, sondern auch den anderen Kindern gegenüber.

Gestehen muß ich, daß ich es hierbei mit der Wahrheit nicht sehr genau nahm, doch kam es mir selten zu Bewußtsein,
175 daß meine Erzählungen nicht stimmten. Ich konnte nicht leben, ohne zu verehren und zu bewundern, und dafür war mein Vater, der mir ja der Nächste war, sehr geeignet. Von den Reisen meines Vaters wußte ich jedenfalls viel mehr oder doch vieles anders als er selbst. An den Kindern in unserer Straße fand ich für meine Reiseberichte das denkbar beste Publikum. Nach meinen Schilderungen hätte mein Vater es mit Sindbad, dem Seefahrer, und Robinson ganz gut aufnehmen können; solchen Vergleichen wäre er gewachsen gewesen, obwohl ich weder von Sindbad noch von
180 Robinson wußte und ähnliche Bücher in meiner Kindeszeit nie gelesen habe. Ich hatte für meine Erzählungen genügend Anhaltspunkte, und man darf mir diesmal Glauben schenken, wenn ich sage, daß mein Vater wirklich sehr große und gefährvolle Reisen zu Wasser ausgeführt und nicht nur China, Japan, Amerika und Australien, sondern auch sehr abgelegene Inseln kennengelernt hat. Wir hatten ein Album, in dem eine Anzahl Bilder von sehr fremdartigen Personen war, aus China und Japan; und einige Australneger waren Vaters besondere Freunde. Diese
185 Reisebekanntschaften hatten natürlich auch ihre besonderen Geschichten, und mein Vater war sogar in Buschklepperfamilien gut eingeführt. Manchmal war mein Vater vielleicht ähnlich dem Mann, der »in Neapel fremd einerspazierte«, fremd, sehr fremd. Und dieses Fremde war es, das zu schildern mir leicht gelang. Wo meine Phantasie den Stoff hernahm, ist mir allerdings noch heute ein Rätsel. Der Duft der fernen Länder, die mein Vater einmal sah, muß mir ins Blut gegangen sein, denn wie anders wäre es sonst zu erklären, daß ich darüber aussagen
190 konnte? Schön wie exotische Blumen waren die Menschen dort, wo Vater gewesen war, und ihre Sprache war wie Vogellaut, und die Vögel einer fernen Insel, die noch nie Menschen gesehen hatten, kannten kein Mißtrauen. Sie kamen den Seeleuten nahe, ganz nahe. Sie setzten sich auf die Schultern, wollten Grüßgott sagen. Und solch zutrauliche Vögel waren meinem Vater begegnet. Diese Vögel waren ähnlich denjenigen, die man auf unserer Wintergardine erblicken konnte, aber sie waren noch bunter, noch beschwingter als diese. Meine Vögel sangen und
195 liebten, kurzum, sie lebten, und dennoch halte ich es für möglich, daß ich diesen stummen Gardinenvögeln mancherlei zu danken habe.

Schiffbruch, das war so ziemlich das Tollste, was einem begegnen konnte. Mein Vater hatte ja zweimal die Reise um die Erde gemacht, wobei er aber nicht an Grönland vorbeigekommen war. Was Grönland mir bedeutete, das kann ich noch heute nicht sagen. In dieser Gegend muß es einmal Eisberge gegeben haben, deren Unheimlichkeit meine
200 Phantasie nicht gewachsen war. Jedenfalls suchte ich Grönland in meinen Berichten möglichst zu vermeiden, und ich glaube, es wäre schlimm gewesen, wenn zufällig eines der Kinder mich auf Grönland aufmerksam gemacht hätte.

Mein Vater hat zweimal Schiffbruch erlitten. Er hat dies zwar in meiner Gegenwart niemals genau erzählt. Ich glaube jedoch, daß gerade seine knappen Andeutungen, die meiner Kindesphantasie einen weiten Spielraum ließen, mich zu den wunderlichsten und schauerlichsten Märchen inspiriert haben. Märchen, die abgründig und dunkel waren und
205 denen meine Spielkameraden wie hinweggenommen mit weit geöffneten Augen und offenen Mündern und sehr scharfen Ohren lauschten. Nach vielen Jahren, als ich wieder einmal in meine Heimat kam, sind mir einige meiner Gespielinnen wieder begegnet, und da fragten sie mich, ob ich mich noch an die Abenteuer meines Vaters erinnere, von denen meine Freundinnen manche besser behalten hatten als ich selbst.

Sehr richtig ging ich als kleines Mädel von der Voraussetzung aus, daß mein Vater als Seemann zu denen gehörte, die
210 ohne Vorsicht leben müssen. Am Meer geboren, wußte ich, daß das Meer weich und wild ist, schmiegsam und zugleich gefährlich, zärtlich und grausam. Die Förde ließ sich zwar übersehen, zumal meine gesunden Augen recht weit reichten, aber ich wußte, daß die Förde nur der Beginn des großen Meeres ist, und auch das Meer selbst hatte ich schon kennengelernt. In meinem vierten Lebensjahr machte ich mit meiner Mutter eine Reise nach Jütland, wo ich von der ungeheuerlichen Größe des Meeres den ersten Eindruck empfang, obwohl ich diesen Eindruck noch heute
215 nicht in Worten wiedergeben kann. Ich kann nur sagen: Ich kenne das Meer, weil ich ein Kind vom Meer bin und weil

das Meer das eigentliche Element meines Vaters war, dem er sich anvertrauen mußte. Und dieser mein heldenhafter Vater war in Schiffsnot gewesen. Meine Vorstellung von dieser Not war sehr klar, und ich könnte das Bild noch heute genau malen, wie ich es mit acht Jahren sah. Mein Vater trieb auf einer Planke, die von den hohen Wellen auf und ab geschaukelt wurde. Ach, keine Luftschaukel auf dem Jahrmarkt konnte mich so hoch werfen und so tief hinabsausen
220 lassen als die gewaltige Welle, die ihr Spiel mit meinem Vater trieb. »Die Wellen gingen haushoch«, so bemerkte mein Vater, wie nebenbei. Wagte ich dann zu fragen: »Vater, wie hoch meinst du dieses Haus?« Dann antwortete Vater sehr sachlich: »Nun ja, genau kann ich's nicht angeben, aber jedenfalls gingen die Wellen höher, als unser Haus ist.« Herrgott noch einmal, daß es solche Wellen geben konnte! Und bei Gelegenheit sah ich mir unser Haus daraufhin an. Das mußten ja unheimlich hohe Wellen gewesen sein . . . mitten in der Nacht. Der Himmel bewölkt. Sturm und
225 Dunkelheit. Und nur ein Stern am Himmel. Und mein armer Vater, schmal und lang und schlank, treibend auf einer Planke. Kaum wage ich zu sagen, daß dieser ungemütliche Zustand zwei Tage und zwei Nächte gedauert hat. Nicht auszudenken, aber es war Tatsache. Ein Segen, daß nachts dieser Stern am Himmel zu sehen war. Das konnte ja nur Jesus höchst persönlich gewesen sein, der diesen Stern hatte leuchten lassen.

230 Nirgends Rettung, nirgends Land
 Vor des Sturmwind's Schlägen . . .
 Wo denn sonst als bei dem Herrn,
 Sehet ihn, den Rettungsstern!
 Christ, Kyrie! Erschein uns auf der See!

235

Man hätte meinen mögen, dieses herrliche Lied sei eigens für meinen Vater gedichtet worden.

O wieviel Unbegreifliches gab es bei den Schiffsnöten meines Vaters zu bedenken! Er hatte ihn vielleicht nicht gesehen, ihn, der über Wellen stand und über Wellen ging, da Petrus im Sinken begriffen war. Er war der Stern aller Meere, der jedes Fahrzeug und jedes Wrack zu lenken wußte. Einen armen, schiffbrüchigen Steuermann, der da nachts
240 einsam auf einer Planke trieb bei haushohen Wellen, einen solchen zu retten, das war ihm eine Kleinigkeit. Fürchte dich nicht, glaube nur! Ach, das Fürchten paßte ja gar nicht zum Beruf meines Vaters. Die Furcht gezielte dem Seemann nicht. Es gab allerdings Fälle, über die schwer zu entscheiden war. Wo der Privatmut aussetzte, begann der Glaube, das unbesiegbare Vertrauen in die Allmacht Gottes. Ach, es war ein Privatmut, der noch nicht wußte, noch nicht gleich erkannte, daß er nicht aus sich selbst entstanden, sondern aus einer Güte geboren und geschenkt war.
245 Doch ist dies etwas, das ich erst sehr spät einsehen lernte, daß nämlich alle Lust, alle Kühnheit, jeder Mut und jedes Gefallen am Abenteuer von Gott stammt, und nicht das Verdienst des Menschen ist.

Mein Vater hieß mit Vornamen Matthias, ein Name, der zwar keineswegs selten in meiner Gegend ist, den ich aber für selten hielt, weil er mir zufällig nicht begegnet war. Der Evangelist hieß Matthäus, und sonderbar, wie Kinder sein können, faßte ich mir eines Tages ein Herz, um mich bei meinem Lehrer nach dem Privatleben des hl. Matthäus zu
250 erkundigen. Der Lehrer, ziemlich erstaunt über mein Interesse, konnte mir erst am nächsten Tag Auskunft geben, die aber dann zu meiner höchsten Zufriedenheit ausfiel. An sich betrachtet, war es nicht viel, was ich in Erfahrung brachte; doch fand ich es wunderschön, daß der hl. Matthäus noch nach seinem Tode eine Reise übers Meer gemacht hatte und man seine heiligen Gebeine von Äthiopien nach Salerno überführte, wo ich ihn einmal nach vielen Jahren an seinem Festtag, am 21. September, besucht habe. Da ich meinem Lehrer sagte, daß mein Vater den Namen Matthias
255 trage und ich mich nach der Bedeutung des Namens erkundigte, hörte ich, daß Matthias »Geschenk Gottes« heißt, und dies zu wissen, erfüllte mich mit besonderer Freude.

Meine Mutter, Anna Dorothea, stammte, wie mein Vater, aus einer Seemannsfamilie. Von Mutter weiß ich, daß sie das Meer fürchtete, doch hatte sie hierfür einen triftigen Grund, da sie ihren Lieblingsbruder und vor allem ihren ersten Gatten schon früh an das Meer verloren hatte. Mutter stand in ihrem neunundzwanzigsten Lebensjahr,
260 unmittelbar vor ihrer Hochzeit, als ihr Bruder mit seinem Schiff und der gesamten Mannschaft versank. Dies war für Mutter ein schwerer Verlust. Noch härter mag es für sie gewesen sein, daß kaum ein Jahr später ihr Mann »ausblieb«, wie man unter Seeleuten sich ausdrückt, was besagen will, daß er nicht wiederkam.

Meine Mutter hatte ein schwarzes, fein gebundenes Buch, in das sie mit ihrer zarten, sorglichen Handschrift eine Anzahl Gedichte eingetragen hatte, die sie ihrem Manne Johannes bei seiner Rückkehr für die nächste Reise zum
265 Geschenk mitgeben wollte. Es waren einige geistliche Lieder und Gedichte von volkstümlicher Frömmigkeit. Da stand zu lesen:

An einem Sommermorgen ward ich jung.
Da fühlt' ich meines Lebens Puls

Zum erstenmal, – und wie die Liebe sich
In tiefere Entzückungen verlor,
Erwacht' ich immer mehr . . .

Ach, noch so viele unbeschriebene Blätter hat das Buch, das schon ein wenig vergilbt ist. Es wurde nicht weiter
275 geschrieben, weil Johannes, für den das Buch bestimmt war, auf den Korallengrund sank. Und die letzte Eintragung
meiner Mutter klang so traurig, sogar die Schrift, die Buchstaben schienen zu weinen:

Ach, die Welle hat verschlungen
Junges, schönes, erstes Glück.
280 Lenz und Liebe sind verklungen.
Nur Erinnerung blieb zurück.

Und doch heilte dieses erste, junge Leid, da Mutter meinen Vater kennenlernte.

285 Jede Ehe ist ein Heiligtum und ein Geheimnis, das niemand zu berühren wagt, und doch habe ich schon als Kind
darüber nachgedacht, in welcher seelischer Verfassung meine Eltern wohl einander begegnet sein mögen. Mutter selbst
hat mir erzählt, wie Vater sich um ihre Hand bewarb, und ich konnte mir leicht vorstellen, wie schön das gewesen sein
mußte. Es war einige Jahre nach dem Tode ihres ersten Mannes, um den Mutter noch immer trauerte, wenn sie auch
nicht mehr das schwarze Kleid trug. Es war kein Blumenstrauß, den Vater bei seiner Werbung mitbrachte, und wie es
290 sich vielleicht sonst gut gemacht hätte.

Nein, er brachte etwas anderes mit, das seinen Antrag so gut unterstützte, daß meine Mutter dem Vater gleich ihr
Jawort gab. Ein Kind, ein winzig kleines Mädchen, das noch kaum gehen konnte. Es war das Töchterchen meines
Vaters aus seiner ersten Ehe, Rebekka, meine spätere Schwester. Mutter sah das süße Kind auf den Armen meines
Vaters, und es kann sein, daß ihr zärtliches Herz zunächst Mitleid für beide empfand, und daß dieses schöne Mitleid
295 sich nach und nach in eine frohe Liebe verwandelte. Jedenfalls war es wirklich eine gute und glückliche Ehe, die
meine Eltern miteinander führten. Ich kann mich nicht entsinnen, daß sie sich auch nur einmal ernstlich miteinander
gezankt hätten.

Mein Vater war eine stille und nachgiebige Natur, während meine Mutter in ihrer Art energischer war. Indessen war
mein Vater keineswegs ein schwächlicher Mensch, nur anderen gegenüber zeigte er sich von einer Gutmütigkeit, die
300 meiner Mutter manchmal zu weit ging. Von einem gütigen Menschen sagt man: Er gibt sein letztes Hemd weg, und
diese Redensart traf beinahe buchstäblich auf meinen Vater zu. Heimlich, wie ein Kind, das nicht ertappt werden will,
holte er ein Hemd nach dem andern aus dem Schrank, um es irgendeinem armen Kollegen zu geben. Bemerkte meine
Mutter dann: »Es ist ja kaum mehr ein Hemd von dir im Schrank«, stellte mein Vater sich fremd, murmelte etwas vor
sich: »Irgendwo werden die Hemden wohl sein.« Dann konnte es aber passieren, daß meine Mutter einem Nachbarn
305 begegnete, der das Hemd meines Vaters trug, was leicht zu erkennen war, da es aus Flanell oder Baumwolle war und
gemustert. Stellte Mutter dann meinen Vater zur Rede, sagte er: »Warum sollte Jensen nicht zufällig dasselbe Hemd
haben wie ich? Du hast ihm doch hoffentlich nichts gesagt?« Nein, das hatte Mutter nicht gemacht, aber sie wußte
Bescheid. Wenn sie für Vater eine Winterjacke gestrickt hatte, war sie genötigt ihm zu sagen, daß er sie nur nicht
gleich verschenken solle, denn Vater pflegte nicht das wegzugeben, was für ihn wertlos geworden war, sondern oft
310 gerade das, was er selbst nötig brauchte und sich keineswegs leicht anschaffen konnte, da er nur 18 Mark Wochenlohn
verdiente.

Das Haus freilich war unser Eigentum, und wir hatten drei kleine Wohnungen an einfache Familien vermietet. Da die
Mieter die Freigebigkeit meines Vaters sehr genau kannten, kam es ihnen nicht darauf an, hin und wieder den Zins
nicht zu zahlen. Dann mußte Vater nach Feierabend auf Mutters Geheiß das Geld holen. Es ging stundenlang, bis
315 mein Vater zurückkam, und meistens ohne Geld. War Mutter dann ungehalten, sagte Vater: »Möchte nur wissen,
wozu du unbedingt das Geld brauchst. Es läuft dir doch nicht weg.« Es lief aber doch manchmal weg, und das
Typische an diesen kleinen Streitereien war, daß meine Eltern beide recht hatten.

Meine Mutter war in ihrer Weise ebenso freigebig wie mein Vater. Wie schön ist es, wenn eine Mutter über den
kleinen Kreis der Familie hinaus auch an andere denkt! Dies zu beobachten scheint mir für Kinder ein sehr wertvolles
320 Erlebnis zu sein. Mutter war sehr gefällig anderen gegenüber. Ja, sie suchte und fand Gelegenheit, unseren Nachbarn,
oder wem sie sonst begegnete, Gefälligkeiten und Dienste zu erweisen, wobei sie keine Mühe scheute.

Sie nähte für die kinderreichen Familien der Verwandtschaft, wußte aus alten, unscheinbaren Stoffen Neues und

Nettes zu machen. Die Nachbarinnen kamen zu uns, damit Mutter ihnen die Kleider zuschnitt oder selbst nähte, wenn die Frauen keine Zeit hierfür hatten. Mutter war zwar selbst viel beschäftigt, doch verstand sie die Stunden
325 auszunutzen.

Einmal kam ein armes, kleines Mädchen an unsere Tür, eine kleine Hausiererin, die recht dürftig gekleidet war.

Eins, zwei, drei hatte Mutter dem Kinde Maß genommen, und während das Mädelchen in den Straßen seinem Geschäfte nachging, änderte Mutter mit geschickten Händen zwei Kleider von mir, die sich das Kind später abholte. Und wie sorglich Mutter darauf achtete, daß die Kleider dem Kind doch ja richtig paßten!

330

Fünf Jahre über blieben meine Eltern mit der kleinen Rebekka allein, während ich mir noch in den Gefilden der Ewigkeit das Kommen überlegte. Daß ich so spät geboren wurde! Es ist ja auf eine Weise immer spät oder immer früh, da wir weder an der Vergangenheit noch an der Zukunft so teilnehmen können, wie wir dies vielleicht gerne möchten.

335 Vergleicht man einmal das Leben mit einem Kunstwerk, das wir nach gottgegebenen Anlagen und nach der Freiheit unseres Willens, nach einer bedingten in Gott gegründeten Freiheit bis zu einem gewissen Grade selbst gestalten können, dann werden wir die Kindheit als die erste, kräftig angelegte Skizze bezeichnen dürfen, und dem erwachsenen Menschen bleibt nur die Ausführung des Kunstwerkes. Gewiß ist, daß jede Kindheit prophetisch ist, und wenn wir einmal im späteren Leben uns nicht begreifen können, kann uns sehr oft die Erinnerung an die Kinderzeit Aufschluß
340 geben.

Du lieber Gott, es sieht danach aus, als wäre ich immer noch nicht geboren worden. Als warte ich noch . . . Ich habe nämlich so lange auf meine Geburt warten müssen, infolgedessen gewiß auch meine Leser einige Geduld aufbringen werden. Wir haben ja Zeit. Wir haben viel Zeit, weil wir Ewigkeit haben, und wir dürfen mit liebender Langsamkeit
345 zu Werke gehen. Meine lieben Eltern haben einmal sehnsüchtig auf mich gewartet, und ich kam und kam nicht, vielleicht, weil ich anderswo unabkömmlich war. Schließlich wurde mit meiner Ankunft nicht mehr gerechnet.

Als meine Mutter mich nicht mehr erwartete, gefiel es mir urplötzlich zu kommen. Mutter stand in ihrem zweiundvierzigsten Lebensjahr, als sie mich zu ihrem höchsten Erstaunen in die Welt brachte. So seltsam es klingen mag, aber es ist Tatsache: sie war sehr zage auf meine Ankunft vorbereitet. Ich war ihr erstes Kind und bin auch ihr
350 einziges geblieben. Mein Vater war bei meiner Geburt schon fünfzig Jahre alt, und ich kenne ihn nur mit den friedlich-weißen Silberfäden, die sein dunkles Haar leis durchzogen. Meine Mutter dagegen behielt ihr blondes, reiches Haar bis in ihr hohes Alter.

Meine frühesten Erinnerungen, kleine, vorüberwehende Bilder, gleichen Blumen ohne Wurzeln. Die Bäume im
355 Garten warfen helle und grüne Schatten, und jeder Zweig war eine große Welt für sich. Vom Schlafstufenfenster aus sah ich vierjährig, wie sich die Zweige leise bewegten, ohne daß man hätte entdecken können, was es war, das die Zweige bewegte. Sie wollten nur grüßen, und ich bewegte dann die Hände ähnlich wie der Zweig. Meine Arme rauschten sachte hin und her, und wenn Mutter mich einmal bei solchem Tun überraschte, war es nicht leicht zu erklären, warum ich den Baum grüßte. Und in der Dämmerung lebten auch fremde Wesen im Baum. Warum? Ich
360 wußte es nicht. Ich sah es nur und grüßte, eine kleine Hirtin des fremden, leisen Lebens. Es blühte an einem sehr fernen Saum.

Vaters großer Bart war wie der Wald, wie die Marienhölzung, aber ganz nahe, und Mutters Seidenband, das sie im Haar trug, war ein Regenbogen, war derselbe Regenbogen, den man mir einmal zeigte und der so hoch war, daß man
365 die Augen davor schließen mußte. Das Haarband meiner Mutter war ein verwandelter Regenbogen, nach dem man hätte tasten können, und die Augen liebkosten das Band, das eine Brücke war über blonden Wellen, so weich war dieses Haar. Und die Stimme meiner Mutter war blau, und das Haar war weich wie die Stimme, wenn sie mich singend rief. Vielleicht hätte ich antworten mögen: »Meine blonde, meine blaue, meine weiche Heimat«, aber ich wußte nicht, wie man dies sagt, obwohl ich schon sprechen konnte; doch habe ich es, wie meine Mutter mir oft erzählt
370 hat, sehr spät gelernt.

Dunkel kann ich mich besinnen, welch starken Eindruck mir die Sprache machte, und welch Behagen ich an den ersten Lauten empfand. Ich war aber schon über drei Jahre alt, und obwohl ich schon mancherlei zu sagen gelernt hatte, äußerte ich mich, sobald mich nur etwas freudig bewegte, in einem Taubengurren, das einige Minuten anhielt.
375 Meine Eltern waren lange Zeit in einer leisen Besorgnis, ich könnte an einer Sprachstörung leiden, weil ich

teilnahmsvoll und aufgeweckt schien und mich doch nicht recht zum Sprechen bequemen konnte. Dann eines Tages kam ich auf den Geschmack der Sprache und fand Gefallen daran, manches Wort wie ein kleiner Papagei einfach nachzusprechen und oft zu wiederholen. Eine Spieluhr, die nur wenige Klänge hat, eine kleine Melodie, die der Spieluhr selbst vollauf genügt und mit der auch die Zuhörer wohl oder übel zufrieden sein müssen. Mit der Zeit, nach
380 und nach, ließ ich mich herbei, meinen leicht übersehbaren Wortschatz etwas zu vergrößern. Das Drollige hierbei war, daß ich winziges Persönchen nicht geneigt war, mich belehren zu lassen, wenn ich nicht auch selbst ein wenig belehren durfte. Ich hielt den Sprachunterricht offenbar für ein Spiel, bei dem auch meine Eltern richtig mitmachen mußten. Forderten sie mich auf, dies oder jenes zu sagen, und kam ich diesem Wunsche nach, hörte ich stets das zufriedene Lob meiner Eltern: »Das war richtig.« Danach ersuchte ich: »Sag Aijalu . . .«

385 Hörte ich dann, was ich zu hören wünschte: »Aijalu . . .«, entgegnete ich befriedigt: »Das war richtig.« Wollten meine Eltern mir etwas beibringen, mußten sie sich auch für meine Privatkindersprache interessieren, jene Sprache, die sich von selbst in mir gebildet hatte und die nach Aussage meiner Eltern gar nicht so dürftig war, wie man bei einem kleinen Kind annehmen möchte. Aus dem ersten, unwillkürlichen Lallen des Kindes entsteht jene kleine Sprache, die den Erwachsenen süß wie Vogellaut klingt und die ich erst in meinem vierten Lebensjahr nach und nach auf gegeben
390 habe, um mich der Sprache meiner Umgebung anzuschließen.

Sehr deutlich weiß ich mich an einige Spiele zu erinnern, besonders an Kreisspiele, die ich zusammen mit anderen Kindern auf der Straße machte. Von den vielen Liedern, die ich fünfjährig lernte, werde ich kaum eines vergessen haben, aber gerade das erste Lied, das ich kennenlernte, ist mir besonders lieb geblieben. Ich fand es so schön und geheimnisvoll, daß ich es noch mit sieben Jahren ohne Bedenken als Abendgebet benutzte, wie ich überhaupt
395 zwischen dem Morgen- und Abendgebet von Zeit zu Zeit dem lieben Gott irgendein kleines Gedicht anbot, das mir gefiel. Meine Beziehung zum lieben Gott war, wie wohl bei den meisten Kindern, die denkbar einfachste. Er war ja so leicht zu erreichen, er hatte so feine Ohren. Nur leise brauchte man ein Gebet zu sprechen. und der liebe Gott vernahm es in weiter Ferne, so daß man über diese Entfernung nicht nachzudenken brauchte. Das Wettermachen war ihm eine Kleinigkeit, und weil ich helles Wetter und den Sonnenschein gern hatte, saß ich bei Regenwetter am Fenster und
400 bettelte:

Laß die Sonne scheinen,
Sonst wird das Kindlein weinen.

405 Manchmal half es, aber auch nicht immer. Es half nicht, wenn vielleicht Mathiessen eigens um Regen gebeten hatte. Ich erlebte nämlich, gerade was das Wetter anbelangt, daß die Wünsche verschieden sein können. Mathiessen hatte einmal Regen bestellt. Wir Kinder, die wir ja nichts anderes zu tun hatten, beschäftigten uns viel mit Wettermachen. Wir besangen den Regen:

410 Regen, Regen, rutsch
Der König fährt in der Kutsch.
Laat de Regen öwergahn.
Laat de Sünn man wedder kam.
Regen, Regen, rutsch . . .

415

Weil der König in der Kutsche fuhr, mußte der Wettergott ein Einsehen haben und Sonne schicken. Als ich nun mit meinen Gespielinnen in der Haustür sitzend beim Wettermachen war, kam Mathiessen vorbei, der unser Lied, das wir der besseren Wirksamkeit halber oft wiederholten, sich grade anhörte.

»So meint ihr's also?« sagte Mathiessen, »unsereins ist froh, wenn's regnet, weil wir den Regen nötig haben fürs Land,
420 und ihr, kleines Volk, sitzt da und singt gegen den Regen an.« Wir waren in diesem Fall rücksichtsvoll genug, zugunsten von Mathiessen, der seinen Regen brauchte, auf unser Schönwettermachen zu verzichten. blieb meine Bitte um Sonnenschein erfolglos, hatte ich, da ich noch nicht weit denken konnte, Mathiessen in Verdacht, daß vielleicht er derjenige sei, der das Regenwetter verursacht hatte. Er war für mich der Regenmann, während ich das kleine Sonnenmädchen war. Schade, daß nicht jeder sein Privatwetter bestellen und haben konnte, so daß das Wetter des
425 einen nicht mit dem des andern zusammenstoßen brauchte. Weil es bei uns viel regnete, hatte ich für die Regenlieder ein besonderes Interesse. Das erste Regenlied, das von mir zum Nachtgebet erhoben wurde, lautete:

Es regnet auf der Brücke, und ich ward naß.

430 Ich hab' etwas vergessen, ich weiß nicht was.
Schöne Jungfrau, zart und fein,
Schließ mich in den Reigen ein.
Unter deinem Schirm laß mich behütet sein.

Wie mich dieses schlichte Verslein beschäftigt hat! Durch Jahre hindurch hat es mich begleitet, kam immer wieder.
435 Zunächst mögen es Tonfall und Melodie gewesen sein, die mich gefangennahmen. Dann aber war es der Sinn der
Worte, in den ich mich versenkte. Eine Welt, die geneigt war, mich zauberisch zu umfassen. Ach, im Grunde werde
ich es nicht erklären können, warum mir dieser kleine Kindervers soviel bedeutet hat. Ich weiß nicht das Warum, ich
kenne nur das Wie.

»Ich hab' etwas vergessen, ich weiß nicht was . . .«

440 Ich lernte das Lied kennen in jener Zeit, da ich einen Begriff gewonnen hatte vom Vergessen. Wie ich schon
erwähnte, hatte ich von einem Tag zum andern vergessen, was rechts und links ist. Dies nur, weil mir der kleine
braune Fleck der rechten Hand abhanden gekommen war. Ich wußte den Grund meines Vergessens, und vor allem
beschäftigte mich das Vergessenkönnen an sich. Es war mir gar nicht so wichtig, darüber aufgeklärt zu werden, daß
man sich rechts und links auch ohne braunen Fleck merken konnte. Meine Großmutter, die damals bei uns im Hause
445 war, klagte täglich über Vergeßlichkeit, und noch dazu vertraute sie das mir kleinem Mädel an, wobei sie nicht im
entferntesten daran dachte, wie sehr bereit ich war, auf dieses Thema einzugehen. Die Vergeßlichkeit war der erste
Fehler, den ich an mir erkannte, und ich hatte den Wunsch, mit dem Vergessen aufzuhören. Da meine Großmutter so
gar oft darüber jammerte, mußte es doch etwas Schlimmes sein, diese Vergeßlichkeit. Vielleicht war es etwas, das
sich vermeiden ließ. Sobald ich nun vom Vergessen hörte, wenn's auch nur nebenhin erwähnt wurde, tauchte in
450 meiner Vorstellungswelt das Regenlied auf, das zum Bild wurde, und dieses habe ich nie vergessen können.

Ich sehe die Jungfrau, die weiße Schleierfrau auf einer Brücke. Sie steht im Sonnenregen und trägt über sich einen
hellgrünen Schirm, durch den ein seltsam schönes Licht fällt, ein sehr zartes seidiges Licht, noch hellgrüner, noch
lieblicher als das Grün des schönen Schirmes. Am Ufer jenseits sehe ich ein tieferes Grün, einen Wiesenstreifen, auf
den langsam ein feierlicher Schatten fällt. Das Bild bewegt sich in mir; es lebt und verwandelt sich. Und über der
455 Brücke, über der Schirmfrau erscheint plötzlich der Regenbogen, dieses große, leichte Luftzeichen.

So hat sich mir das Bild im Laufe meines Lebens immer wieder gezeigt, oftmals und meistens, wenn ich es nicht
erwartete. In einer Fiebernacht, als ich einmal in einer fremden Stadt allein und krank lag, kam das Bild zu mir,
trostreich, ein Gruß aus der Märchenferne meiner Kindheit. Es war noch dasselbe Bild, wie ich es zum ersten Male in
460 mich hineingeträumt haben muß.

Schon oft konnte ich es halten mit einer Bitte: »Verweile, bleibe noch«, und dann sah es mich an mit einem Blick, der
mir befreundet und vertraut und dennoch fremd und rätselhaft war.

465 Ich hatte mehrere Jahre ein und dieselbe Puppe, die Liese hieß und einen gemalten Holzkopf hatte, der jede
Weihnachten aufgefrischt wurde. Auch das Kleid wurde oft erneuert, weil Liese, obwohl sie etwas bunten Putz liebte,
dennoch nicht genug auf sich achtete. Sie hatte nur wie ihre Puppenmutter kleine Anwandlungen von Eitelkeit, die
rasch wieder verflogen. In meinem siebenten Jahr machte Liese mir viel Sorge.

Sie erhielt von einem Tag zum andern den Namen Toni Minde, und zwar nur, weil ich zufällig ein Gespräch über eine
gewisse Toni Minde angehört hatte, das gar nicht für meine Ohren bestimmt war. Meine Toni war auf Reisen
470 gegangen. Wahrscheinlich hielt sie sich in Hamburg auf, doch wußte ich als Mutter nichts Näheres darüber. Toni saß
hoch oben auf der Sofalehne, während ich ihr den Rücken zugewandt hielt, denn ich wußte ja nicht, wo sie sich zur
Zeit aufhielt. Toni fuhr sowohl mit der Bahn als auch zu Schiff, sie war immer unterwegs, aber ich, die Mutter, konnte
sie nicht begleiten, eben weil ich nie eine sichere Adresse wußte.

475 Als Frau Minde hatte ich eine Nachbarin in Form eines dicken Sofakissens, das Frau Marquardsen genannt wurde.
Um ihre Taille hatte ich eine dicke Schnur gebunden, die ich sehr gut verknoten mußte, damit Frau Marquardsen nicht
immer wieder von der unbefugten Hand meiner Mutter auseinandergenommen wurde, was mir eine Qual war, so oft
ich das entdecken mußte. Sonst hielt Frau Marquardsen sich recht wacker, und es störte mich wenig, daß auf ihrem
molligen Kleid »Nur ein Viertelstündchen« zu lesen stand.

480 Frau Marquardsen kam zu mir zu Besuch und nahm an dem traurigen Geschick, das ich mit meiner Tochter hatte, den
innigsten Anteil.

»Haben Sie Nachricht von Ihrer Tochter Toni erhalten?«

»Ja, aber es ist schon ziemlich lange her. Sie unterschreibt sich jetzt Ditha, und es kann sein, daß es gar nicht mehr meine Toni ist.«

485 »O Frau Minde, was machen Sie sich für Gedanken. Natürlich ist sie es. Es gibt Leute, die ihren Namen wechseln.«

»Wirklich?«

»Bestimmt. Aber wie geht es ihr denn?«

»Sie ist Seiltänzerin in Hamburg auf der Reeperbahn.«

»Was?! Seiltänzerin? Was ist denn das?«

490 »Nun, sie geht zwischen Himmel und Erde. Damit verdient sie ihr Geld, aber leider nicht genug. Sehn Sie, dieses Kontobuch hat sie mir geschickt. Betrachten Sie sich das mal in Ruhe, Frau Marquardsen, und sagen Sie mir dann, wie Sie denken. Es sind die Schulden meiner Tochter, die ich zu zahlen habe. Dabei habe ich selbst kein Geld. Es ist ein Kreuz mit meiner Toni. Sie kommt nämlich immer weiter herunter.«

Während Frau Marquardsen sich mit dem Kontobuch befaßte, eilte ich rasch zu meiner Puppe, um sie mit der
495 Sicherheitsnadel etwas mehr in der Mitte des Sofas zu befestigen, weil ich mir so das »Herunterkommen« vorstellte.

Dann wandte ich mich Frau Marquardsen zu, die sehr gerne die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hätte, wenn sie Hände gehabt hätte.

»Tz, tz, tz«, machte Frau Marquardsen vor Schreck.

Dann aber wurde sie zu einer spitzen Bemerkung veranlaßt, über die Frau Minde sich sehr ärgerte.

500 »Sagen Sie, Frau Minde, ist Seiltanzen nicht ein ziemlich ruppiges Brot?«

Frau Minde suchte sich zu beherrschen, war aber doch sehr verschnupft.

»Frau Marquardsen, Brot ist Brot. Und meine Tochter verdient es ehrlich genug. Ich lasse nichts auf sie kommen.«

»Nun, ich meinte ja auch nur. Seine Meinung wird man doch wohl sagen dürfen.«

»Nicht immer.«

505 »Gut, dann kann ich ja vor meiner eigenen Türe kehren.«

»Ich rate es Ihnen. Hier ist Ihr Besen.«

»Dann will ich also gehen, Frau Minde.«

»Nach Belieben. Ich halte Sie nicht, Frau Marquardsen.«

Dann wurde das Sofakissen unter das Bett geschleudert, wo Frau Marquardsen wahrscheinlich zu kehren hatte. Am
510 nächsten Tag wurde das Spiel fortgesetzt, bis das Thema erschöpft war, aber die Puppe mußte angesteckt an der Sofalehne hängen bleiben, weil sie noch nicht weit genug »heruntergekommen« war, und niemand wußte, weshalb.

Ein kleiner Holzschemel war mir beinahe noch lieber als meine Toni-Liese. Er stellte mein Brüderchen vor, das ich am liebsten auf dem Arm mit mir herumtrug. Wußte ich mich unbeobachtet, küßte ich den Schemel: »Du kleiner
515 Liebling, gib acht, wie fein das wird, wenn du erst laufen kannst.« Meine große Schwester hörte einmal zufällig diese Worte, und da sie nichts von diesem Spiel verstehen konnte, begann sie hellauf zu lachen, was mich sehr verletzte; doch war das Lachen meiner Schwester nicht fähig, mich von einem Augenblick zum andern aus der Illusion zu reißen. Ich war verwirrt und bestürzt, und da es für mich eben mein Brüderchen war, über das man sich lustig gemacht hatte, flüsterte ich ihm rasch zu: »Mach dir nur ja nichts draus, mein Siurlai Kleines.« Der Schemel aus Holz weinte
520 nicht, nur ich begann zu weinen.

Am schönsten aber war das Spiel im Garten, das mehr einem Traume glich. Auf dem Wall unter den dunklen Fliederbäumen blühten ein paar blasse Blumen, deren Verlassensein mich rührte. Es waren keine Blumen, die von Vaters Hand gesät waren. Sie waren von selbst gekommen und so bescheiden, daß sie nicht etwa bei den dicken
525 Pfingstrosen blühten, sondern halb im Schatten, wo sie nicht einmal vorherwissen konnten, daß ich sie entdecken würde. Es waren ungewöhnlich feine und zarte Blumen. Sie waren zwar vollkommen still, aber sie hätten weinen können, die süßen Blumen. Ich sah es ihnen an, daß sie ein Weinen in sich zurückhielten. Oh, diese schluchzende Blässe der kleinen Blumen! Ich sah sie lange an in meinem ohnmächtigen Mitleid, und dann glitt ein kleines Lächeln aus jeder Blüte, ein weiß schimmerndes Lächeln. So, also so lächelten Blumen.

530 Es duftete dunkel nach Erde. Wie gut das tat, diesen seltsam dunklen Duft tief einzuatmen und daneben die Blumen
schimmern zu sehen, die in dieser duftenden Erde wurzelten! Die Blumen wünschten, daß ich am nächsten Tag
wiederkomme. Sie sagten mir dies zwar nicht direkt, aber es war ihnen leicht anzusehen . . . Bevor ich aus dem Garten
ging, trug ich noch ein paar Steine von der Grotte auf den Wall. Die »Grotte« war ein kleines Arrangement von
bunten Steinen, das ich aber sehr groß sah – was mir schon mit sieben Jahren begegnete, daß ich die Dinge manchmal
535 klein, ein andermal dieselben Dinge ungeheuer groß sah. Ich nahm von der Grotte einen bläulichen Stein und einen
Bergkristall, wie es deren mehrere dort gab. Gerade als ich mich mit meinen Steinen zum Wall begeben wollte, traf
das Licht den hellen Stein. Das machte mich träumen. Ich sah wie unter Wasserschleiern einen Mann, den ich nicht
kannte, aber ich hielt ihn für Johannes, für den ersten Mann meiner Mutter. Er lächelte und sah mich an, und da ich
zurücklächeln wollte, zerrann das Bild, und ich stand mitten im Garten. Der bläuliche Stein war mir entfallen, und ich
540 hob ihn auf und trug dann beide Steine hinauf auf den Wall zu den Blumen.

Am übernächsten Tag war es oben auf dem Wall bei den weißen Blumen ein Beet, ein kleiner Garten für sich
geworden, das war das Reich des Johannes. Einige Muscheln hatte ich noch hierher getragen, und obwohl ich sie doch
selbst auf den Boden legte, wußte nur Johannes, was dies bedeuten sollte. Das heißt, ich wußte es wohl, ich konnte es
nur nicht lesen. Johannes aber verstand die Inschrift. Es war der Name meiner Mutter: Anna Dorothea.

545 Er war der Versunkene, der in der Tiefe träumend schlief, und zugleich schien er hier zu spielen. Spielte er denn mit
mir? Ich sah ihn, als wäre ich selbst gar nicht dabei. Er war auf einer Insel, die mit einigen Rauschebäumen
bewachsen war, die mit ihren wogenden Kronen, mit ihren großen, weich wehenden Blättern sich vom weiten blauen
Himmel abhoben. Wie herrlich es hier war! Das Meer duftete. Ich währte den Salzgeschmack auf den Lippen zu
spüren. Das Meer war nahe. Es war wirklich sehr nahe. Johannes besaß eine Muschel, eine schöne, sehr große
550 Muschel, und legte man diese Muschel ans Ohr, rauschte und sang es. Vielleicht rief es aus den Wellen: »Anna
Dorothea«. Es war Johannes, der meine Mutter lieb hatte, ganz für sich allein. Der einsame Strand gehörte ihm, und an
diesem einsamen Strand wußte jemand von meiner Mutter. Eine hohe Felswand schimmernd im Licht. Als hätte diese
Wand den Namen vernommen: »Anna Dorothea«. Ich war es selbst, die träumend auf dem Wall saß, die Muschel am
Ohr und das Meer belauschend, während die weißen Blumen mich umblühten.

555

Der Kindergarten

Vielleicht hat die Vergangenheit oder ein Traum den Tag verwandelt, an dem ich zum erstenmal den Kindergarten
560 besuchte. Noch sehe ich das schöne Fräulein, die Tante Petersen, vor mir, der meine Mutter mich anvertraute. Tante
Petersen trug ein rosenrotes Kleid und eine weiße, ärmellose Schürze. Ein Kleid von der Farbe der Heckenrosen. Das
ganze Fräulein duftete leise nach Blumen, nach Heckenrosen, wie sie bei uns am Waldrand blühten. Wie beglückend,
daß dieses fremde Fräulein meine Tante war, die Tante von vierzig Kindern, mit denen ich nur durch die
Kindergärtnerin verwandt war. Von einem Tag zum andern hatte ich viele kleine Schwestern und viele kleine Brüder,
565 mit denen ich spielen lernte.

Es gab einen großen Hof, der von hohen Bäumen eingefriedet war, und wo Tante Petersen uns singen lehrte:

So gemeinsam wir spielen
So gemeinsam im Kreis.

570

Die schöne Stimme der Kindergärtnerin muß ihrem Herzen ähnlich gewesen sein. Man hätte wohnen mögen in dieser
Stimme. Klar und froh klang alles, was sie sagte und sang. Ein Lied der jungen Jahre, das mir geblieben ist und das
noch klingen mag, süß und lieb wie einst.

Aus weißem Meersand bauten wir kleine Gärten. Winzige Zweige wurden zu Rauschebäumen. Die zierlichen Wege,
575 die wir anlegten, erschienen mir weit, und jeder Weg führte zu einer Überraschung. Da gab es plötzlich kleine
Steingrotten, eine Hütte aus glitzernden Muscheln, ein Blumenbeet, einen kleinen Sternenhimmel auf der Erde,
schimmernd in allen Farben. Ich erinnere mich an die vielen bunten Strohblumen, mit denen wir spielten, die Farben
sangen. Selbst die stillen, kleinen Geräte, Eimer, Schaufel, Formen, alles schien zu sprechen: nimm mich, spiele mit
mir.

580 Zutraulich waren die Vögel, wenn wir ihnen Brosamen zuwarfen. Zwitscherte dann einer »Kiwit-kiwitt« hieß das
»danke schön«. Manchmal hieß es »Habt ihr noch mehr? Das Brot war gut. Kiwit-kiwitt.« Dann wieder rief einer
»Sieh, wie ich fliegen kann. Kiwit-kiwitt«, breitete die Schwingen aus und im leichten Fluge ging's bis in die

Baumspitze. Die Vögel waren eigens von Tante Petersen hierher bestellt und wußten ganz genau, daß sie zum Kindergarten gehörten. Es waren keine Waldvögel, sondern richtige Kindergartenvögel. Sie hörten zu, wenn Tante
585 Petersen sang, und um ihre Lieder zu hören, kamen sie manchmal eigens in den großen Saal, wo wir an langen Bänken und vor schmalen Tischen saßen.

In diesem Saal, wo wir uns bei Regenwetter aufhielten, machten wir verschiedene kleine Arbeiten. Wir flochten Körbchen aus buntem Glanzpapier, die wir mit heimnehmen durften und die um Weihnachten an den Baum gehängt wurden. Wir fertigten Silberketten an, formten kleine Kelche aus Staniol, das war das Silberpapier, das köstlich
590 anzusehen war.

Es hing ein Bild an der Wand, von dem Tante Petersen uns sagte, daß es »Wandersmann und Lerche« hieß. Das Bild stellte eine sommerliche Gegend dar, ein Kornfeld unter einem ruhigen, blauen Himmel. Ein Weg war da und ein Wanderer, der wohl nicht daran dachte, wohin er ging. Es war ihm gewiß nur ums Wandern zu tun. Er sah nach oben, wo in der blauen Luft die Lerche flog. Tante Petersen wußte ein Gedicht für dieses schöne Bild. Durch das geöffnete
595 Fenster drang von den nahen Feldern der Duft von frischem Heu, während sie uns das Gedicht vorsprach.

Lerche, wie früh schon fliegst du
Jauchzend der Morgensonne zu?
Will dem lieben Gott mit Singen
600 Dank für Leben und Nahrung bringen.
Das ist von alters her mein Brauch.
Wanderer, deiner doch wohl auch?

Der Wanderer träumte, er sei ein Vogel, und der Vogel war mit dem Menschen befreundet. Wie die beiden einander
605 verstanden. O, das war reizend! Es war, als dürfte ich unsichtbar in diesem Bilde weilen. Das war im Sommer und es duftete nach Heu. Die Mohn- und Kornblumen blühten.

Eines Tages saß ich Tante Petersen ganz nahe, so nahe, daß ich mich in ihren Augen spiegeln konnte. Warum sie mich zu sich ans Pult rief, weiß ich nicht mehr. Sie muß sehr schöne Augen gehabt haben, da ich noch heute geneigt bin, dieses Augenpaar mit dem Herzen zu verwechseln. Das stille Blühen dieser blauen Bergseeaugen muß dem Herzen
610 dieses Mädchens ähnlich gewesen sein. Wie anders wäre die Macht eines flüchtigen Augenblickes erklärbar? Augen, in denen ich das eigene Gesicht sah.

Tante Petersen sang vom Engel. Wie aber hätte ich mir einen Engel vorstellen können, da ich bisher nur flüchtig von Engeln gehört und nicht wissen konnte, wie dem Menschen die Vogelschwinge wachsen. Gewiß hätte Fräulein Petersen weniger schön sein können und ich hätte sie leicht mit einem Engel verwechselt, aber sie war in der Tat
615 schön wie ein Engel. Darum war mir auch, als sänge sie ihr eigen Lied. Sie glich der Saite einer Harfe, die sich unscheinbar macht, während sie klingt und schwingt.

Noch sehe ich sie vor mir, die kleine Kindergärtnerin, wie sie saß und sang, die schlanken, weißen Hände lagen wie Blumen im Schoß. Dann war sie Stimme, nur Stimme.

620 Es geht durch alle Lande
Ein Engel still umher.
Kein Auge kann ihn sehen.
Doch alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland.
625 Vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause,
Und wo ein gutes Kind
Bei Vater oder Mutter
630 Im Kämmerlein sich findet,
Da wohnt er gern und bleibet da
Und ist dem Kinde immer nah.

Und geht das Kind zur Ruhe

635 Der Engel weichet nicht.
Er hütet treu sein Bettchen,
Bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Kuß
Zur Arbeit und zum Frohgenuß.

640 O, lieber Engel, führe
Auch mich den Kindern zu,
Die du so gern geleitest
Zu Arbeit, Spiel und Ruh.
645 Bei solchen Kindern lieb und fein,
Da möcht' ich auch so gerne sein.

Von dieser Zeit an glaubte ich an Engel, wie an die letzte und schönste Möglichkeit des Menschen. Es war der erste Wendepunkt in meinem Leben, da ich zu ahnen begann, daß es auch auf dieser dunklen Erde irgendwo Engel ohne
650 Flügel gibt. Meine kleine Kindergärtnerin gehörte dazu. Es war pure Bescheidenheit, daß sie sich nicht der Flügel bediente. Sie hätte fliegen können wie die Lerche oder wie ein Engel ohne Saum, wenn sie gewollt hätte, aber daß sie zu Fuß ging, war mir viel erstaunlicher und versetzte mich in weit größere Bewunderung als der Traumengel, den ich fliegen sah. Auf was für Sohlen die Engel gehen? Heute weiß ich es nicht mehr so genau, aber damals, fünfjährig, ließ ich mich nicht durch den Augenschein verblüffen. Tante Petersen trug schlichte Lederschuhe mit halbhohen Absätzen,
655 aber damit konnte sie mich nicht täuschen. Ich wußte ja, daß sie ein Engel in Menschengestalt war.

Die Schule

660 Es war ein schöner Frühlingsmorgen um die Osterzeit, als meine Mutter mich zum ersten Male in die Schule brachte. Die Bäume in der Apenrader Landstraße standen im ersten jungen Grün, und mir ist, als hätten die Weißdornhecken, an denen ich in der Vorstadt auf meinem Schulweg vorüberkam, geduftet. Im Garten der Bresdorfschen Villa blühten die Osterglocken, und das Primelbeet wurde besorgt, als wir vorübergingen. Weiter oben im Park stand das weiße Birkenhaus mitten im Grün der hohen Bäume. Dies war das Gartenhäuschen, das einmal klein und einmal groß war.
665 Es hatte die seltsame Eigenschaft, sich verwandeln zu können. Sehr gern hätte ich einmal den Augenblick der Verwandlung beobachtet. Ob das nicht jetzt in früher Morgenstunde vor sich gehen konnte? Ich blieb am Gitter stehen, wie ich es jedesmal zu tun pflegte, wenn ich hier vorüberkam. Meine Mutter ließ mich eine Weile gewähren. Vögel zogen in langen Ketten in der reinen Morgenluft über den Garten hinweg.

»Komm, Kind, wir haben keine Zeit länger. Sieh, die Vögel fliegen in die Schule, um singen zu lernen.«

670 Kurz vor dem Nordertor ragte das Schulhaus, dunkel und sehr hoch. Ich hatte schon in der Stadt große Häuser gesehen. Das Schulhaus musterte ich jedoch mit besonderer Aufmerksamkeit, um dann meiner Mutter zu erklären, es sei mir zu groß, und ich wolle da nicht hinein. Mutter lachte, ja, man könne jetzt kein Schulhaus extra für mich anschaffen, und »sieh dir die Kinder an, wie die vergnügt in die Schule gehen.« Das stimmte freilich, und ich gab schließlich, wenn auch etwas widerstrebend, nach, das Schulhaus zu betreten. Vorher hatte ich mich gesperrt wie ein
675 bockiges Kälbchen, und der Lehrer hatte dies beobachtet. Freundlich kam er auf uns zu, begrüßte meine Mutter und wandte sich dann lächelnd mir zu, ob ich nicht Lust hätte, etwas Rechtes zu lernen, oder ob ich lieber dumm bleiben wolle. Eigentlich wollte ich lieber dumm bleiben, denn es mußte wohl auch Dumme in der Welt geben, doch merkte ich, daß man nicht gesonnen war, mit mir eine Ausnahme zu machen, obwohl ich es sehr darauf angelegt hatte, die Schule zu umgehen. Es war gewiß nur das Unbekannte, die große Veränderung, die mich beängstigte.

680 Der Lehrer, ein langer junger Mann, betrachtete mich lächelnd, und es fiel mir ein, daß Mutter mir aufgetragen hatte, ihm die Hand zu geben. Ich holte das nach, aber zum Knix, den Mutter gleichfalls bei mir bestellt hatte, kam es nicht, weil mir der Lehrer die Hand auf den Kopf legte und mir sagte: »Nun, Gott segne dich, mein Kind.« »Ja, danke, gleichfalls«, erwiderte ich, zwar noch etwas beklommen, aber durch solch lebenswürdigen Gruß begann ich doch schon etwas Vertrauen zu fassen.

685 »So, Helga, wirst du jetzt auch immer schön brav und fleißig sein und dem Lehrer auch immer richtige Antworten geben?« Ja, das wollte ich. Daran sollte es nicht fehlen. Es konnte nur darauf ankommen, was der Lehrer von mir zu wissen begehrte. Das Allernächstliegende nämlich, den eigentlichen Zweck der Schule, habe ich lange nicht zu

begreifen vermocht, und mir scheint, daß es hier bei vielen Kindern nicht mit wenigen erklärenden Worten getan ist. Weil nun der Lehrer selbst über sein Amt nichts oder nur sehr wenig sagte, hegte ich die absurdesten Meinungen über ihn. Mich wunderte, daß er Gefallen daran fand, vierzig Kinder die Kreuz und die Quere auszufragen über so manche Dinge, die ihn doch eigentlich gar nichts angingen. Die kleine vorläufige Intelligenzprüfung verstand ich vollkommen daneben. Der Herr Lehrer war recht neugierig und machte nicht den mindesten Hehl daraus. Er fragte nach den Berufen unserer Väter, und war das nicht doch etwas vorwitzig? Wie entzückt war er, von einem kleinen Mädchen – leider nicht von mir – zu vernehmen, daß zwei und zwei vier sind. Das Rechnen schien seine schwache Seite zu sein, und in diesem Punkt war er mir ähnlich. Aber etwas konnte er, und daheim lobte ich gern, was zu loben war: das herrliche Geigenspiel des Lehrers. Es wäre mir sehr recht gewesen, wenn er sich darauf beschränkt hätte, uns den lieben langen Vormittag etwas vorzugeigen, doch konnte er offenbar nicht lange bei einer Sache bleiben. Es gab jeden Morgen nur einen kleinen Happen Musik, der Lust nach mehr erweckte. Am zweiten Morgen war er so entgegenkommend, zu einem Geigenlied zu singen. Oh, das war herrlich, diese warme, braune Stimme zu hören:

700

»Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren.
Lob ihn, o Seele, mit Jauchzen, das ist mein Begehren.
Kommet zuhauf! Psalter und Harfe, wach auf!
Lasset den Lobgesang hören.«

705

O, wie das rauschte! Wie kühn das hinanstieg! Wie leicht war ich hinweggenommen! Wie leicht hinangetragen! Leichter war ich als ein Wölklein, das sich auflöst.

Nein, dieser Lehrer war ein Spielmann des lieben Gottes, dem man keine Vorschriften machen konnte. War es nicht möglich, sich mit der Musik zu begnügen, mußte man einem solchen Herrn überlassen, womit er sich außerdem noch beschäftigen wollte? Seines Geigenspiels und seiner begnadeten Stimme wegen konnte man ihm manche Wunderlichkeit hingehen lassen. »Was für was«, pflegt man bei uns zu sagen, wenn man für eine Wohltat sich erkenntlich zeigen will. »Was für was.«

In den ersten Schultagen waren es lediglich die musikalischen Genüsse, die mich in das hohe dunkle Haus zogen. Was mir widrig war, die Rechnerei, nahm ich gleichsam mit in den Kauf.

715 Wenn nur die Zahlen nicht so unerquickliche Geschöpfe gewesen wären! Sie wurden uns manchmal in gedruckten Lettern schwarz auf weiß vorgeführt. Jede Zahl war eine steife Behauptung: So bin ich, so bleibe ich, und zwar unerbittlich und unabänderlich. Merkwürdig, wenn der Lehrer eine Zahl auf die Wandtafel malte und sie nachher mit dem Schwamm auswischte, kam's mir vor, als ärgere sich die Zahl darüber, daß sie ausgelöscht wurde. Und irgendwo spukte sie ungeniert weiter. Das war unangenehm, sehr unangenehm. Nach und nach kam es mir unbescheiden vor, mit Zahlen umzugehen. Nun ja, bis zu zehn mochte man zählen, wenn es durchaus sein mußte und sein sollte, aber allzuweit hätte es nicht gehen dürfen. Nicht so weit, wie es bei uns in der Klasse ging. Es war für mich jedenfalls ein höchst betrübliches und beunruhigendes Kapitel und nicht abzusehen, wie sich das weiter entwickeln würde. Unser Lehrer machte auffallende Fortschritte im Rechnen. Er entwickelte eine Kenntnis, wie ich sie niemals einem Menschen vorher zugetraut hätte. Die Ansichten über meinen Lehrer änderten sich von Tag zu Tag, so daß ich meiner eigenen Meinung kaum mehr nachkommen konnte. Daran war nur der Lehrer selbst schuld, der mich von einer Verblüffung in die andere versetzte. Das war nun einmal seine Art. Es war nicht leicht, sich daran zu gewöhnen.

720 Wohin mochte das führen, wenn man gleich in den ersten zwei Wochen so klug gemacht wurde? Da ging ich langsam und nachdenklich von der Schule nach Hause, beladen mit einer ungeheuerlichen Wissenschaft. Die Nachbarinnen nickten mir vergnügt und in schwer begreiflicher Harmlosigkeit zu: »Tag, Helgalein, na, wie geht's in der Schule? Kommst auch hübsch voran?«

Ob ich gut vorankam? Es war der reine Hohn. Ich wußte ja schon die unerhörtesten Dinge. Ich wußte etwas Übergewaltiges. Ich wußte, wie die Welt entstanden war. Ich wußte um das Paradies. Ich wußte um Gott, um Adam und Eva wußte ich. Um den ersten grausamen Engel wußte ich, der mit seinem flammenden Schwert die Pforte des Paradieses bewachte, damit nur ja die armen Menschen, die man ohne Kündigungsfrist vor die Tür gesetzt hatte, sich dort nicht wieder blicken ließen. Vor dem Bresdorfschen Garten stellte ich mich auf, um die Last meiner Wissenschaft ein wenig zu ordnen. In solchem Birkenhaus hatten wahrscheinlich Adam und Eva gewohnt. Das war anzunehmen. Dieses ungewöhnlich hübsche Haus war immer leer. Nie sah ich jemand hinein- oder herausgehen, bis mein Kindesherz das reizende Birkenhaus eines Tages belebte. Aber das war später, viel später. Nach Jahren erst. Ich hatte ja nicht das Verfügungsrecht über das schöne Birkenhaus. Es gehörte Herrn Bresdorf, dem Direktor von der Werft. Ich wußte nur, daß niemand das Gartenhaus lieber haben konnte als ich. Es war eine Liebe auf den ersten und auf den letzten Blick, und es konnte niemandem schaden, wenn ich es für mich als »mein Birkenhaus« bezeichnete. Einmal war es mein Schloß, dann wieder meine Laube. Das Haus hatte, wie gesagt, die wunderbare Eigenschaft, von einem

Tag zum andern groß oder klein zu erscheinen, wie uns manchmal das Leben selbst vorkommen kann, einmal klein und einmal groß.

745

Daheim machte ich meinen Eltern bei Tisch die Mitteilung, daß ich genug wisse, und es sei besser, wenn ich jetzt mit dem Lernen aufhöre und die Schule nicht länger mehr besuche. Meine Eltern werden ihren Ohren nicht getraut haben, oder sie nahmen meine Erklärung für den unberechenbaren Einfall eines Kindes, den man belächeln kann, dem man jedoch keine sonderliche Beachtung zu schenken braucht. Ich war keinesfalls ein bequemes Kind, das sich unter
750 irgendwelchen Vorwänden von der Schule drücken wollte. Ich war geneigt, fleißig zu lernen, indem ich meine Schulaufgaben mit der größten Gewissenhaftigkeit ausführte. Ich hatte nur eine große Furcht, das Gelernte innerlich nicht bewältigen zu können, weil es zu große Anforderungen an meine Verstandeskräfte und vor allem an meine Phantasie stellte, Forderungen, denen ich nicht gewachsen war. Die instinktive Abwehr vor dem Zuviel, die ich zeitlebens behalten habe, wurde mir später bewußt, und ich bin mit dem, was ich an geistiger Nahrung zu mir nahm,
755 stets vorsichtiger gewesen als mit der Nahrung, die ich meinem Körper zuführte. Eine Magenverstimmung läßt sich viel leichter kurieren als eine geistige Überladung. Es gibt Menschen, die mit großer Sorgfalt ihren Speisezettel zusammenstellen und die jede unbekömmliche Speise streng vermeiden, während sie geistig mit vollendeter Unbedenklichkeit alles verschlingen, was ihnen geboten wird und wonach sie zufällig Appetit verspüren. Solche Menschen lesen gute und schlechte Bücher, und dies in erstaunlichen Mengen und mit einem Heißhunger, daß man
760 annehmen möchte, sie gieren bei dem einen Buch bereits nach dem andern. Sie besuchen Gesellschaften, Theater, Kino, Versammlungen, kurzum, sorgen dafür, daß sie niemals zur Ruhe und Einkehr kommen, und die eigentliche Empfindsamkeit, das klare eigene Denken geht durch dieses Zuviel selbstverständlich verloren, von anderen geistigen Schäden ganz zu schweigen. Mit dem Studium wird es sich ähnlich verhalten, obwohl ich zugeben will, wie ja auch die Erfahrung es lehrt, daß es starke Menschen gibt, die Verschiedenes zugleich aufzunehmen imstande sind; doch
765 mögen dies besonders begabte Ausnahmen sein, während im allgemeinen das Zuviel-auf-einmal-lernen-wollen nur auf Kosten der Gründlichkeit geschehen kann.

Indessen half mir mein Sträuben gegen die Schule wenig, und es genügte meiner Umgebung keineswegs, daß mir selbst mein Wissen genügte. Ich wurde oft gehänselt, weil ich, wie Vater es nannte, gern eine Analphabetin bleiben wollte. Ich war es ja, aber ich bin's dann doch nicht geblieben. Wäre ich in Sizilien oder Sardinien geboren, hätte ich
770 meinen Willen vielleicht durchgesetzt und hätte nur gelernt, statt meines Namens ein Kreuzlein zu zeichnen; so aber, wie es gekommen ist, bin ich imstande, sowohl Geschriebenes als auch Gedrucktes zu lesen, doch erwarte ich nicht, daß man mich deswegen sonderlich bestaune. Nur ich selbst wundere mich manchmal, daß ich sogar wider meinen Willen einiges gelernt habe.

775 In der ersten Klasse saß ich neben meiner Kusine Doris, nicht gerade als Allerletzte, aber doch als Vorletzte, aber da wir beide keinen Ehrgeiz kannten, schien uns der letzte Platz genau so gut wie der erste. Doch will ich hier gleich hinzufügen, daß ich mit 14 Jahren sogenannte Klassenerste war, als ich die Schule verließ. Das heißt, ich war auch hier die Vorerste gewesen und bekam den ersten Platz, nachdem meine Nachbarkollegin Aline in eine höhere Schule versetzt wurde, da sie Lehrerin werden wollte. Mit meiner Kusine Doris hatte ich bisher wenig gemeinsame
780 Interessen, obwohl wir doch nahe miteinander verwandt waren und nebeneinander Haus an Haus wohnten. Doris war ein flottes Persönchen und schon mit kaum fünf Jahren sehr »praktisch« veranlagt. Ihre und meine Mutter, die einander Schwestern waren, hatten eines Tages nach Frauenart über das Mittagessen gesprochen, wobei meine Tante, die auch Doris hieß, bemerkte, daß sie einige Eier brauchen könnte, die im Laden zufällig nicht zu haben waren. Daraufhin erwähnte meine Mutter, daß sie soundso viele Eier im Küchenschrank habe, und nebenbei sagte sie, daß sie
785 fortgegangen sei, ohne die Tür zu schließen. (Das Gespräch fand nämlich an der Straßenecke statt.) Die kleine Doris, die völlig unbeachtet neben ihrer Mutter stand, schlich sich heimlich davon und holte meiner Mutter sämtliche Eier bis auf eines aus dem Küchenschrank und brachte die Eier wohlbehalten in die Küche ihrer Mutter, während diese noch eine Weile mit meiner Mutter weiterplauderte. In diesem Alter konnte Kleindoris kaum wissen, was »mein« und »dein« ist, aber mit sieben Jahren hatte sie schon eine Ahnung davon.

790 Sehr klar erinnere ich mich, daß sie am ersten Schultag ihre Mappe, für die es unter der Bank einen eigenen Platz gab, den ganzen Vormittag über auf dem Arm behielt und mich aufforderte, es genau so zu machen. Gut. Ich wußte zwar nicht, warum, doch hielt ich es genau wie Doris, holte mir die Mappe aus dem Fach, und so saßen wir dicht an dicht nebeneinander, jedes sein Gepäckstück am Arm. Der Lehrer, der acht Bänke weit von uns entfernt saß, auf seinem hohen Pult, bemerkte, wie wenig einfach wir es uns machten, kam zu uns, um zu erklären, wie wir unsere kleinen
795 Siebensachen verstauen könnten. Er legte sogar persönlich unsere Mappen in das Fach. Kaum hatte er den Rücken gedreht, gab Doris mir mit den Augen ein bedeutungsvolles Zeichen, holte die Mappe wieder heraus, hängte sie sich an den Arm, und ich mußte dasselbe tun. Der Lehrer bemerkte es bald und kam freundlich nochmals zu uns zurück, da er uns für etwas schwer von Begriff hielt; ich kann nur sagen, daß der Lehrer uns gegenüber eine Geduld zeigte, für

die ich damals wenig Verständnis hatte. Er war wirklich ein Kinderfreund und daher auch ein guter Lehrer, aber es
800 war nicht leicht, aus uns klug zu werden. Wir, meine Kusine und ich, haben später oft darüber gelacht, wie wir den
Lehrer veranlaßten, dreimal erfolglos hin- und herzulaufen, bis Doris ihm in ihrem drolligen Plattdeutsch erklärte, wir
müßten unsere Mappen am Arm behalten, da sie uns leicht gestohlen werden könnten. Ich weiß nicht, ob Doris nach
dieser Richtung hin schon Erfahrungen gemacht hatte. Ich wußte nur, daß sie selbst meiner Mutter die Eier aus dem
805 Schrank geholt hatte, aber das war ja etwas, das in der Familie blieb. Dieses Eiernehmen war nicht ganz in der
Ordnung, aber Doris hatte wohl nur ihrer Mutter gefällig sein wollen. Meine Kusine meinte es sehr gut mit mir, doch
klang es immerhin etwas beunruhigend, wenn sie sagte: »Man muß sehr auf seine Sachen aufpassen.«

»Ja, ja«, pflichtete ich bei, »das muß man schon.« Trotzdem verstand ich nicht, was gemeint war, doch wollte ich
mich einer so gewandten Kusine, die schon soviel Erfahrung hatte, gern ebenbürtig zeigen. Doris hatte so viele
Geschwister, daß sie nicht einmal genau wußte, wie viele es waren. Ihre Brüder und Schwestern, schon erwachsen,
810 waren zum Teil in der Fremde. Ein Bruder war von der Wanderschaft nach Hause gekommen, hatte an die Tür
geklopft, und Kleindoris hatte diesen großen Bruder mit den Worten empfangen: »Wir geben nichts.«

»Nanu?« hatte der Bruder gelacht. »Also so seid Ihr hier? Ihr gebt nichts? Das ist ja niedlich. Und warum gebt Ihr
nichts?«

»Wir haben selbst nichts. Wir brauchen, was wir haben.«

815 »Das sind ja schöne Aussichten. Aber einen Kuß könnte ich vielleicht bekommen, oder steht's auch damit knapp?«

Kleindoris wußte noch nicht recht, daß einem Menschen manchmal an einem Kuß viel mehr gelegen sein kann als an
einem Stück trockenem Brot oder an einem kühlen Zweipfennigstück. Sie ließ den fremden Mann, den sie für einen
Handwerksburschen hielt, an der halboffenen Tür stehen, beugte sich übers Treppengeländer und rief hinab:

»Mutter! Komm mal rasch herauf. Hier ist ein Mann, der einen Kuß will . . .«

820 Tante Doris, die sich unten mit der Nachbarin unterhielt, rief zurück: »Was will er?«

»Einen Kuß!!!«

»Ich komme sofort!«

Es stellte sich dann rasch heraus, daß der fremde Mann ein Bruder von Doris war.

Mit ihrer großen Schwester war es ihr ähnlich gegangen, und ich fand es recht interessant, eine so schwer übersehbare
825 Familie zu haben. Mit den Brüdern, die sich auf der Wanderschaft befanden, beschäftigten wir uns besonders. Es
mußte ja herrlich sein, durch ganz Deutschland zu spazieren und nur hin und wieder ein bißchen als Zimmergeselle zu
arbeiten, nur um etwas Geld zum Weiterwandern zu verdienen. Man konnte auch für den Anfang etwas Brot in der
Umhängedose mitnehmen, und später, im Lauf der Wanderung, würde man auf dem Lande bei den Bauern genügend
zu essen bekommen, so daß man also nicht zu verhungern brauchte. Allerdings mußte man bereit sein, den Bauern bei
830 den Landarbeiten zu helfen, aber das war ein Vergnügen. Wir würden Borsdorfer Äpfel auflesen und blaue Pflaumen,
wie sie in üppiger Fülle in den Obstgärten von Kalleby gediehen. Man mußte wohl nicht gerade jede Fracht in den
Korb werfen. O ja, das Auswandern hatte entschieden viel für sich. Doris wußte großartig mit allem Bescheid, und für
mich war die Auswanderei notwendig geworden, da ich in der Rechenstunde mehr rückwärts als vorwärts kam. Der
Lehrer hatte mich gefragt, wieviel zehn und zehn zusammen ausmachen, und das hatte ich in der Eile nicht gewußt.
835 Als der Lehrer mir dann gesagt, daß zehn und zehn zwanzig sind, hatte ich betrübt den Kopf geschüttelt und gesagt:
»Ich kann's nicht glauben.« Für solche aufrichtige Antwort hatte ich dann einen Klaps auf die Finger bekommen,
womit sogar meine Eltern einverstanden waren, was mich sehr kränkte. Nein, Doris und ich wollten auswandern, so
jung wir waren. Das Alter spielte dabei keine Rolle. Es kam ja auf uns an, wie wir uns dabei hielten.

Es gab bei diesem Plan nur ein Hindernis, und das war der Geburtsschein, den man nach Doris' Kenntnissen überall
840 vorzeigen mußte. Nun war mir zufällig noch nie etwas von Geburtsscheinen zu Ohren gekommen, aber Doris suchte
mir einen Überblick zu geben von der großen Scheinwirtschaft, die es ja tatsächlich gibt. Da ich ein wenig dazu
neigte, nur an das zu glauben, was mir paßte, paßte es mir mit dem Geburtsschein ganz und gar nicht. Der liebe Gott
hatte Adam und Eva doch auch keinen Geburtsschein ausgestellt. Wäre dies der Fall gewesen, hätte der Lehrer eine
solch wichtige Sache sicher erwähnt. Ja, es sei inzwischen manches anders geworden, wußte Doris mich aufzuklären.

845 »Ach, wir gehen ohne Geburtsschein«, bettelte ich.

»Dann kommt die Polizei und fängt uns ein, und damit ist uns nicht gedient.«

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Vom Polizisten ahnte ich freilich, daß er eine sehr große Macht besaß. Londelius
war von einem Polizisten eines Abends aus der Wohnung geholt worden und war so ruhig neben ihm gegangen, so,
als wisse Londelius genau, daß jeder Widerstand vergeblich sei.

850 Mein letzter Vorschlag war:

»Wir gehen ohne Hut und behalten die Schürze an, und dann denkt die Polizei und denken überhaupt alle Menschen, daß wir überall wohnen und zu Hause sind. Wir spielen Ball und nehmen noch unser Springseil mit.«

Leider beharrte Doris auf dem unerläßlichen Geburtsschein, von dem ich genau wußte, daß meine Mutter ihn mir nicht gutwillig aushändigen würde. So kam es, daß wir unsere vorzeitige Wanderlust bis zu einer besser passenden
855 Gelegenheit unterdrückten. Auf der Schulbank saßen wir nebeneinander, wie zwei unschuldig Verurteilte im Gefängnis, bis wir dann nach und nach Geschmack am Lernen fanden und uns der schöne Sinn der Schule allmählich aufging.

Eines Tages gab es einen seltsamen Himmel. Es war nicht mehr der Himmel vom Tag zuvor. Es war nicht nur der weiche, blaue Himmel, in dem die Vögel in leichten Scharen zur Schule flogen. Sie lernten singen:

860

Lobt froh den Herren, ihr jugendlichen Chöre.
Er höret gern ein Lied zu seiner Ehre.

Das sangen die Vögel und wußten es nicht. Ich aber wußte es. Oh, ich wußte soviel. Am Anfang schuf Gott Himmel
865 und Erde. Man sah es plötzlich dem Himmel an, daß der liebe Gott ihn erschaffen hatte.

Auch die Sonne war anders geworden. Am Strand bemerkte ich es, angesichts der unzählbaren Wellenstreifen. Es war, als wolle die große Sonne am Himmel mit ihren unzähligen Strahlen sich in jeder Welle fortsetzen, und die vielen Wellensonnen strahlten ein demantenes Licht. Und die große Ursonne selbst blendete. Man konnte sie nicht ansehen, ohne die Augen zu schließen. Daß sie durch ein Wort entstanden war! Es werde Licht! Und es ward Licht.
870 Hervorgerufen durch ein Wort. Oh, es war so tief erstaunlich! Die einsame Stimme des Schöpfers, da sein Geist noch über den Wassern schwebte. Oh, noch immer über der Förde meiner Heimat. Die vielen Sonnen über den Wellen. Sie glitzerten. Sie sprangen und tanzten, als hätten sie jubeln mögen. Wie vom Munde des lieben Gottes geweht, entstand wieder und immer wieder das Licht. Siehe, es war sehr gut, hatte der liebe Gott selbst gesagt. O ja, es war unendlich gut. Es war schön, bezaubernd schön. Es war der Himmel des lieben Gottes und das Licht des lieben Gottes. Und ich
875 wußte darum.

Wir hörten in der Schule die Schöpfungsgeschichte, wie sie im Alten Testament zu lesen steht. Unser Lehrer versuchte nicht, das überirdisch Große zu verkleinern. Er ließ zunächst die ehrfurchtgebietende Majestät der biblischen Sprache auf unsere jungen Herzen einwirken, die vor dieser Größe in Andacht erbebt. Erst nachher gab er uns einige Erklärungen, die unserem kindlichen Verstand entsprachen. In dieser Zeit lernte ich rasch lesen und
880 schreiben. Die Aussicht, in der Bibel lesen zu dürfen, war es, die meinen Eifer beflügelte. Ich erinnere mich deutlich an meine kleine Lesefibel, in der gleich beim ersten Buchstaben, beim »A«, ein Apfel abgebildet war, und wie ich diesen Apfel oft betrachtete und mir dabei dachte, daß ich schon bald die Geschichte von Adam und Eva würde lesen können, die seltsame Geschichte, die ich schon kannte.

Einen Tag lang versetzte mich die Vertreibung aus dem Paradies in eine unbeschreibliche Kummernis. Es war, als
885 arbeite das, was ich vernahm, selbständig in mir, ohne daß ich etwas dazu tat. Von einer großen Freude wurde ich plötzlich in einen tiefen Gram versetzt, und ich stand meinen eigenen Empfindungen machtlos gegenüber. Was mir sonst noch in der Schule geboten wurde, erschien mir belanglos gegen dieses eine, was mir einzig zu wissen wichtig schien. So viele Jahre sind seitdem vergangen, doch ist mir, als wäre es gestern gewesen, was ich an einem Mittwochmorgen vernahm: »Du bist Erde und sollst zu Erde werden.«

In welche Betrübnis versenkte mich dies Wort! Am Nachmittag war ich mit einem Nachbarkind, mit Martha, einer kleinen Freundin, auf dem Kartoffelacker, wo wir bei der Ernte helfen durften. Es waren die großen mehlig, sogenannten Rosenkartoffeln, die wir in große Körbe legten. An einer Staude befanden sich zwölf bis achtzehn schöne Kartoffeln. Ich zählte, weil ich an das Wort dachte: Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen . . . Ich fand, es war nicht so sehr schlimm . . . Der liebe Gott war milde in unserer Gegend . . . Es war eine schöne Ernte.

895 Es wurde einiges dürre, von der Sonne versengte, trockene Kraut auf dem Felde verbrannt, und in der Abendstunde lagen und saßen wir um dieses Feuer herum. Es war so schön, in die Flamme zu sehen. Man hätte bitten mögen: Verlösche nicht . . . Der Himmel war silbern, und schon zeigte sich die blasse Mondsichel am Himmel. Es war zunehmender Mond, und ich wußte, woran man dies erkennt. Ich wußte ja so viel . . . Meine kleine Freundin Martha war so lieb. Sie saß neben mir. Es tat gut, sie nahe zu fühlen, ganz nahe. Ich sah, der Flammenschein fiel über ihr
900 Gesicht, spielte in ihren flachsblonden Haaren. Nur die Erde, auf der wir saßen, war dunkel. Du bist Erde und sollst zu Erde werden. Es war nichts dagegen zu machen. Unabänderlich, es gab soviel Erde, und der leere Acker war ein Schatten, ein großer, dunkler Schatten. Gedankenlos ließ ich eine Handvoll Erde durch meine kleinen Hände rinnen. Sie duftete gut, diese dunkle Erde. Dann wieder sah ich in die Flamme, die am Verglühen war, aber sie hielt sich noch ein wenig. Noch spielte ein wenig Licht in Marthas hellem Haar. Ein letzter Glanz, nach dem ich verlangend griff. Ich

905 haschte danach und zog meine kleine Freundin an mich: Ich hab' dich heut so lieb. Sie schmiegte sich an mich. Und dann tauchten die ersten Sterne aus dem Silber des Himmels auf. Das waren die Lichter an der Feste des Himmels. Es gab ein großes Licht, das den Tag regierte, und ein kleines, das die Nacht regierte. Und diese Lichter schieden Tag und Nacht voneinander, gaben Zeichen und Zeiten, Tage und Jahre. Und an diesem Tag stand der Mond im zunehmenden Zeichen. Wir bemerkten es mit leiser Freude.

910

Advent

915 Wie soll ich dich empfangen
Und wie begegn' ich dir,
O aller Welt Verlangen,
O meiner Seele Zier . . .

Wie gern habe ich dieses Lied im Advent gesungen, allabendlich um vier Uhr in der Schule mit vielen andern Kindern zusammen. Der Lehrer selbst sang mit, und unsere jungen Stimmen klangen so froh, als wollten sie einander umarmen.

Wie wundervoll ist es, in der Freude mit vielen einig zu sein und in Erwartung zu singen: Wie soll ich dich empfangen?

Das ist die Liebesfrage im Advent, die immer wieder in uns auftaucht, wenn das Weihnachtsfest nahe bevorsteht.

925 Es wurde früh dunkel, und doch war es irgendwo licht und hell. Durch das hohe Fenster sah man am Himmel den ersten Stern schimmern. Jeden Abend war er da, wenn wir sangen. Es war der Herold unter den Sternen, der Millionen kommende Sterne ankündigte. Dann wieder war es Gabriels und Mariens Stern. Oder es war derselbe Stern, den die fremden Könige einst gesehen. Die heiligen drei Könige, die einem Sterne nachgegangen waren, und mit ihnen war die Sehnsucht der fernen Völker gewandert, die noch nichts vom Jesuskinde wußten und sich doch schon nach ihm sehnten. Denn die Sehnsucht nach Erlösung lag in jedem Menschen. Das war uns gesagt worden, und jetzt wußten wir es für immer. So sehr von weitem waren sie gekommen, die drei Weisen aus dem Morgenlande, umgeben von fremdländischem Duft, beladen mit Gold, Weihrauch und Myrrhen, singend auf dem Wege: O aller Welt Verlangen . . . Wie reich sie doch waren, diese Sternerfüllten, reich an Liebe und an Gold! Irgendwo aber mußten sie doch ihre Paläste verlassen haben, ihre stolzen, glänzenden Häuser ließen sie leer stehen, da sie nach Bethlehem gingen. Sie 935 waren ja Könige, und doch schienen sie ihre Kronen vergessen zu haben um Jesu willen.

Jeder König sang dasselbe, was wir in der Schule sangen:

940 Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis,
Will deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß . . .

Noch stand das Zeichen am Himmel, und nichts war leichter als Sterndeuten. Beim Nachhauseweg von der Schule ging immer der Stern mit mir. Er eilte mir voraus oder folgte mir. Der Stern behielt den Menschen im Auge. Und 945 einmal hatte er über dem Stall zu Bethlehem gestanden, zwischen den Zweigen eines Palmbaumes geblänzt. Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten.

Oh, ich erinnere mich, wie meine liebe Mutter von der Geburt Jesu erzählte. Was waren alle Märchen gegen dieses eine, das die Wahrheit aller Wahrheiten enthielt? Die Kunde war mir noch neu, und ich hatte noch nicht gar viel von Jesus gehört. Es war so tief erstaunlich und schön, daß das Jesuskind alles von mir wußte, immer gewußt hatte. Und 950 daß es dann so klein war, daß man das Verlangen trug, es wie ein Brüderchen zu betrachten.

Nicht genug konnte man davon zu hören bekommen, und Mutter wußte so lieb Bescheid, als wäre sie dabeigewesen. Alles, aber auch alles ließ sie sich abfragen.

»Mutter, sag, warum ist das Jesuskind nicht daheim geboren worden im Hause seiner Eltern? Hätte der liebe Gott nicht machen können, daß Maria und Joseph nicht in Wohnungsnot kamen? Der liebe Gott hätte auch die 955 Volkszählung leicht verlegen können, meine ich. Und daß die beiden mit ihrem Kinde fliehen mußten! Mutter, du hast

vergessen zu sagen, ob wohl ein Ofen im Stall zu Bethlehem war? Wenn das Kind auch gut eingehüllt war in Windeln und Wolle, kann es doch nicht recht warm gehabt haben. Und Maria und Joseph. Ob es nicht kalt war in der Nacht?«

Bei uns im Wohnzimmer glühte und wärmte das Feuer. Die Ofentür stand geöffnet, und wir saßen um den Ofen und sahen in die schöne Glut. Die Lampe war noch nicht angezündet. Mutter liebte es, uns Kindern in der Dämmerung zu erzählen, und man sah und dachte nichts anderes als an die wundersame Geschichte von der Geburt Jesu. Wie lieb und warm war es bei uns! Wie leicht hätte hier ein Kind geboren werden können! Es hätte in meinem Kinderbett schlafen können, unter der hübschen blauen Decke. Wie schade, daß wir damals nicht in Bethlehem waren! Wie sehr ich dies bedauerte! Meine Eltern hätten bestimmt das Jesuskind aufgenommen mitsamt seiner holden Mutter und dem heiligen Joseph. Dies wäre schon gegangen, wenn man sich ein wenig eingeschränkt hätte. Wir hatten ja oben eine Dachkammer, und dann die kleine Abseite, und ich hätte mit Rebekka leicht im Holzraum schlafen können. Rebekka war dazu bereit, daran fehlte es nicht. Und in der Küche, auf unserem Herd mit drei Kochlöchern und einem Wasserschliff, war es eine Kleinigkeit, für zwei Familien zu kochen. Einige Teller und Schüsseln hätten wir vielleicht noch gebraucht, aber das war das wenigste. Das hätten die Nachbarn uns ja auch zur Not geliehen. Etwas Geld hätte Vater sich zum voraus geben lassen können vom Werftdirektor, dem man ja leicht erklären konnte, warum man Geld brauchte und wer bei uns zu Gaste war. Onkel Erich, der gleich nebenan wohnte, war Zimmerer und hatte eine eigene große Werkstatt, und ob der heilige Joseph nicht bei Onkel Erich Arbeit annehmen würde? Mutter hielt dies nicht für ausgeschlossen. Onkel Erich hätte den heiligen Joseph so gut wie zum Meister machen können, und beide würden sich dabei nicht schlecht gestanden haben. Aber bei uns hätten alle drei wohnen müssen. O wie wundervoll! Wie unausdenkbar schön! Ob die Heilige Familie wohl einverstanden gewesen wäre? Wenn sie gesagt hätten: »Ja, wir kommen ganz gern –!«

»Mutter, meinst du, daß sie ›Ja‹ gesagt hätten?«

»Ich weiß es nicht, mein Kind. Es kann sein.«

Es kann sein. Es hätte sein können! Ach, wir konnten ja auch nicht dafür, daß wir in eine so späte Zeit geraten waren. Schade, wirklich schade. Aber man konnte doch durch die Jahrhunderte zurücklaufen wie durch eine Allee, bis man nach Bethlehem kam, wo das göttliche Kind im Stall lag.

»Und warum lag es im fremden Stall?«

»Es geschah nach dem Willen Gottes. Und das Jesuskind wollte wohl dadurch zeigen, daß es nur ein Gast und ein Fremdling auf der Erde war. Es kam doch vom Himmel und war bei seinem Vater im Himmel daheim. Auch wir sind nur zu Gaste hier, und einmal müssen auch wir das Haus verlassen . . .«

Und dann brach Mutter das Gespräch ab, um uns das schöne Adventslied zu singen: »Vom Himmel hoch, da komm' ich her . . .«

Die Schwester

990

Jetzt weiß ich nicht, ob es unbedingt nötig ist, daß ich etwas von meiner Schwester Rebekka erzähle, aber es kann vielleicht nicht schaden. Wie oft schon habe ich über dieses Thema nachgedacht, im innigen Verlangen es zu verstehen, doch muß ich bekennen, daß es mir bisher nicht gelungen ist.

Meine Schwester war mit 15 Jahren ein schönes Mädchen, hoch und schlank gewachsen, mit schwerem, glattem, streng gescheiteltem Haar und einem sehr fein geschnittenen Gesicht, jedoch mit einem etwas gleichgültigen, manchmal sogar abwehrendem Gesichtsausdruck. Im Typus war sie der vollendete Gegensatz zu mir. Vielleicht war sie in Wirklichkeit nicht so dunkel, wie ich sie als Kind sah, was daran gelegen haben kann, daß in meiner Gegend durchweg blonde oder dunkelblonde Menschen sind. Wir waren jedenfalls sehr verschieden voneinander, und dies nicht nur äußerlich, sondern auch und wohl hauptsächlich im Wesen, worüber ich freilich als Kind wenig nachgedacht habe. Viele Jahre später erst, als ich erwachsen war, erfuhr ich, daß Rebekka nur meine Halbschwester war und daß wir eigentlich nur den Vater gemeinsam hatten. Doch glaube ich, daß ihr dies ebensowenig bedeutet hat wie mir, zumal unsere Mutter genau so zärtlich an ihr hing, ja sie in manchen Dingen noch mehr verwöhnte als mich. Meine Schwester legte größeren Wert auf schöne Kleidung, und wo Mutter nur konnte, gab sie Rebekka stets nach, wenn sie sich etwas Besonderes wünschte.

Ich kann mich nicht entsinnen, daß meine Schwester auch nur ein einziges Mal mit mir gespielt hätte. Sie war freilich sieben Jahre älter, und das ist bei Kindern eine lange Zeit. Oh, ich hätte sehr viel darum gegeben, wenn sie nur um einige Jahre jünger gewesen wäre, damit ich als Spielkameradin wenigstens ein klein wenig für sie hätte in Betracht kommen können. Es war an sich so köstlich, eine große Schwester zu haben, und obwohl ich mich bemühte, es zu

verbergen, hegte ich eine starke Bewunderung für sie, die aber hauptsächlich dem schönen Äußeren galt. Zu gerne
1010 wäre ich ihr ein wenig gefällig gewesen. Einmal, als sie ein englisches Gedicht auswendig zu lernen hatte, erlaubte ich
mir, ihr zu soufflieren. Sie sah verwundert auf und fragte, ob ich denn das Gedicht kenne. Glückstrahlend und mit
naivem Stolz sagte ich ihr die Strophe her, von der ich zwar nicht eine Silbe verstand; doch hatte ich mit sieben Jahren
ein Gedächtnis, daß, wenn ich einen Vers nur einmal richtig gehört hatte, ich ihn ohne jegliche Mühe auswendig sagen
1015 konnte. Meine Schwester ärgerte sich offenbar, daß ich als siebenjähriges Mädel das englische Gedicht leichter lernen
konnte als sie, die Vierzehnjährige. Verdrießlich warf sie das Buch auf den Tisch und schickte mich in die Küche. Ich
ging tiefbetrübt meiner Wege und konnte nicht verstehen, daß ich nicht das Rechte getroffen hatte.

Wie ich's anstellte, war's falsch. Einmal putzte ich ihre Schuhe mit Ofenglanz. Ich hatte entdeckt, daß dies dem
Schuhzeug einen silbrigen Glanz gab, der mir ungemein gefiel und den ich für extra vornehm hielt; aber das wurde
mir nicht nur von meiner Schwester, sondern sogar von Mutter selbst als Schabernack ausgelegt, da ich bemerkte, ich
1020 hätte dies eigens gemacht. Ich sagte allerdings nicht, warum. Eigentlich sollte man ja alle Schuhe mit Ofenglanz
putzen, aber bei uns daheim hatte niemand Sinn dafür.

Ich leistete mir noch etwas, von dem ich mir viel versprach. Meine Schwester besaß ein Nähkästchen aus schönem
braunen Holz. Nun sah ich, wie Mutter eines Tages eine Gipsfigur, die ährensammelnde Ruth, vergoldete. Diese Ruth
war ein Prunkstück auf unserer Kommode. Da Ruth nicht alles Gold in Anspruch genommen hatte, kam ich auf den
1025 Gedanken, der Rest der Goldbronze könnte für das Nähkästchen meiner Schwester reichen, und solche edlen Vorsätze
sind bekanntlich dazu da, um ausgeführt zu werden. Ich räumte also das Kästchen aus und begann, es von außen zu
vergolden. Das Gold reichte gerade, eben und eben. Sehr gerne hätte ich nun auch das Innere des Kästchens vergoldet,
aber das Gold reichte nur noch für einen schönen Stern mit ungefähr acht Zacken. Ich war sehr zufrieden mit meinem
Werk. Es war ein Vergnügen sondergleichen, sich das Kästchen anzusehen. Es war eine Wundertruhe, ein
1030 Schatzkästchen. Beinahe zu schade, Nadel und Faden hineinzulegen, aber für meine Schwester war nicht leicht etwas
zu gut. Sie würde staunen. Sie würde ja ihren Augen nicht trauen ob solcher Pracht.

Rebekka staunte wirklich, und sie traute ihren Augen tatsächlich nicht, aber sie staunte leider ganz anders, als ich
erwartet hatte. Ich mag nicht sagen, wie . . . Sie war gar nicht mit dem goldenen Kästchen einverstanden, und ich
merkte, daß ich anders vorgehen mußte, um ihr Herz zu gewinnen.

1035 Der Zufall oder das Schicksal kam mir entgegen. Ich wurde krank. Es waren zwar anfangs nur die Masern, die mich
befielen, doch schloß sich an die Kinderkrankheit eine wochenlange Schwäche, von der ich nicht sagen kann, ob sie
von den Masern die Nachwirkung oder eine Krankheit für sich war.

Eine gewisse Schwermut hatte mich befallen, von der ich jedoch glaube, daß sie einen besonderen Grund hatte. Kurz
vor dem Ausbruch meiner Krankheit war mir das Trommelfell des rechten Ohres durchstoßen worden, was eine
1040 schmerzliche Entzündung mit sich brachte. Ich hatte nämlich in der Schule eine Zeichnung zu machen, irgendein
Blatt, das Blatt eines Baumes. Während ich nun über diese Zeichnung nachdachte, zerstreute ich mich, und ehe ich
mich's versah, war eine kleine Himmelsleiter entstanden mit einem träumenden Jakob, der seinen Kopf an die unterste
Sprosse lehnte. Wie ich dazu kam, die Zeichnung zu machen, weiß ich nicht. Die Himmelsleiter und Jakob waren im
weißen Papier verborgen, und der Bleistift spielte von selbst in meiner Hand. Da ich nun aber nicht die gewünschte
1045 Blattzeichnung abliefern konnte, kam der Lehrer sehr ungehalten an meine Bank und war im Begriff, mir meiner
Unfolgsamkeit wegen eine Ohrfeige zu geben. Hierbei suchte ich mich ängstlich mit der Hand, die immer noch den
Bleistift hielt, zu schützen. Der Lehrer gab mir einen Stoß, wobei die Spitze des Bleistiftes mir durchs Ohr fuhr. Ich
empfand einen ungemein heftigen Schmerz, vor dem ich sehr erschrak und der mir schwer erträglich schien, obwohl
ich mich schon an Schmerzen gewöhnt hatte, da ich beinahe täglich in der Schule sogar hart gezüchtigt wurde, weil
1050 ich nicht mehr die kleinste Rechenaufgabe lösen konnte, was der Lehrer für Eigensinn halten mochte, da ich in
anderen Fächern gute Fortschritte machte. Mein gutes Gedächtnis erstreckte sich leider nicht im mindesten auf
Zahlen. Ich konnte mit neun Jahren viele Psalmen, Gedichte, sogar Prosastücke fehlerfrei aufsagen, was zu lernen zum
Teil gar nicht verlangt wurde, dagegen verursachte mir die einfachste Rechenaufgabe die größten Schwierigkeiten,
obwohl ich mir immer wieder Mühe gab, das Rechnen zu erlernen. Es nützte aber alles nichts. Ich mag noch heute
1055 nicht sagen, wie ich gezüchtigt wurde, doch geschah es oft mit einer Grausamkeit, vor der ich erbebt. Daß es so
etwas Hartes und Häßliches geben konnte! Mit den Schmerzen verstand ich ein wenig umzugehen. Ich wußte sie
manchmal zu beschwichtigen, indem ich entweder meine geschwellenen Fingerspitzen küßte, mir das Haar
streichelte, manchmal auch vor mich hin mit meinem Rücken sprach. Die kleinen heimlichen Selbstgespräche halfen
viel, bis ich eines Tages merkte, daß ein Gedicht oder die Kirchenmusik, die Orgel imstande waren, alles Zerrissene
1060 und Wunde, auch alles Häßliche und Schwere in mir für eine Weile zu heilen, aufzuheben, vergessen zu machen.

Es stand also insofern nicht so schlimm mit mir, da ich auf dem besten Wege war, mir ein wirkungsvolles System
auszudenken, eine gute Methode gegen Schmerzen auszuprobieren. Der liebe Gott, der mein Vertrauter war, schien
nicht immer Zeit für mich zu haben. Doch wollte ich ihm dies auf keinen Fall übelnehmen. Er hatte wohl seine
Gründe, wenn er schweigsam blieb. Die Dichtung aber schwieg nicht. Vielmehr lernte ich ihre Tröstungen kennen.

1065 Ach, du süße, kleine Sternliese, und du gesegneter Dichter, wieviel ich euch verdanke! Und dann gab es noch vieles, was ich hier nicht alles aufzählen kann. In einer schmerzlichen Kindernacht schwor ich jedem edlen Dichter, der mir zum Trost wurde, Dankbarkeit auf Lebenszeit, es ist ein Gelübde, das ich gehalten habe bis auf den heutigen Tag.

Nach der Zeichenstunde jedoch kam ich lahmer denn je nach Hause und verwundet legte ich mich ins Bett, um zu sterben. Warum? Ich weiß es nicht. Wenige Tage vorher hatte ich ein Gedicht gefunden, das ich säuberlich
1070 abgeschrieben hatte, um es meiner Schwester zu schenken. Es gefiel mir zwar im Ton nicht besonders, und ich erinnere mich sehr deutlich, daß es das erste Mal war, daß ich ein Gedicht mit einer gewissen Kritik betrachtete. Ich fand, daß es an diesem Gedicht einiges auszusetzen gab, aber man konnte darüber hinwegsehen, weil der Sinn des Gedichtes schön war.

1075 Wenn mit ihrem Pfunde
 Fromme Poesie
 Einer Erdenstunde
 Himmelsduft verlieh,
 Ehret ihre Sendung.
1080 Achtet stets den Geist.
 Scheltet nie Verschwendung,
 Was den Schöpfer preist.

Nun hielt ich dieses Gedicht für eines der notwendigsten, die es je geben konnte. Es enthielt eine Aufforderung, die
1085 mich rührte und gepackt hielt. Mit fünfzehn Jahren trug ich dieses Gedicht, das ich mit neun Jahren schon kannte, begeistert in mein Tagebuch ein.

Ich saß, obwohl ich mich vor Schmerzen kaum aufrecht halten konnte, in der Mittagsstunde noch mit den andern bei Tisch; doch spürte ich schon, daß ich mich würde ins Bett legen müssen. Ich schob meiner Schwester das Gedicht hin:
»Hab' ich dir mitgebracht.« So, als käme ich von einer weiten Reise. Während Rebekka das Blatt betrachtete, bildete
1090 die Hafergrütze in der Milch seltsame Weltteile. Eine helle Landkarte. War das nicht Grönland? Nun, ich hatte mich wohl geirrt. Ich hörte jemand sprechen: »Ja, was soll ich denn mit diesem Unsinn?« Eisberge ragten auf, und das Meer war grün und kalt. Und dann wußte ich nichts mehr von mir. Ich wurde ohnmächtig.

Wochenlang lag ich krank, verwirrt und halb bewußtlos. Nur sehr langsam erholte ich mich, da ich kaum Nahrung zu mir nehmen mochte oder konnte. Meine Schwester fragte nichts nach mir. Sie mochte mich nicht leiden. Dagegen war
1095 nichts zu machen. Dergleichen gab es wohl in der Welt. Es würden mir vielleicht noch manche Menschen begegnen, die mich nicht gern haben würden. Es war sehr schwer, sich dieses Unabänderliche, Schmerzliche bewußt zu machen. Wie wohl jedes Kind hatte ich ein starkes Bedürfnis nach Liebe, doch setzte ich dieses Bedürfnis auch bei anderen voraus, und hierbei war es eine herbe Enttäuschung, einsehen zu müssen, daß meine nächste Umgebung nicht so liebebedürftig war, wie ich es mir wünschte.

1100 Immer wieder hoffte ich, mich zu irren, aber das Schlimme war, daß ich mich eben nicht irrte. Ich war der Meinung, daß dieses »Nichtgeliebtwerden« meine eigene Schuld sei. Da es mir nicht gelungen war, die Zuneigung meiner Schwester zu erringen, um die ich mich so sehr bemühte, wie würde es mir dann gelingen, die Liebe der anderen Menschen zu erwerben? Dies beschäftigte mich, während ich krank im Bett lag, lange, lange Zeit, bis diese Frage sich allmählich selbst von mir ablöste. Es kam vielleicht nicht so sehr darauf an, geliebt zu werden. Wer darauf verzichten
1105 könnte! Es kam darauf an, selbst liebzuhaben. Trotz der Kälte.

Viele Monate später erzählte mir Mutter, ich hätte auf verschiedene Fragen immer nur eine und dieselbe Antwort gegeben: Es ist kalt in Grönland. Dann fragte Mutter mich, ob mir denn so viel von Grönland geträumt habe, aber davon wußte ich nichts. Als ich wieder mit bei Tisch sitzen konnte, berührte meine Schwester einmal meine Hände, indem sie sagte: »Wie deine Hände mager geworden sind!« Diese Liebkosung durchzuckte mich. Ich versuchte zu
1110 scherzen: »Ich bin also doch nicht ganz umsonst krank gewesen.« Meine Schwester lächelte, aber sie verstand mich nicht.

Über der Kommode hing ein Bild. Es war Werthers »Lotte«, die große, mütterliche Schwester, die, umgeben von einer fröhlichen Kinderschar, ihren kleinen Geschwistern Brot schnitt. Diesem schönen Mädchen hätte ich ähnlich
1115 sein mögen. Lotte trug ein weißes Kleid, mit freundlichen Flatterschleifen besetzt. Wie aus Gefälligkeit für die Kinder hatte sie sich eine kleine Rose ins Haar gesteckt, das war reizend. Wie schön mußte es sein, so viele Geschwister zu haben, in einem Zimmer, in dem alles ein wenig sorglos drunter und drüber ging. Das Kleinste saß im hohen Kinderstuhl, ein Stück Schwarzbrot in den kleinen Patschhänden. O dieser reizende kleine Pausback! Man hätte ihn

aus dem Bild herausnehmen mögen, um ihn nur ein einziges Mal ans Herz zu drücken, ihm einen Kuß auf seine
1120 runden Wangen zu geben.

Eines Tages bekam ich die Möglichkeit, selbst ein wenig Lotte zu sein, weil Frau Jessen, unsere Nachbarin, in der Stadt Besorgungen zu machen hatte und mir für einige Stunden die Aufsicht ihrer Kinder anvertraute. Es war mir recht, daß Frau Jessen sieben Kinder hatte, eines kleiner als das andere. Das war ein großes, unvorhergesehenes Glück für mich, das ich nach jeder Richtung hin gründlich genoß, da es mir selten geboten wurde. Da gab es eine kleine
1125 Amelie im Wagen, die »labla« und »aigü« sagen konnte und so drollig mit den Beinchen zappelte, und wenn man sehr freundlich auf sie einsprach, hatte sie ein entzückendes Lächeln, das hervorzulocken Freude machte. Und mit den andern Kindern ließ sich so reizend spielen, daß der Nachmittag im Fluge verging. Sogar Brot hatte ich schneiden dürfen, zwar nicht wie Lotte mit einem breiten Messer, sondern mit einer Brotschneidemaschine, was aber ungefähr auf dasselbe hinauslief. Daheim erzählte ich Mutter, das Brot bei Jessens sei gewiß schwerer und härter als das Brot
1130 bei Lotte, und damit zeigte ich nach dem Bild, um Mutter zu zeigen, warum Lotte keine Brotschneidemaschine brauchte.

Weiter unten, am Ende der Straße, war die biblische Gegend oder der Rand der Welt. An sich betrachtet war es kein gesunder, kein eigentlich behaglicher Spielplatz, weil Schutt und Asche hier abgeladen wurde, aber das störte uns Kinder nicht im mindesten. Die Gegend war vielseitig und anregend, das Blütentum gleich neben dem Gerümpel. Ein
1135 grün bewachsener Wall, ein schmaler Wiesenstreifen ganz nahe dem Scherbenfeld. Zur Linken neben dem Wall, wohl zwanzig Schritte von ihm entfernt, sah man in den geöffneten Raum einer Glashütte, wo Männer an langen Stangen glühende Flaschenkolben hin und her schwenkten. Der geöffnete Ofen warf einen rotgelben Flammenschein auf die nackten Oberkörper der Glasbläser. Das sah schön und zugleich schrecklich aus. Die Glashütte wurde von uns Kindern als Hölle bezeichnet, doch kam sie nur zum Ansehen in Betracht, und hinein kam niemand von uns. Der
1140 Zutritt war streng verboten.

Der Wall, auf dem spärlich einige Markblumen und Löwenzahn wuchsen, war der Himmel, und hier regierte Kalle Hattenberg kühn genug als »lieber Gott«. Unterhalb des Walles befanden sich sechs Schweineställe nebeneinander, und diese Partie hieß »die Verbannung« oder »die Fremde«. Zwischen den Schweineställen und dem Wall gab es einen Jauchegraben, der beim Spiel vom verlorenen Sohn und der verlorenen Tochter eine wichtige Rolle spielte. Um
1145 nämlich aus der Verbannung in den Himmel zu gelangen, war man genötigt, diesen Graben zu überspringen, eine Kunst, in der wir uns unwillkürlich übten. Einige Jungen fanden es flott, sich beim Springen einer Stange zu bedienen, aber ich lehnte für meine Person solche Hilfsmittel ab, freilich erst, nachdem ich zwei Vorhangstangen von daheim zerbrochen hatte. Es gab allerdings auch eine Möglichkeit, auf bequemeren Wegen in den Himmel zu gelangen, aber das war etwas für die ganz Kleinen, die den gefährlichen Sprung noch nicht wagen konnten. Alles, was noch nicht im
1150 Himmel war, mußte sich entweder in den Schweineställen oder doch in der allernächsten Umgebung der Ställe aufhalten, bis einer der Wallengel oder Kalle Hattenberg selbst zum Kommen rief. Wer über den Graben sprang, galt, bevor er das Ziel erreicht hatte, als verllorener Sohn oder als verlorene Tochter.

Vom Wall her hörte man bis in den Schweinestall das Lied der Seligen:

1155 »Paradies, Paradies,
 Wie ist deine Frucht so süß.«

Was noch nicht in Sicherheit war, sang sehnsüchtig zurück:

1160 »Wie wird's sein, wie wird's sein,
 Wenn ich zieh in Salem ein,
 In die Stadt der goldnen Gassen.
 O, mein Gott, ich kann's nicht fassen,
 Was das wird für Wonne sein.«

1165

So ging es im Wechselgesang hin und her, bis einer sich zum Sprung entschlossen hatte.

Als ich das erstemal als verlorene Tochter in diesen gräßlich stinkenden Graben fiel, konnte mich dieses unangenehme Vorkommnis gleichwohl nicht aus der Illusion herausbringen. Ich versuchte zum Vergnügen meiner Spielkameraden hinaufzuklettern, kam einen Schritt vorwärts, fiel wieder zurück, immer singend:

1170

»Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel,
Flög' ich auf zu meinem Herrn,
Über Meere, Täler, Hügel,
Sonder Schranke, sonder Zügel
1175 Folgt' ich immer meinem Stern.«

Aus den »Harfenklängen« wußte ich eine Menge von diesen Heimwehliedern, die ich allen andern vorzog, und die ich, im Graben hockend, meinen Freunden vorsang.

Mein bester Spielkamerad, der etwa elfjährige Fiete Krey, gehörte zu den Engeln erster Ordnung. Er hatte eine
1180 hübsche, kräftige Stimme, sprang vorzüglich und war auch sonst ein tüchtiger Junge. Als Engel nämlich gelüstete es ihn manchmal, einem von uns persönlich beim großen Sprung behilflich zu sein, wogegen jedoch Kalle Hattenberg meistens protestierte, was er sich ja als »lieber Gott« leisten konnte.

»Nein, das gibt's nicht. Wer im Himmel ist, soll im Himmel bleiben und damit Punktum. Erzengel Fiete, es geht nicht an, daß du dich nachträglich in der Fremde herumtreibst, sonst gibt es ein Durcheinander, in dem man sich nicht mehr
1185 auskennt.« Dabei war es doch die Hauptaufgabe Kalle Hattenbergs, sich »auszukennen«. Fiete Krey aber, der sich möglichst viel betätigen wollte, meinte: »Ach was, ich brauche ja nicht direkt in den Schweinestall hineinzugehen, wenn es dir nicht paßt, aber die Engel fliegen doch auch über Gräben und Sümpfe hinweg. Das ist doch wohl klar.« Dagegen konnte der liebe Gott dann nichts einwenden, aber es kam doch vor, daß der Engel mitsamt seinem Schützling in den Graben fiel. Manchmal wurde der brave, daheimgebliebene Bruder fortgeschickt, um den
1190 verlorenen zu holen, und wenn der Brave hierzu keine Lust verspürte, kam er längst nicht so glimpflich davon, wie es uns aus der Biblischen Geschichte bekannt ist, wo er doch nur den milden Vorwurf des lieben Gottes sich anhören muß: »Du solltest fröhlich und guten Mutes sein, denn dieser, dein Bruder, war tot und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren und ist wiedergefunden.«

Wir wollten Geschwister sein, die einander wirklich liebhaben, und es konnte für uns keinen Himmel geben, wenn
1195 nicht alle daran teilhaben durften. Wie hübsch war es, wenn Engel und Sünder miteinander befreundet waren. Schön war es, wenn wir alle auf dem Wall nebeneinander singend saßen, in das zarte Blau eines Sommertages hinein:

»Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen.
1200 Bring uns, Herr, ins Paradies.«

Meine Schwester hatte in ihrem neunzehnten Jahre wohl eines der wichtigsten Erlebnisse, die ein junges Mädchen nur haben kann. Sie hatte sich verliebt, und wenn ich auch als Zwölfjährige diese Liebesgeschichte nicht in den Einzelheiten kannte und, selbst wenn ich einiges darüber gewußt hätte, dies gar nicht recht hätte verstehen können,
1205 sah ich dennoch etwas von der Wirkung dieser Liebe. Das Gesicht meiner Schwester war sanfter, weicher geworden. In ihren Augen lag ein Glanz heimlicher Freude. Sie lächelte manchmal vor sich hin, wenn sie, über eine Handarbeit gebeugt, am Fenster saß. Sie kümmerte sich freilich nach wie vor nicht viel um mich, aber sie war doch freundlich mit mir. Im Fensterbrett stand im Blumentopf eine kleine Myrte, und ich wußte ja sehr wohl, was die Myrte bedeutete, doch ließ ich mir nichts merken. Die Myrte hatte schon sieben kleine Zweiglein. Sie war nicht als Abstecker gesetzt, sondern schon als richtiges Pflänzlein mit der Wurzel aus dem Blumenladen geholt worden. Heimlich für mich suchte
1210 ich zu berechnen, wieviel Zweiglein wohl zu einem Brautkranz gehören mochten. Was zu sehen war, reichte freilich noch nicht, aber es war doch schon ein nettes, stattliches Bäumlein. Daß Rebekka nicht selbst die Wurzel im Wasserglas gezogen hatte? Nun, hierfür mochte sie ihre Gründe haben. Es war Rebekkas Aufgabe, die Myrte zu pflegen; aber einmal, als mir der Boden etwas trocken vorkam, goß ich ein wenig Wasser, und meine Schwester kam
1215 gerade darüber hinzu. Ich sagte, daß ich nicht ganz kaltes Wasser genommen habe, weil dies den Myrten nicht bekömmlich sei.

Meine Schwester sah mich an und lächelte. Oh, sie war schön! Sie war sehr schön, und es war gewiß das Glück, das meine Schwester so schön machte.

Der junge Mann, den sie liebte, war der Sohn des Papierwarenhändlers, bei dem ich meine Schulhefte kaufte. Der
1220 Vater meines zukünftigen Schwagers, ein alter, stiller, grauhaariger Mann, der sehr sorglich und höflich bediente, kannte mich wohl vom Sehen und von meinen kleinen Einkäufen her, doch hatte er noch keine Ahnung davon, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnis wir bald zueinander stehen würden. Ich aber wußte dies und bat daher mit besonderer Bescheidenheit um eine weiche Schreibfeder. Mußte er diese dann eigens suchen, wehrte ich beinahe verlegen ab: »O bitte, bemühen Sie sich nicht eigens. Ich kann auch mit harter Feder schreiben. Es ist ja nur

1225 Gewohnheit. Die harten Federn haben auch etwas für sich. Übrigens werden die harten Federn auch mit der Zeit weich.«

»Nein, nein, ich habe schon weiche Federn . . . Wenn ich nur wüßte . . .« Dann suchte der alte Mann, bald mein nächster Verwandter, die weichen Federn und achtete kaum darauf, daß ich unentwegt die harten Federn lobte, so daß er sich hätte wundern können, warum ich denn überhaupt eine weiche Feder begehrt hatte, wenn die harte so

1230 vorzüglich war.

Hatte der liebe alte Mann dann endlich die richtigen Federn gefunden, kosteten zwei Stück nur einen Pfennig. Ich lernte plötzlich rechnen. Was konnte Herr Michelsen an diesen Federn verdienen? Er mußte ja zusetzen. Solch eine nette Feder zu fabrizieren, war keine Kleinigkeit. Es steckte doch ein Betrieb dahinter, denn schließlich mußten jene Menschen, die die Federn herstellten, doch auch verdienen. Mußten leben. Ob Herr Michelsen sich nicht im Preis

1235 geirrt hätte? Seelenruhig gab er zur Antwort:

»Nein, nein. Warum?«

Nun, dies zu erörtern, hätte zu weit geführt. Ich warf nur scherzhaft die allgemeine Klage hin, die ich schon oft gehört hatte:

»Ja, ja, das Leben wird immer billiger. Wohin das wohl noch einmal führen soll . . .«

1240 Es konnte ja nicht schaden, wenn Herr Michelsen merkte, daß ich eine Person war, mit der man schon ein vernünftiges Wort sprechen konnte. Ich war ja erfahren nach mancherlei Richtung hin, hatte eine Schwester, die heimlich verlobt war und die eine bald blühende Myrte im Fensterbrett stehen hatte. Schade, daß ich mich Herrn Michelsen nicht zu erkennen geben durfte, obwohl wir doch bald einander du sagen würden. Er sagte ja du zu mir, aber so sprach er auch die andern Kinder an. Nein, verraten durfte ich nicht, wie es mit uns, mit Herrn Michelsen und

1245 mir, stand, das wäre eine Indiskretion gewesen. Eine heimliche Verlobung mußte einigermmaßen heimlich bleiben, leider.

»Also billig soll das Leben sein?« sagte Herr Michelsen und wickelte mir die beiden Federn in rosa Seidenpapier.

»Das ist ja eine beneidenswerte Erfahrung, die du da gemacht hast. Ich finde, daß die Sachen immer teurer werden.«

Aber weniger als einen Pfennig konnten die Federn doch nicht kosten, und bei solch phantastisch niedrigen Preisen

1250 schob Herr Michelsen mir noch freundlich ein buntes Wunschbildchen hin, von denen er einen netten Vorrat gleich neben der Kasse liegen hatte. Diese bunten Bildchen hatten doch auch ihren Wert, und einmal hatte Herr Michelsen sie bestimmt kaufen müssen. Er war entschieden ein nobler Mann mit einem gütigen Herzen, und wenn der Sohn dem Vater ähnlich war, stand es gewiß gut um Rebekka. Manchmal war auch der zweite Sohn, also der Bruder des Verlobten meiner Schwester, im Laden und lächelte mich verständnisinnig an, so daß ich hieraus schloß, der jüngste

1255 Herr Michelsen wisse um unsere künftige Verwandtschaft. Selbstverständlich lächelte ich freundlich zurück.

Solche heimliche Verlobung war für die Nächstbeteiligten sehr hübsch, aber die andern, die etwas Fernerstehenden, hatten doch rein gar nichts davon. Ich selbst hatte es nur zufällig aufgeschnappt, daß meine Schwester heimlich verlobt war, offiziell hatte man mir dies nicht mitgeteilt. Trotzdem wußte ich es, und das war sehr schön. Beinahe war ich ein bißchen mitverlobt und konnte das Glück meiner Schwester ein wenig mitgenießen.

1260 »Es soll vorläufig strengstes Geheimnis bleiben«, hatte Rebekka zu Mutter gesagt, und Mutter hatte gemeint:

»Ja, es ist vielleicht besser so.«

Deutlich genug hatte ich dieses strenge Geheimnis mit angehört, von der Schlafstube aus, gleich nebenan.

Warum war es besser, wenn man eine Verlobung geheim hielt? Warum sollten die andern nicht auch ein bißchen von solchem Glück mitgenießen? Es war doch in gewissem Sinne etwas egoistisch, ein solches Glück ganz und gar für

1265 sich behalten zu wollen. Nein, wenn ich mich einmal verloben würde, sollte das eine sehr öffentliche Angelegenheit werden. Mein Bräutigam und ich würden das Geld zusammenlegen, um in allen Zeitungen groß und schön umrandete Anzeigen aufzugeben: »Als Verlobte empfehlen sich Helga« usw. »Freuet euch mit den Fröhlichen!« Das war nicht mehr als gerecht.

Die heimliche Verlobung begann mich zu bedrücken, und eines Tages konnte ich Doris gegenüber einige

1270 Anspielungen nicht unterlassen, zumal sie selbst mir mitteilte, daß ihr Bruder sich in Sachsen verlobt habe. Die Braut, die aus Rauschau stammte, würde in der nächsten Woche schon zu Besuch kommen, und dann würde die Hochzeit gleich gefeiert werden. Auf so viel freudige Ereignisse war ich etwas eifersüchtig, aber ich hatte ja auch eine heimliche Verlobung zu bieten. Es war zu dumm, daß die heimliche Verlobung gerade das eine an sich hatte, daß sie so gar heimlich bleiben mußte. Schweigen mußte ich. Ich fand den Ausweg und sagte: »Ja, Herr Michelsen wird

1275 wahrscheinlich auch bald mit meiner Schwester Ernst machen.« Der Ausdruck »Ernst machen« wurde bei uns allerdings angewandt, wenn man besagen wollte, daß jemand kurz vor der Heirat steht, doch wußte ich über die eigentliche Bedeutung dieser Redensart nicht allzu genau Bescheid. Doris hätte gern die nähern Umstände von mir

gehört, aber ich mußte meine Zunge beherrschen. Ich sagte nur, daß Rebekkas Myrte bald dreißig Zentimeter hoch sei. Danach mochte Doris berechnen, wie es bei uns stand.

1280 Meiner Freundin Martha, die ich so lieb hatte und die ein Anrecht auf die wichtigsten Begebenheiten in unserem Hause hatte, teilte ich dasselbe mit. Da sie aber wenig von diesen Dingen verstand, war ich genötigt, mich deutlicher auszudrücken, so daß das große Geheimnis eigentlich mehr als nur gelüftet, beinahe offen dalag. Ja, meine Schwester sei sehr glücklich. Ich sagte es glatt heraus, weil ich es wünschte.

1285 Es geschah aber etwas Trauriges. An einem Pfingsttag merkte ich es zum erstenmal. Wie die Sache eigentlich zusammenhing, wußte ich nicht, und ich weiß es noch heute nicht. Ich weiß nur, daß meine Schwester mich aufforderte, mit ihr nach Wassersleben zu gehen. Etwas Derartiges war noch nie vorgekommen. Sie schien meine Gesellschaft dringend nötig zu haben, dies glaubte ich aus ihrem Benehmen herauszuspüren. Ob sie sich nun in aller Morgenfrühe mit ihrem Freund verabredet hatte oder ob sie wußte, daß er um eine bestimmte Stunde an einem bestimmten Meilenstein vorüberkommen würde, ich weiß das nicht. Wir gingen in unseren hellen Sonntagskleidern in der Nähe von Wassersleben an einem Meilenstein auf und ab. Auf dem stand K. M. 3,2. Sonst nichts. Wir gingen wohl eine halbe Stunde immer nur wenige Schritte auf und ab, wobei ich bemerkte, daß Rebekka immer unruhiger wurde, doch gestattete ich mir keine Frage. Schließlich erklärte sie mir, daß sie auf Michelsen warte.

»Er kommt gewiß noch«, bemerkte ich so diskret wie möglich.

1295 Wir gingen unendlich lange auf und ab. Von Zeit zu Zeit las ich K. M. 3,2. Ob das wohl der richtige Meilenstein war? Ob meine Schwester sich nicht vielleicht im Meilenstein geirrt hatte? Dann wieder fiel mir ein, daß Herr Michelsen ja nur aus einer Richtung kommen konnte. Jeden Menschen, der uns von Süden her entgegenkam, sah ich aufs schärfste darauf hin an, ob es Herr Michelsen sein könne. Wer nur eine entfernte Ähnlichkeit mit ihm hatte, tröstete, beglückte mich. Es kamen junge Männer vorbei, die es beinahe hätten sein können. Herr Michelsen sah nämlich gar nicht besonders aus, so, wie alle jungen Männer aussahen. Aber der eine war eben doch Herr Michelsen, schlank, dunkelhaarig, mit weichem, eingebogenem grauen Hut, dunkelgrauem Anzug und sehr hübschen gelben Stiefeln.

1300 Ach, meine liebe, arme Schwester hatte das Gesicht so gespannt und betrübt! Und so reizend sah sie aus an diesem Morgen in ihrem hellblauen Sommerkleid, eine hellrote Federnelke mit etwas Grün hatte sie angesteckt. Wie entzückend sie aussah! Es war schade, daß Herr Michelsen so lange auf sich warten ließ.

1305 »Da! Ich glaube, das ist er, wenn ich mich nicht irre!«

Ich irrte mich, aber ich sagte es nur, um das unglückliche Gesicht meiner Schwester zu beleben, um ihr ein wenig Hoffnung zu machen, um ihr neue Spannkraft zum Warten zu geben.

Der Herr, der an uns vorüberging, hätte ja leicht Herr Michelsen sein können, wenn er sich nur ein bißchen daran gehalten hätte . . . Herr Michelsen war ja, an sich betrachtet, eine so belanglose Erscheinung. Es gab ja so viele Michelsen, so viele von seiner Art, aber das half wenig. Es war nun einmal dieser eine Michelsen, nach dem meine Schwester verlangte. Oh, ich hätte viele Jahre meines Lebens dafür hingeben mögen, nur um an diesem einen Pfingsttag Herr Michelsen zu sein. Ich wäre gekommen, und wie wäre ich gekommen . . . Aber dergleichen gibt es ja nicht. Wenn's drauf ankommt, kann kein Mensch den andern ersetzen.

Wir matteten uns mit Warten ab, meine Schwester und ich, und jede war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

1315 »Wir wollen langsam umkehren«, beschloß meine Schwester, und ich sah in ihr schönes, junges, enttäushtes Gesicht und blickte dann rasch auf den Meilenstein. Es war ein Schmerz in diesem Gesicht, den ich nicht kannte. Ich sah nur den Reflex einer leidenschaftlichen Verzweiflung. Ich ahnte, daß nicht ich hier helfen konnte. Meine Schwester hatte einen Kummer, den ich nicht begreifen konnte und den ich dennoch in seiner furchtbaren Wirkung sah. Es war ein so schöner Frühlingmorgen, und die Buchenwälder zu beiden Seiten unseres Weges standen im ersten Grün; aber dies konnte Rebekka nicht trösten, und es gab jetzt nichts, was sie hätte trösten können. Dennoch sagte ich, während wir nebeneinander heimwärts gingen:

»Rebekka, es könnte sein, daß Herr Michelsen vielleicht nicht hat fortkommen können. Wenn etwas passiert wäre, das ihn am Kommen verhindert hat . . .«

»Ja, das wäre möglich«, gab meine Schwester zu, doch war ich nicht sicher, ob sie daran glaubte.

1325 »Es kann irgend etwas bei ihm daheim los sein. Man kann nicht immer jede Verabredung innehalten. Das weiß man doch, daß es hin und wieder mal Hindernisse geben kann . . .«

»Vielleicht war etwas mit seinem Fahrrad nicht in Ordnung.«

»Ja, wollte er denn mit dem Fahrrad kommen?«

»Ja, das wollte er. Vielleicht! Genau weiß ich's nicht.«

1330 »Nun ja, dann brauchen wir uns nicht zu wundern. Mit solchem Fahrrad klappt alle Augenblicke etwas nicht. Das ist nichts Besonderes. Jette klagt fortwährend darüber. Das hättest du mir gleich sagen sollen, daß er per Rad kommt, dann hätte ich gewußt, daß wir mit seinem Kommen auf keinen Fall hätten zu rechnen brauchen.«

Und dann wußte ich plötzlich eine Menge Geschichten von Fahrrädern, die recht selten funktionierten.

Alles, was ich gegen die Fahrräder vorbrachte, glaubte meine Schwester mir aufs Wort. Es war erstaunlich, wie sie
1335 mir lauschte. Es fiel mir auf, daß sie nicht einen Augenblick daran dachte, daß Michelsen ja auch hätte zu Fuß kommen können, wenn sein Fahrrad nicht in Ordnung war. Dies ging mir selbst beunruhigend durch den Kopf, doch behielt ich es selbstverständlich für mich. Ich bemerkte nur:

»Wir haben doch nur auf die Fußgänger geachtet. Wenn er nur nicht an uns vorbeigefahren ist!«

»Er hat doch auch Augen im Kopf . . . Nein, er war verhindert. So wird es sein.«

1340 Zu Hause aber begann meine Schwester zu weinen, und zwar weinte sie tagelang, so daß ich mich über solche Ausdauer im Weinen nicht genug wundern konnte. Ich sah ein, es mußte etwas für Rebekka geschehen. Aber was?

Herr Michelsen war nämlich mit einer »andern« gesehen worden, die nicht einmal aus unserer Gegend stammte, was die Eifersucht, die meine Schwester empfand, wahrscheinlich noch erhöhte. Es war klar, sie überschätzte das Glück, das die andere genoß, doch ist solche Einsicht einer unglücklich Verliebten nicht leicht beizubringen. Oh, dieser
1345 unzuverlässige Herr Michelsen, der mit einer anderen ging, die noch dazu so unverzeihlich langweilig aussah und sich niemals mit meiner interessanten Schwester messen konnte! Einmal begegneten mir die beiden, wie sie in der Abendstunde die Landstraße hinaufspazierten. Am liebsten hätte ich das Paar gestellt und dieses Glück, das mir nicht paßte, gehörig auseinandergesprengt, doch begnügte ich mich, Herrn Michelsen einen durchdringenden Blick zuzuwerfen und ihm ein verächtliches »treuloser Kerl« nachzurufen. Das Paar drehte sich nach mir um, wußte aber
1350 wohl nicht, daß der Zuruf tatsächlich ihm gegolten hatte, zumal ich nicht sicher bin, ob Herr Michelsen mich kannte. Eigentlich sollte ich ihn nicht verewigen, doch bleibt mir nichts anderes übrig, da er mich meiner Schwester wegen einmal so intensiv beschäftigt hat, und eigentlich verdanke ich ihm die erste Erkenntnis, daß es verschiedene Arten von Liebe geben kann. Meine Schwester suchte ich von ihrem Kummer abzulenken, indem ich abends zum Klavierspiel das Lied sang: »Eins ist not, ach, Herr, dies eine.« Es verfiel nicht. Es saß offenbar sehr fest in meiner
1355 Schwester.

Einmal durften wir uns zur Zerstreuung das Familienprogramm eines Varietés ansehen, das mir in seiner Buntheit einen starken Eindruck machte. Ein junges Mädchen sang ein Lied, von dem sich mir einige wichtige Worte einprägten.

1360 Die Liebe ohne Treue
Ist eine Blume ohne Duft,
Ist ein Himmel ohne Sterne,
Ist ein Mond ohn' Silberglanz.

1365 Ob Herr Michelsen nicht in sich gehen würde, wenn man ihm diese Zeilen schickte? Es mußte natürlich anonym geschehen. Es konnte nur schlechter Wille und Ungefälligkeit sein, Rebekka nicht liebzuhaben. Aber konnte man nicht ein wenig nachhelfen? Es mußte etwas geschehen, und es geschah auch etwas.

Der jüngste Herr Michelsen lächelte mir nach wie vor freundlich zu, was kaum mehr nötig war, weil die
1370 verwandtschaftliche Vertraulichkeit hier wohl nicht mehr in Betracht kam. Mir war eigentlich gar nicht mehr danach zumute, zurückzulächeln, aber es konnte vielleicht nicht schaden, wenn man die Beziehungen ein wenig aufrechterhielt, doch fiel mein Gruß etwas wehmütig aus. Dies spürte ich selbst. Der jüngste Herr Michelsen erlernte die Sargmacherei bei Tischler Bebenroth, der in unserer nächsten Nachbarschaft wohnte, und ich sah ihn beinahe täglich, entweder wenn er auf dem Arbeitsweg war, oder wenn er einen Karren vor sich herschob, auf dem ein neuer
1375 Sarg stand, den der jüngste Herr Michelsen abzuliefern hatte. Ich hatte ihn noch als Schulknaben gekannt. Jetzt aber mochte er siebzehn Jahre alt sein, und weil er so groß geworden war, nannte ich ihn Herr Michelsen und nicht mehr Jürgen.

Eines Nachmittags begegnete er mir, als er gerade einen winzig kleinen weißen Kindersarg auf der Schulter trug, ein Särgelein mit Sternchen besetzt. Es war doch eigentlich eine traurige Beschäftigung, der Herr Michelsen nachging, aber
1380 er kam mir mit einer so strahlenden Heiterkeit entgegen, daß ich mich unwillkürlich fragte, ob er wohl mit demselben

lustigen Gesicht diese traurige, rührende Kindertruhe bei den Leidtragenden ablieferte. Wir grüßten einander, Michelsen blieb plötzlich vor mir stehen und fragte mich, warum ich denn neuerdings ein solch »nücksches Gesicht« mache.

Ich erwiderte, der kleine Sarg mache mich traurig.

1385 »Ja, du lieber Gott, es gibt viele Särgе in der Welt, und man kann sich nicht um jeden Sarg grämen. Aber das wirst du ja auch nicht machen. Wie gefällt dir dies Särgelein?«

»Es ist schön, aber es ist doch so traurig.«

1390 »Ja, das ist nun einmal nicht anders. Das Schöne ist manchmal traurig. Aber denk, diesen Sarg hab' ich ganz allein gemacht. Er ist innen auch ganz weiß, mit weißen Spitzen am Rand. Soll ich es dir mal zeigen?« Dabei machte der junge Mensch Miene, den kleinen Sarg von der Schulter zu nehmen, um ihn auf den Boden zu stellen.

»Nein, nein, bitte, nicht«, wehrte ich ab, »behalt' ihn nur auf der Schulter, ich will ihn nicht sehen.«

Er war auf seine Arbeit jedoch so kindlich-stolz, daß ich ihm schon den Gefallen erweisen mußte, mich ein wenig dafür zu interessieren. Wir hatten zufällig die gleiche Wegrichtung, und so kam es, daß wir uns eine Weile ausschließlich über Särgе unterhielten, doch hätte sicher kein Vorübergehender uns angesehen, daß wir ein so ernstes
1395 Thema hatten. Er hatte mich sofort gebeten, ihm doch wieder du zu sagen, und dies fiel mir dann auch leichter, zumal ich mich bei Jürgen nach seinem Bruder erkundigen wollte.

»Dein Bruder ist nicht so nett, als ich gedacht hatte«, leitete ich das Gespräch ein, und auf die Frage, was er denn gemacht habe, klagte ich Jürgen die ganze Geschichte, indem ich ihm besonders anvertraute, wie schlimm es mit meiner armen Schwester stand.

1400 Ja, um Liebesgeschichten dürfe man sich nicht kümmern, meinte Jürgen etwas verlegen. Er könne ja nicht dafür, beruhigte ich ihn, da ich annahm, es beklemme ihn, einen so ungewöhnlich treulosen Bruder zu haben. Meine Schwester sei vor Kummer dem Tode nahe, und man wisse ja aus der Zeitung, daß unglücklich Liebende sehr oft Gift nehmen.

»Ja, steht es denn so schlimm mit deiner Schwester?«

1405 O ja, so schlimm stand es, versicherte ich. Ich jagte ihm Angst ein, so gut ich nur konnte, indem ich düster und dunkel bemerkte: »Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß du demnächst dich am Sarg meiner Schwester in deiner traurigen Kunst üben kannst. Wie das weitergehen soll, ist nicht abzusehen. Wenn nicht eine plötzliche Änderung eintritt, stirbt meine Schwester. Soll ich es etwa darauf ankommen lassen? Dann kannst du lange sagen, man solle sich nicht um Liebesgeschichten kümmern.«

1410 »Nun, so leicht stirbt sich's doch auch nicht«, meinte Jürgen leichthin, und dabei wechselte er noch das Särgelein von einer Schulter zur andern. Das waren ja merkwürdige Brüder, diese beiden Michelsen. Vielleicht dachte der eine genau wie der andere. Dieser Jürgen hatte gut reden: So leicht stirbt sich's auch nicht. Aber ich sah es doch. Ich hatte Augen im Kopf. Ich sah doch, wie meine Schwester täglich immer mehr verfiel. Ich sah doch, daß sie nichts mehr essen mochte. Und ich wußte, wie verzweifelt sie die Nächte durchweinte. »Du könntest deinem Bruder doch einen
1415 kleinen Stups geben, Jürgen. Damit er sich besser besinnt. Es ist nur eine Nachlässigkeit von ihm, sonst nichts.«

Jürgen versprach tatsächlich, einiges in der Angelegenheit zu unternehmen, doch wagte er weder sich noch mir einen Erfolg zu versprechen. Jürgen war klüger als ich und wußte etwas, was ich noch nicht einsehen konnte. Ich dachte, daß das Lieben eine Sache des guten Willens sei, doch wurde ich bald anders belehrt.

1420 Lieben und Singen lassen sich nicht erzwingen, so heißt ein Sprichwort, und in diesem Fall stimmte es. Es war ein Scheinglück, das ich in meiner kindlichen Weise zu fördern suchte, aber man tut ja gern sein möglichstes, wo man kann. Herr Michelsen kam zwar, und es schien zwischen ihm und meiner Schwester wieder alles in Ordnung zu sein, so daß ich hätte befriedigt sein können, mein Teil dazu beigetragen zu haben, aber die Herrlichkeit war nicht von langer Dauer.

Aus der Liebesgeschichte meiner Schwester glaubte ich etwas gelernt zu haben, was ich gelegentlich zu verwerten gedachte, wenn ein heimlich Verlobter mir untreu werden sollte. So lebhaft wie möglich suchte ich mir diesen Fall vorzustellen und geriet dabei in ein recht bedenkliches Fahrwasser, da ich mir nicht schlüssig darüber werden konnte, ob ich an unglücklicher Liebe sterben sollte oder nicht. Einerseits wäre das Sterben wohl schicklich für mich gewesen, nämlich in Anbetracht meiner grundehrlichen Liebe zu irgendeinem Herrn Michelsen. Ein jäher Absturz ins Wasser von einem möglichst hohen Felsen schwebte mir vor. So etwas mußte ja imponieren. Selbstverständlich hätte ich bei
1430 solch kühnem Sprung gern ein paar Zeugen gehabt. Es sprang sich besser, wenn einige zusahen, und ich hatte ja auch auf der Fels Spitze einen Brief hinterlassen, den jemand meinem Freund überbringen mußte, meine letzte Meinung:

1435

Es war nicht ausgeschlossen, daß er noch nach meinem Tode sich zu mir bekehrte. Davon hatte ich freilich nicht viel, aber es war immerhin besser als gar nichts. Er sollte sich nur nicht einbilden, ohne mich glücklich werden zu können. Das war völlig ausgeschlossen.

1440 Mir ist, als habe der Liebeskummer meiner Schwester kaum stärker sein können als der meine, der doch eigentlich nur in der Luft stand. Das Sprungbrett in der Badeanstalt bei Wassersleben war mir nicht hoch genug, aber wir hatten ja keine Felsen in unserer Gegend. Ich konnte ja nicht dafür, daß es bei uns keine jähe Absturzmöglichkeit gab, also mußte ich vom Sprungbrett aus mich in die Tiefe fallen lassen. Ein bißchen sprang ich für Herrn Michelsen oder für meine Schwester. Es war ein Spiel, bei dem ich sehr gut schwimmen lernte, sonst nichts, denn aus fremden Liebesgeschichten wird man doch kaum etwas für die eigenen erlernen können.

1445 Ob meine Schwester sich für die erlittene Vernachlässigung rächte, oder ob Herr Michelsen ihr eines Tages gleichgültig wurde, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls verließ meine Schwester die Stadt und zugleich ihren noch vor kurzer Zeit so heiß begehrten Michelsen, und daß nicht eines von beiden daran starb, enttäuschte mich beinahe ein wenig. Aber ich starb ja auch nicht daran, daß meine Schwester nicht viel nach mir fragte. Es tat weh und war schwer verständlich, aber man starb nicht daran. Es gab Heilmittel gegen manche Krankheit.

1450

Kinderspiele

In dieser Zeit verdiente ich mir das erste Geld. Ich hatte einen kleinen Posten als Laufmädchen bei Lehrer Thießen angenommen und verdiente wöchentlich eine Mark. Für diese Summe hatte ich nachmittags nach der Schule einige kleine Besorgungen zu machen, Kartoffeln zu schälen, Schuhe zu putzen, und an Mittwochnachmittagen durfte ich sogar Geschirr abwaschen und die Küche reinigen, worauf ich nicht wenig stolz war. Frau Thießen traute mir viel mehr zu als meine eigene Mutter, und ich war sehr bedacht darauf, meine Herrin nicht zu enttäuschen.

1460 Das Schönste an dieser Sache war aber doch das Geld, das ich nicht hoch genug einschätzen konnte. Das Geld ließ sich herrlich verwandeln. Man konnte sich manches, was schön war, für Geld leisten. Was ich dafür einzutauschen wußte, darauf will ich noch zu sprechen kommen. Es gab ja viele Möglichkeiten, und es war nicht schwer, sich Ausgaben zu verschaffen. Sobald man etwas Geld in der Tasche hat, stellen sich die Bedürfnisse ein, das Geld anzubringen. Vorher war dies bei mir nicht nötig gewesen.

»Mutter, wenn du etwas Geld brauchst, dann sag es mir, bitte.«

1465 Oh, es tat gut, so zu sprechen. Mutter war es nicht gewesen, die mich veranlaßt hatte, plötzlich Geld zu verdienen. Da sie jedoch sah, wieviel Freude es mir machte, ließ sie mich gewähren, und manchmal tat sie mir auch den Gefallen, mich um fünfzig Pfennige zu bitten.

»Wenn du so viel entbehren kannst«, fügte sie lächelnd hinzu.

Entbehren! Von Entbehren konnte bei mir nicht die Rede sein, denn ich hatte verschiedene Einnahmequellen.

1470 Herr Thießen, der zugleich mein Klassenlehrer war, pflegte manchmal auf die Jagd zu gehen. Er war ein eifriger und, wie es mir vorkam, auch recht geschickter Jäger, der manchen Hasen erlegte. Das Hübsche war dabei: wenn er Glück hatte, hatte zugleich auch ich mein Jagdglück. Frau Thießen nämlich, die vielleicht den Wert eines Hasenfelles nicht kannte, überließ mir ein Fell nach dem andern, das ich säuberlich aufspannte, um es einem Kürschner auf dem Holm zu verkaufen, der ein stets williger Abnehmer meiner Hasenfelle war. Für zwei Felle bekam ich sechzig Pfennig, und
1475 das bedeutete jedesmal eine Eintrittskarte fürs Stadttheater. Klassikervorstellungen zu halben Kassenpreisen konnte ich nur noch mit Hasenfellen und umgekehrt in Verbindung bringen. Gelegentlich machte ich auch einen kleinen Zwischenhandel und übernahm von Kalle Hattenberg einige Kaninchenfelle, die ich gleichfalls an den Mann auf dem Holm zu bringen wußte. Auch verschmähte ich es nicht, Alteisen und Knochen sowie alle möglichen Abfälle zu verkaufen. Mein Traum war ein Abonnement fürs Stadttheater, was es freilich nur für den dritten Rang gab, doch
1480 hoffte ich, nach eingehender Aussprache mit dem Kassier vielleicht ausnahmsweise einen guten Platz auf der Galerie zu erhalten. Das würde wohl gehen, wenn ich sagte, daß ich selbst Schauspielerin werden wolle und daher notwendig das Theater besuchen müsse. Vorerst begnügte ich mich mit den Klassikervorstellungen, die nachmittags stattfanden. Manchmal begleitete Mutter mich, doch ließ sie mich auch allein gehen.

Ich sah hauptsächlich die Dramen von Schiller: Die Räuber, Die Jungfrau von Orleans, Don Carlos, und einmal ein

1485 Lustspiel, dessen Autor mir unbekannt ist: Das Milchmädchen von Schöneberg. Über dieses kleine Milchmädchen, das schon am frühen Morgen von einem feinen Kunden eine herrliche rote Nelke geschenkt bekam, lachte ich so herzlich, daß der zweite Rang und die Galerie durch mein Lachen so angesteckt wurden, daß auch dort gelacht wurde, wo vielleicht gar kein Grund zum Lachen war. Ich fand es nämlich überwältigend lustig, daß das Milchmädchen, da sie offenbar nicht genügend Milch in ihrer Kanne hatte, ungeniert vor allen Kunden mitten auf dem Platz vom
1490 Brunnen Wasser schöpfte, um davon in die Milch zu gießen. Da ich vom Spiel so sehr mitgenommen war, rief ich laut: »Aber das geht doch nicht, das geht wirklich nicht.«

Dann wieder sah ich auf der Bühne, daß einige junge Dienstboten sich zusammen ein Los gekauft hatten, das gewann. Das große Los! Es war herrlich. Ich wußte mich vor Freude nicht zu fassen. Ein solches Glück! Es war großartig.

Es wußten aber noch nicht alle, daß sie gewonnen hatten, und ich war in der freudigsten Spannung, was sie wohl dazu
1495 sagen würden. Gott, war das angenehm! Dieses viele Geld! Nur der Großknecht wußte es. Dann kam einer nach dem andern auf die Bühne, die eben für mich keine Bühne war, sondern das Leben. Die kleine Magd, die so knapp daran war, fragte: »Ist es wahr, wir haben gewonnen? Ist es wirklich wahr?« Der Großknecht schwieg lächelnd, und dann fragten auch die andern Dienstboten: »Jetzt sag, ist's wahr oder nicht?« Der Großknecht spannte die Leute auf die Folter mit seinem Schweigen. Schon wurden die andern unruhig, enttäuscht, es könne vielleicht doch nicht wahr sein,
1500 und drängten nochmals: »Ist's wahr? Geh, sag's doch.«

»Ja, ja, es ist wahr! Leute, Ihr seid reich! Ihr habt das große Los gewonnen! Es ist wahr!« So rief ich mit heller Stimme von der Galerie aus, so laut ich konnte, damit die Betreffenden es nur ja hören konnten. Das ganze dichtbesetzte Theater jubilierte und klatschte. Es war ein Riesenerfolg. Minutenlang wurde nur gelacht und geklatscht. Es war ein Rausch der Freude und Heiterkeit, und ich hätte nicht entzückter sein können, wenn ich selbst das große
1505 Los gewonnen hätte. Gott, man brauchte ja nicht viel, aber es war doch wunderbar und eine Wohltat, zu wissen, daß es irgendwo so viel Gold gab. Kam ich dann mit übergelbem Herzen nach Hause, fragten die Eltern: »Nun, wie war's mit dem großen Los?«

Ja, das war schon mehr als zwei Hasenfelle wert gewesen, und dann erzählte ich zum Ergötzen meiner Eltern, wie alles gewesen war, und Vater meinte, er spare auf diese Weise das Eintrittsgeld. Ja, aber den Theaterraum müsse man
1510 persönlich gesehen haben. Dieser herrliche Raum in Rot und Gold. Und der Kronleuchter, der in der Mitte des Theaters von der hohen Decke herabhing, ganz frei im weiten, großen Raum. Dieser Kronleuchter, das war ein unglaublich kostbares Stück. Ach, so ein wunderschön glitzernder Vogel, ein Vogel aus Licht. Wie sich von der schimmernden Kugel die schön geschwungenen goldenen Arme ausbreiteten, die lichtspendenden Hände! Wer solches gesehen, der hatte es gewiß für immer, und Vater sollte sich dies nur ja nicht entgehen lassen. Es würde ihm
1515 bestimmt nicht leid tun, versicherte ich ihm. Um ihn noch sicherer zu einem Theaterbesuch zu verführen, ging ich so weit, das äußere Gebäude zu beschreiben. Da gab es nichts, was nicht hochinteressant war, und ich beschrieb jedes Portal so genau, als hätte mein Vater noch nie ein Theater gesehen. Er aber hörte mir freundlich zu. Es stünden auch ein paar Sprüche an der Mauer.

1520 In allen seinen Tiefen, seinen Höhen
Roll' ich das Leben ab vor deinem Blick.
Wenn du das große Spiel der Welt gesehen,
Dann kehrst du reicher in dich selbst zurück.

1525 Vater fand dies sehr schön und bat auch noch um den andern Vers, der auf der Marmortafel gegenüber zu lesen stand in goldenen Lettern, die im Licht der Straßenlaternen so magisch funkelten:

Ein Janusbild lass' ich vor dir erscheinen.
Die Freude zeig' ich hier, und dort den Schmerz.
1530 Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen.
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.

Dann sah ich von Gerhart Hauptmann das Traumschpiel »Hanneles Himmelfahrt«, das mich tief und ernst berührte. Dieses kleine schmale Kindesleben Hanneles, das am Verlöschen war und im Scheiden das Kostbarste erblickte, griff
1535 mir ans Herz. Es war ein Heimwehlied, das ich vernahm. Hannele lag sterbend im Bett, und es kamen die Engel zu Besuch. Ein Engel kam nach dem andern. Man sah die Engel durch zarte Silberschleier. In einem leise singenden Silberlicht wohnten die Engel. Eine Lichtbahn fiel auf das sterbende Kind. In breiten Streifen floß das Licht von oben herab, als ströme es unaufhörlich. Wie Gottes strömende Liebe war dieses reine Licht, das auf dem Antlitz des Kindes

blieb, hinanschwebend, während sich langsam der Vorhang senkte. Dann war es, als entstünden auf diesem Vorhang
1540 Worte, die gleichsam noch einmal das schöne Bild erhellten, Worte, die sich zugleich im Herzen bewegten: Die
Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt . . .

In diesen Tagen glaubte ich mich wachsen zu fühlen, um in einer anderen Stunde kleiner denn je zu sein. Ich lachte
und weinte viel. Einmal war ich ernst und still, dann wieder tändelnd und verspielt. Obwohl ich mich mit allem
1545 möglichen beschäftigte, von meiner kleinen Laufmädchentätigkeit abgesehen, lesend, schreibend, spielend, kam ich in
der Schule trotz vieler Zerstreuungen gut vorwärts, und da mein Lehrer doch einiges darüber wußte, wie ich meine
Zeit verbrachte, weil ich mich in seinem Hause beschäftigte, war er eines Tages erstaunt, daß ich über Heinrich den
Löwen einen Aufsatz von zwölf Seiten geschrieben hatte, der ihm besonders gefiel. Es waren ja nur drei bis vier
Seiten vorgeschrieben, und Herr Thießen fragte, wie ich es nur fertiggebracht habe, in drei Tagen so viel zu schreiben.
1550 Oh, das Schreiben, das sei doch eine Kleinigkeit, das Streichen mache mir mehr Schwierigkeiten, da ich zunächst den
Aufsatz in Kladde geschrieben hätte. Dann kam Herr Thießen auf etwas anderes zu sprechen und meinte, ich müsse
einen allerliebsten Großvater haben.

Nein, das hatte ich leider nicht, dafür aber vier Großmütter. Für diese zeigte Herr Thießen weniger Interesse, sondern
wünschte über einen Großvater zu hören, den ich nie gekannt hatte. Ich hatte nämlich die Geschichte von Heinrich
1555 dem Löwen meinen Großvater erzählen lassen und diesen vielleicht noch genauer geschildert als Heinrich den Löwen.
Dies war es, was dem Lehrer Spaß machte. Er wünschte den Aufsatz für sich zu behalten, und da ich seine freundliche
Anteilnahme für meine Schreiberei und zugleich für meine Verwandtschaft sah, erzählte ich, daß ich auch über meine
Eltern geschrieben hätte, eine Studie, die den Titel »Die Entgleisten« führte. Herr Thießen wird seinen Ohren nicht
getraut haben. Die Entgleisten? Ja, so hieß das Stück nun einmal. Herr Thießen fand den Titel reichlich kritisch und
1560 despektierlich. Das wollte er allerdings ganz gern einmal lesen, wenn ich ihm den Aufsatz anvertrauen könne. Mit
Vergnügen war ich bereit. Wäre ich nicht mit Herrn Thießen durch meine besondere Stellung in seinem Hause auf
etwas vertrautem Fuße gestanden, möchte ich freilich kaum gewagt haben, von meinen schriftlichen Arbeiten zu
sprechen, die ich als hübschen Zeitvertreib auffaßte. Die »Entgleisten« war eine rein phantastische Geschichte, und
eine eigentliche Kritik war nicht darin zu bemerken, es sei denn, daß man mein Bedauern, daß meine Eltern sich nicht
1565 etwas zigeunerischer aufführten, als Kritik bezeichnen will. Ich beklagte, daß Vater so wenig Lust bezeigte, ein neues
Land zu entdecken, wozu er meines Erachtens alle Begabung hatte, und hier ließ ich allerdings klar durchblicken, daß
ich das bequeme Verhalten meines Vaters für eine Nachlässigkeit gegen Deutschland ansah. Und was die
Vaterlandsliebe anbetraf, erging ich mich in den kühnsten Forderungen. Jeder Seefahrer war nach Möglichkeit
verpflichtet, wenigstens eine fruchtbare Insel zu entdecken, und wenn er nach dieser Richtung nicht alles getan hatte,
1570 hatte er nichts gemacht.

Mein Lehrer mag schön gelächelt haben, als er diese Ausführungen las, und er sagte mir mit Recht: »Man darf von
niemandem etwas verlangen, was man nicht selbst zu tun bereit ist. Du bist ja kein Junge, sonst würde ich dir raten,
dich um die unentdeckte Insel zu bemühen, wenn du so weit bist, daß du segeln kannst. Sieh nur zu, daß du selber
nicht entgleisest, und kümmere dich als Mädel nur immer hübsch um deine eigene Insel. Es gibt nicht nur Pflichten
1575 für Seefahrer, sondern auch für kleine Mädchen. Versuch mal diese immer wieder zu entdecken und dem
nachzukommen, dann kommst du schon auf den richtigen Weg.«

Ich versprach, mir das zu merken.

Oh, waren wir Kinder beschäftigt! Wir waren auf das Theaterspielen verfallen, und das war natürlich etwas höchst
Anregendes, wobei es sehr viel zu überlegen und auch zu tun gab. Ich hatte mir das Buch »Die versunkene Glocke«
1580 angeschafft. Das riß ein großes Loch in die Kasse. Es lief in die Hasenfelle, aber es lohnte sich. Wenn nur Herr
Thießen etwas öfter auf die Jagd gehen wollte, ich brauchte hochnötig Hasenfelle, denn Mutter hatte, wohl aus
erzieherischen Gründen, mir von meinem eigenen selbstverdienten Geld die Schuhe besohlen lassen. Nun, es war ja
gut, wenn man es hatte, wenn man es erschwingen konnte, sich die Schuhe besohlen zu lassen; doch dieses
Bewußtsein allein konnte nicht befriedigen.

1585 »Die versunkene Glocke« sollte in der Waschküche aufgeführt werden, und ich hätte mir als Rautendelein sehr gerne
einige Seerosen ins Haar gesteckt, was sicher eine feine Wirkung gehabt hätte, aber die Seerosen, die im
Blumengeschäft bei Wollesen im Schaufenster standen, waren sicher nicht billig. Nach dem Preise zu fragen, ohne
etwas zu kaufen, war genierlich. Vielleicht taten's die weißen und roten Papierrosen vom vorjährigen Christbaum
auch. Ich probierte es vor dem Spiegel im Dachstübchen, und ich fand, daß sich die Rosen im Haar, wenn man nur
1590 wenige zum Kranz nahm, recht nett machten.

Der Haarschmuck war noch das wenigste, aber die Inszenierung des Stückes selbst bereitete mir Sorgen. Halb in der
Nacht schrieb ich die Rolle des Glockengießers aus, die Kalle Hattenberg übernehmen sollte. Zum Schreiben braucht
man Licht und Papier, und das hatte man ja auch nicht umsonst. Als Kalle Hattenberg die große Rolle des

Glockengießers sah, schnitt er ein bedenkliches Gesicht, das sei völlig ausgeschlossen, das könne er niemals
1595 auswendig lernen. Gut! Wenn nicht, denn nicht! Auf Kalles Mitwirkung mußte man also verzichten. Es war kein zu
großer Schade, da ich bemerkte, daß seine Stimme für die Rolle viel zu wenig schmiegsam war. Doris, Martha
Jochimsen, Christine Danielsen hatten sich angeboten, die Elfen darzustellen, und zeigten sich in jeder Hinsicht sehr
willig. Sie hatten ja auch mehr zu schweben und zu tanzen als zu sprechen. Streichen ließ sich an »der versunkenen
1600 Glocke« nicht viel. Es war eine ungemein fesselnde Beschäftigung, das Buch darauf hin zu studieren. Was konnte da
entbehrt werden? Eigentlich nichts, gar nichts. War das reizend, ein Stück darauf hin zu lesen! Wochenlang hätte ich
darüber zubringen mögen. Gab man dann die Sucherei nach Streichungen auf, war's tausendmal schöner.

Es war das beste, das Ganze selbst vorzulesen und die Elfen, höchstens noch einen »Wassermann«, der Stimmung
wegen mitwirken zu lassen. Die drei Elf en waren reizend. Es wurde geprobt: »Schlingt und windet euch im Tanz!
Ringelreigenflüsterkranz!« Ganz vorzüglich huschten diese Elfen. Man konnte zufrieden sein. Die kleine, blonde
1605 Martha bewegte sich mit einer Anmut, als wäre sie immer ein Elfelein gewesen. Man hätte sie »Märchen« nennen
mögen. Doris verstand drollig zu hopsen. Sie hatte kurze braune Locken, die so lustig auf und nieder hüpften, daß man
vor Entzücken lachte über die vielen vergnügten Locken und über die putzigen Kapriolen, die Doris mit ihren
Beinchen zu machen verstand. Die feierliche Christine schien die große, wohlwollende Schwester der kleinen Elfen zu
sein, Christine hätte man sicher auch gern allein tanzen sehen. Wunderschön aber war die gütige Bewegung, mit der
1610 sie die Kleinen wie schützend an sich zog, um den Reigen Hand in Hand zu vollenden. Der Elfentanz, den wir im
Garten probten, machte uns so viel Freude, daß er ein Spiel für sich wurde und wir uns ernsthaft überlegten, ob wir
uns nicht begnügen sollten, nur diesen Tanz vorzuführen. Da aber »Die versunkene Glocke« überall in der
Nachbarschaft angezeigt war und schon an die zwanzig Plätze ausverschenkt waren, wagten wir doch nicht, das
einmal versprochene Programm nicht innezuhalten, und so fand denn die geplante Aufführung an einem Samstag
1615 Nachmittag in unserer geräumigen Waschküche statt.

Die Waschküche war des Brunnens wegen als Theaterraum gewählt worden. Den Märchenbrunnen glaubten wir nicht
entbehren zu können. Es war allerdings ein recht primitiver Brunnen, nämlich der mit Wasser gefüllte und mit grünen
Zweigen verdeckte große runde Waschbottich, der unter dem Wasserhahn stand und der mit klarem, frischem Wasser
angefüllt war.

1620 Das Publikum saß auf einer großen, altmodischen Wäschemangel, die man heutzutage wohl kaum mehr kennt. Es war
eine Art Kastenwagen, unter dem sich die Rollen mit der Wäsche befanden. Der Kastenwagen, der mit Mauersteinen
angefüllt war, damit die Wäsche beschwert und dadurch schön glatt wurde, hatte einen Griff zum Hin- und
Herschieben, und hier sollte das Publikum als Ersatz für die leider fehlende Pausenmusik ein wenig hin- und
hergeschoben werden. Hier oben auf der Wäschemangel wurden die kleinsten Kinder plazierte, die wir kurzweg die
1625 Galeristen nannten. Die größeren Kinder, meistens Mädchen, saßen auf umgestülpten Waschbottichen oder auf
Brettern, die über Tonnen gelegt wurden. Einige saßen mit herunterhängenden Beinen auf dem langen Wäschetisch.
Die Platzfrage war entschieden gut gelöst, jedes Eckchen geschickt ausgenutzt. Das Publikum selbst sorgte zum Teil
für die Ausstattung des Märchenwaldes. Miete Voschero hatte einen Oleander mitgebracht, der den Waschherd gut
verdeckte, und dieser große Herd war obendrein noch mit grünen Zweigen und Blumen belegt. Der Herd sah wie eine
1630 freundliche Anhöhe, beinahe wie ein blühender Berg aus.

Ich führte nicht nur die Regie, sondern hatte zugleich beinahe alle Rollen übernommen, und als Platzanweiserin war
ich auch beschäftigt. Als nun endlich alles zur Aufführung vorbereitet war, warf ich mich rasch in Rebekkas
Nixenkleid, das sie auf dem letzten Kostümball getragen hatte. Es war ein Hängekleid aus grünem Tarlatan, mit
Silberfäden durchwirkt. Das Kleid paßte mir gut. Vielleicht war es mir etwas zu lang, doch fand ich, daß dies kaum
1635 ein Nachteil war, da dieses lange phantastische Gewand, das meine Füße verbarg, mich nur noch unwirklicher machte.
Die Kinder mußten vergessen, daß ich Helga war, und dazu forderte ich die Kleinen, am Märchenbrunnen sitzend,
eigens auf.

1640 Weiß nicht, woher ich kommen bin.
Weiß nicht, wohin ich geh'.
Ob ich ein Waldvogel bin,
Oder eine Fee . . .

Die Elfen trugen helle Sommerkleider, Blumenkränze im offenen Haar und flogen auf leisen Sohlen, nämlich barfuß,
1645 auf und nieder. Daß die Jahreszeit schon etwas herbstlich war, wurde nur vom Wassermann bemerkt. Wir hatten
nämlich einen kleinen vierjährigen Jungen zum Wassermann auserkoren, der im Brunnen von Zeit zu Zeit seinen
niedlichen Blondkopf über den grünen Rand zu strecken und nur »Brexbrekekekek« zu rufen hatte. Als Honorar war
ihm eine Tafel Schokolade versprochen, und ein kleiner Vorschuß sollte ihm in den Brunnen mitgegeben werden. Der

kleine Niels, so hieß unser Wassermann, ließ zunächst zwar verwundert, aber doch ruhig geschehen, daß wir ihm die
1650 Kleider auszogen. Als er jedoch in den Brunnen gesetzt werden sollte, schrie er wie wild, und solch wasserscheuen
Wassermann konnten wir nicht brauchen. Einige der Kinder glaubten, er würde sich an das frische Element
gewöhnen, aber er erkältete sich nur, wie sich später herausstellte, und dies war das einzige störende Nachspiel der
»versunkenen Glocke«.

1655 *

Später verlegten wir uns auf »Einzelnummern«. Doris war Seiltänzerin. Martha jonglierte mit vier Bällen zugleich.
Kalle Hattenberg lief auf Stelzen. Meine Glanzleistung wurde »der heimgekehrte Krieger«. Dazu bedurfte es weder
1660 Mitspieler noch eigentlichen Hintergrund, denn meine Mutter war von der Verwandlung unserer Waschküche, die
einer Laube glich, nicht sehr eingenommen. Zum »heimgekehrten Krieger« brauchte ich freilich einige Requisiten, die
sich unbemerkt mitnehmen ließen, nämlich die Hardanger- und die Jettbrosche meiner Mutter und den Besen, der mir
als Stütze diente, da ich lahm aus dem Kriege zurückgekehrt war. Die Broschen blinkten als Orden, und alles in allem
erfreute sich dieser heimgekehrte Krieger einer großen Beliebtheit, so daß ich Gastspiele in allen Nachbarstraßen zu
absolvieren hatte.

1665

Der Stelzfuß, dieses Krückenholz
Und die Medaillen sind mein Stolz.
Solange noch im Lande Friede,
Leb' ich als schlichter Invalide
1670 Von meines Königs Gnadensold.
Doch hab' ich's satt nun, und ich wollt',
Es wär' vorbei mit meinen Tagen,
Und 's würde bald Alarm geschlagen . . .

1675 Bei dieser Stelle wurde im Hintergrund ein wenig dumpf getrommelt, was stets eine gewisse Spannung hervorrief.
Einmal hatte Fiete Krey mit leiser elegischer Stimme dazwischen zu singen versucht: »Es braust ein Ruf wie
Donnerhall.« Hierbei begannen die Kinder plötzlich laut mitzusingen, was aber zu meiner tragischen Kriegerrolle
nicht recht paßte, obwohl wir in solchem Fall bereit waren, das Spiel zu ändern.

Natürlich konnte Mutter daheim nicht die Küche fegen, wenn ich in irgendeinem Hofe deklamierte:

1680

Wenn jetzt der große Feldherr dort
Mich rief mit Kommandowort:
Ich wollt' als Krieger gern gehorchen.
Ging' heute lieber noch als morgen
1685 Zu der Armee, die der regiert,
Der sicher keine Schlacht verliert . . .

»Bravo, bravo! Nein, wie die Helga sterben kann! Beinahe wie eine Große . . .« Ich deklamierte und starb, griff
seufzend ans Bein, um mich allmählich zu Boden sinken zu lassen, wo ich den Beifall, der wie Regenrauschen fiel,
1690 liegend über mich ergehen ließ. Bei solcher Gelegenheit muß ich wohl meine Orden zugesetzt haben. Jedenfalls hatte
ich sie eines Tages nicht mehr. Wir suchten zwar sorglich danach, aber sie blieben unauffindbar; doch dachte ich
wenig darüber nach, daß dies der einzige Schmuck meiner Mutter war, und da sie ihn nur bei hochfestlichen, seltenen
Gelegenheiten trug, tröstete ich mich, daß sie den Verlust ihrer Broschen vorerst nicht bemerken würde. Dennoch
befaßte ich mich ernstlich mit dem Gedanken, eine Mosaikbrosche für Mutter anzuschaffen, die ich im Schaufenster
1695 eines Warenhauses entdeckt hatte. Die Brosche sollte zwei Mark kosten, stellte also hohe Anforderungen an meine
Zahlungsfähigkeit. Auf der großen, ovalen Brosche war auf Weiß in hellen, blauen Steinchen ausgelegt: »Gott mit
dir!« Wenn das kein Stück fürs Leben war! Ja, diese Brosche sollte Mutter bekommen im entscheidenden Augenblick,
wenn sie die Hardanger- oder die Jettbrosche suchte. Aber es hatte wohl noch Zeit.

Den Besen vergaß oder verlor ich niemals. Ich verstand ja so großartig zu hinken. Es war eine Fertigkeit, die mir
1700 niemand nachmachen konnte. Kinder haben oft verspielte Schrullen, die ein Erwachsener kaum begreift. Kinder
denken sich nichts Schlimmes dabei, wenn sie Gebrechen nachahmen. Kinder spielen das Leben, ohne es zu wissen.

Sie spielen die Freude, aber sie spielen auch das Leid. Was das ist, wissen sie noch nicht recht. Sie sehen es nur, sehen nur das Bild. Als wir aber einmal im Kreise spielten: »Mariechen, warum weinst du?«, wurde ich traurig, sang mit Tränen in den Augen: »Ich weine, weil ich sterben muß . . .«

1705

Das Spiel um Mitleid

Von einem berühmten italienischen Dichter las ich einmal, daß er sich unkenntlich machte und als Bettler verkleidet zu seiner Schwester kam, um ihr in bewegten Worten den eigenen, plötzlichen Tod mitzuteilen. Warum er diese Komödie aufführte? Er wünschte den Schmerz und die Trauer zu entdecken. Er wollte wissen, sehen, wie sehr er geliebt wurde. Er genoß den Schreck, der sich auf dem Gesicht der Schwester zeigte. Nicht einen Augenblick dachte er daran, welch grausame Probe er seiner Schwester zumutete. Weit davon entfernt, die Bestürzte zu trösten, war er geneigt, die Tränen zu zählen, die aus ihren Augen fielen. Jeder Ausruf des Schmerzes um den verlorenen Bruder befriedigte, entzückte ihn. Ja, bitte, verzweifle nur, mein einzigartiges Leben ist dahin. Weine, weine über meine verlorenen, unwiederbringlichen Tage.

Wie gut ich diesen Dichter verstand, da ich vom selben Verlangen erfüllt war. Nun konnte ich mich freilich nicht wie dieser »Totenspieler« unkenntlich machen, doch suchte ich mich auf andere Weise so gut es ging zu maskieren. Eine Zeitlang war ich bemüht, mit den stärksten Mitteln die Aufmerksamkeit meiner Mutter zu erregen, indem ich mich mehrmals in der Mittagsstunde einfach tot stellte. Ich wünschte den Anschein zu erwecken, vom kleinen Schlaf in den großen gefallen zu sein. Vom heimlichen Herzschlag abgesehen, gelang es mir schon, die ungefähre Stille einer Leiche aufzubringen, aber selbstverständlich konnte ich mit der Blässe und Kühle einer Leiche nicht konkurrieren. O, wie ich mich über meine Unbegabtheit grämte! Es fiel Mutter gar nicht ein, verzweifelt die Hände zu ringen. Statt sich in wildem Schmerz aufgelöst vor dem Sofa, auf dem ich lag, in die Knie zu werfen, begnügte meine Mutter sich damit, mich an der Schulter zu rütteln: »So wach doch auf, Helga, du mußt in die Schule.«

Am liebsten hätte ich heftig erwidert: »Kann man das von einer Leiche verlangen? Siehst du denn nicht, daß ich tot bin? Ich brauche Rosen und Tränen. Ich brauche ein Schneewittchenkleid und, wenn es nicht zu kostspielig ist, sieben Lotosblüten für mein Haar. Legt mich in einen gläsernen Sarg, damit ihr immer sehen könnt, was ihr verloren habt.«

So sehr ungefällig wollte ich nicht sein. Ein Stückchen vergifteten Apfel hätte ich im Munde haben mögen, der mir bei einer kleinen Erschütterung des Sarges hätte aus dem Munde fallen müssen, aber nicht vor Ablauf eines Monats. Vor allem mußte Rebekka sich gründlich über mich ausgeweint haben, bevor ich mich entschloß, ins Leben zurückzukehren. Seltsam waren die Augenblicke, in denen ich, einsam, alles in der Hand zu haben glaubte. Indessen blieben meine besten Todesabsichten ohne Erfolg, und kein Mensch ahnte, wie sehr ich mich dabei anstrengte.

Es mochte wirksamer sein, mit irgendeinem Gebrechen behaftet zu sein. Einen Tag lang spielte ich vergeblich die Taubstumme, aber als man dringend eine Erklärung dieses sonderbaren Benehmens verlangte, fand ich nur die treffliche Ausrede, daß man ja Rechenschaft geben müsse von jedem unnützen Wort, das man rede, und ich wolle probieren, mich ohne Worte verständlich zu machen. Nur singen wollte ich heimlich in der Dachkammer, damit Zunge und Kehle nicht völlig aus der Übung kamen. Gerade an jenem stummen Tag entdeckte ich im Krämerladen einen allerliebsten, kleinen Käfer, der sich doch auf dem Salzsack sicherlich nicht wohl fühlen konnte. Dieses niedliche Lebewesen, das ein rotes Flügelmäntelchen hatte mit schwarzen Pünktlein, nahm ich behutsam in die Hand und trug es auf Schlichtings Wiese, wo ich es fliegen ließ. Im selben Augenblick vergaß ich auch das Gelübde zu schweigen, aber das Käferlein verstand ja nicht, was ich sang:

Gotteskäfer fliege,
Dein Vater ist im Kriege.
Die Mutter ist im Pommerland,
Und Pommerland ist abgebrannt.
Gotteskäfer fliege . . .

Eine Schulkameradin, die beneidenswerte Ida Oppermann, hatte das Bein gebrochen, war ins Spital gefahren worden und lag jetzt da, wie man zwei Tage lang sagte, schwebend zwischen Tod und Leben. Das hätte ich nun meinerseits sehr zu würdigen gewußt, aber Ida sorgte sich lediglich darum, eventuell ihr Lebtage hinken zu müssen, während sie die Fürsorge der Eltern, Geschwister, Ärzte und Krankenschwestern kaum beachtete. Da ich sie besuchen durfte und neben ihrem Bett ein Nachtschränkchen mit gläserner Tischplatte sah, auf der eine Vase mit Narzissen stand, konnte

1755 ich nicht umhin zu bemerken: »Würde man mir nur einmal solche Blumen bringen, dafür würde ich ja gerne viele Jahre lang hinken, sogar auf beiden Beinen, wenn's möglich wäre.« Wie sich leicht denken läßt, wurden mir solche Redensarten als eine Art Frivolität ausgelegt, die erschreckend wirkte. Die wunderbar duftenden Blumen waren lediglich für Ida von solch schluchzender Blässe, und einzig und allein für sie, für das kranke Mädchen, erblüht. Ich aber sah ein, daß ich es wohl niemals zu einem Strauß Narzissen bringen würde, zu solch reizenden Blumen, hinter
1760 denen sich das Mitleid, die Anteilnahme verbarg. Es ließ sich nichts erzwingen, und da ich bereit war, das Spiel aufzugeben, konnte ich dennoch nicht davon lassen.

In der Schule rechnete ich so schlecht wie möglich, was mir ja ohnehin nicht schwer fiel. Eines Tages aber verstieg ich mich zu einer Gipfelleistung. Der Lehrer, der genau wußte, wie wenig ich wußte, fragte mich eines Morgens nicht ohne Ironie, ob ich ihm sagen könne, wieviel zweihundert und zweihundert seien. Im künstlich milden Ton antwortete
1765 ich: »zweihundert und zweihundert sind einhundert.«

Ich hoffte, er würde durch solche Antwort alle Bemühungen aufgeben, mir das Rechnen beibringen zu wollen. Er sagte aber nur, ich möchte meine Bücher zusammenpacken und mich unverzüglich zu Herrn Johannsen, eine Klasse tiefer begeben. Das war freilich eine Entscheidung, die ich nicht hatte voraussehen können. Um alles in der Welt nicht hätte ich mich der Beschämung ausgesetzt, in die andere Klasse einzutreten und dort zu sagen, wie es mit mir stand.
1770 Was tat ich? Ich holte mir eine Schachtel Schuhcreme und zwei weiße Semmeln mit dem Bemerken, meine Mutter würde das später zahlen, packte Schuhcreme und Brot in die Schulmappe und begab mich an den Strand, nahe dem Buchenwald, wo ich mich ungestört niederließ, um mich meinen trüben Gedanken hinzugeben.

Das Brot duftete so gut, und ich aß weiße Semmel so sehr gerne. Man konnte mir wohl nicht übel nehmen, daß ich mir als letzte Mahlzeit weiße Semmel geleistet hatte. Ich bestrich sie ja mit dieser giftigen Schuhcreme. Es schmeckte
1775 gräßlich, aber ich würgte tatsächlich alles herunter. Es war wirklich nicht einfach, so ganz und gar ohne Zeugen zu sterben, nur ein wenig begleitet vom leichten Schlag der Wellen. Was wußten die Wellen von mir? Nichts, gar nichts. Vater, Mutter, Rebekka, der Lehrer, Doris, Martha, alle meine Schulfreundinnen, die wußten doch alle nicht, wie ich mich jetzt fühlte. Es ging jeder allein auf seinen zwei Beinen, und im Grab konnte der eine den anderen nicht küssen. Es war eine Einsamkeit sondergleichen auf der Welt. Dabei hatte der liebe Gott noch gesagt: es ist nicht gut, daß der
1780 Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gesellschaft geben, die mit ihm sei. Wie die Gesellschaft beschaffen sein sollte, darüber hatte er sich nicht verlauten lassen, sich ausgeschwiegen. Nun, er mußte Bescheid wissen. Wie leicht, es war sogar höchst wahrscheinlich, konnte mir was Schlimmes im Leben begegnen. Warum tröstete, warum umarmte man mich nicht zum voraus? Das würde mir ja eine ungeheuerliche Kraft gegeben haben und ich wäre vielleicht eine Stütze der Gesellschaft geworden, wie Rebekka Stütze der Hausfrau werden wollte. Jetzt aber war alles zu spät, die
1785 Schuhcreme war gegessen und der Rest war Schweigen.

O, dieser widerwärtige Geschmack im Munde, und dann dieses Würgen im Magen oder in der Seele. Es war völlig gleichgültig wo. Alles schmerzte wie in einem unbekannten Land. Dieses Elend war danach angetan, einen Ausflug aus sich selber zu machen. Dann wieder mußte ich ein wenig bei der Sache bleiben, nämlich bei mir selbst. Für alle Fälle wusch ich mir die Lippen, das Gesicht mit dem Salzwasser, denn man wollte doch leidlich sauber diese Welt
1790 verlassen. Hätte ich doch Rebekkas Taschenspiegel bei mir gehabt, um zu sehen, ob meine Lippen sauber waren. Man mußte doch wenigstens eine einigermaßen anständige Leiche abzugeben wissen. Warum nur brachte ich es nicht so weit? Lag es jetzt an der Schuhcreme oder an mir? Bis zur Ermüdung, bis zur völligen Resignation dachte ich über diese eine Frage nach, bis ich endlich in der Abendstunde ausgelaugt, taub und leer heimwärts ging, wo Schelte und Schläge an mir anprallten, als wäre ich aus Stein. Es war nichts zu machen. Ich hatte wohl keine Begabung zu sterben.
1795 Ich konnte viel aushalten, sehr viel, und damit mußte ich mich abfinden.

Ich wollte nicht mehr aufs Ganze gehen. Ich wollte nicht mehr herausfordern, daß man sich meiner plötzlichen Abwesenheit wegen einer wilden Verzweiflung hingab. Für pathetische Äußerungen hatte meine Familie keinen Sinn. Also mußte ich meine Ansprüche herabsetzen, wenn's auch schwer fiel.

Was ich jetzt unternahm, war in Anbetracht meiner früheren Ziele etwas unter meiner Würde. Was aber half's? Es galt etwas durchzusetzen um jeden Preis. An Mühe ließ ich es mir nicht fehlen. Ich legte mir einen Veitstanz zu, der so
1800 echt wirkte, daß ich jeden Arzt damit hätte täuschen können. Jedenfalls wäre ein Arzt von meinem Simulationstalent überrascht gewesen. Ich sah mir einen veitstanzkranken Jungen an, dessen Zittern und Zuckungen ich treulich nachahmte. Genau wie er verstand ich mit den Gliedern zu schlenkern und zu zappeln. Um noch ein neues Symptom zu bieten, übte ich mich, mein Gesicht »wetterleuchten« zu lassen, was mir zu meinem eigenen Erschrecken
1805 vorzüglich gelang. Bei dieser fürchterlichen Komödie dachte ich nicht einen Augenblick daran, daß eine gewisse Blasphemie in meinem Tun und Treiben lag. Nur das eine Ziel hatte ich im Auge: eine möglichst erschütternde Wirkung auf meine Umgebung.

Sehr genau erinnere ich mich an jenen Tag, da ich nach wochenlanger Übung und Überlegung meine Kunst zum
1810 erstenmal anwandte. Es war an einem langweiligen Sonntagnachmittag, da ich meine Eltern auf einem Spaziergang begleitete. Wir kamen an dem neubauten Gaskessel vorbei, und ob das nun wirklich etwas Besonderes war, weiß ich

nicht, doch fiel mir auf, daß nicht nur meine Eltern, sondern auch viele andere Leute sich für diesen Gaskessel interessierten. O, ich war eifersüchtig auf diesen schwarzen dicken Kessel, der so belanglos war. Trotzdem konnten sich die Menschen kaum satt sehen an diesem Monstrum, das doch nur gleichgültiges Gas barg, sonst nichts. Mußte denn unbedingt dieser Gaskessel so bewundert werden, während ich einem wandelnden Veilchen ohne Verbreitung
1815 glich? Ich beschloß urplötzlich meine Bescheidenheit abzustreifen und fing an zu veitstanzeln. Dabei gingen meine Eltern neben mir Arm in Arm lustwandelnd um den Gaskessel herum, als wär's der Dom von Florenz; Meine Eltern bemerkten nicht, daß ich zuckend neben ihnen ging, aber sie würden ja schon dahinter kommen, was plötzlich mit mir los war. Ich spürte, daß ich unübertrefflich gut zuckte und schlenkerte. Vielleicht für nichts und wieder nichts, aber ich verstand es ja nun einmal so gut . . . Ich durfte auch nicht aus der Übung kommen.

1820 Ein paar ältere Damen kamen uns entgegen, die den Gaskessel nicht so überwältigend fanden und dieses unnütze Ding nur flüchtig ansahen, um dann ihre volle Aufmerksamkeit mir zuzuwenden. O, diese langen, bedauernden Blicke. Ja, seht mich nur an, so steht es mit mir. Die Damen waren so erschüttert, daß ich Mitleid mit dem Mitleid empfand und etwas mäßiger zuckte. Ich bemühte mich, mit den Augen zu nicken, zu lächeln, so schlimm sei es ja nun auch wieder nicht. Wie gern ertrug man jedes Leiden, wenn man soviel Anteilnahme sah. Das waren wirklich reizende Damen. Als
1825 sie an uns vorübergingen, sagte die eine leise zur andern: »Tz . . .tz . . . tz . . . Dieses hübsche Kind und so krank . . . Wie traurig das ist.« »Schrecklich«, flüsterte die andere ergriffen.

Ich konnte nicht anders, ich mußte mich umsehen, zurücklächeln. Die Damen blieben stehen, konnten sich nicht beruhigen. Die eine Dame rief kopfschüttelnd, ziemlich laut und entrüstet: »Es ist aber ein Skandal, daß die Mutter dieses arme Geschöpf nicht an der Hand führt. Die geht ja daneben, als ginge das eigene Kind sie nichts an. Das ist
1830 nun doch wahrhaftig Sünde und Schande.«

Meine Eltern drehten sich um, aber die Damen wollten keinen Streit anfangen und gingen ihrer Wege. Mutter fragte erstaunt: »Was hatten die beiden Frauen denn nur mit uns?« Sie sah mich an, aber ich ging plötzlich genau so schlicht wie alle Welt, denn es bedurfte ja keines so großen Erfolges, um mich zufriedenzustellen.

1835

Der Engel

Großmutter war gestorben. Das war doch gewiß traurig. Besonders für sie, für Großmutter selbst. Denn das Leben war so schön, und jetzt hatte sie es nicht mehr. Von einem Tag zum andern war es fortgenommen, und daran ließ sich
1840 nichts mehr ändern. Schon seit zwei Tagen war Großmutter tot, und der liebe Gott machte seinen Entschluß nicht rückgängig, obwohl man ihn sonst so sehr gerne ein wenig darum gebeten hätte. Aber das ging nicht an.

Zur Schule brauchte ich in diesen Tagen nicht zu gehen. Den letzten Vormittag durfte ich bei Großmutter bleiben, solange sie noch über der Erde war. Sie lag in der besten Stube aufgebahrt, unnahbar schön und rein, in ein blühendweißes Mullkleid gehüllt, von Blumen umgeben. Hyazinthen und Hortensien waren dabei. In einem grünen
1845 Kranz drei weiße Rosen, die wohl aus dem Süden gekommen waren. Fremde, schöne, kühl duftende Rosen, die hier bei Großmutter noch ein wenig blühen wollten.

Obwohl es draußen Tag war, brannten zu beiden Seiten des Sarges Kerzen, die ein einsam-wehmütiges Licht spendeten, ganz kleine, leise Seideflammen. Die Fenster waren weiß verhangen, und auch der Spiegel war mit einem Tuch eingehüllt, mit einem sehr bleichen Tuch. Der Spiegel schien ein Geheimnis zu verbergen.

1850 Scheu setzte ich mich auf den Sammetstuhl, gleich neben dem Kopfende des Sarges. Wie nahe Großmutter mir war, die liebe, und doch wie weit von mir entfernt . . . Sie hatte die Augen nicht völlig geschlossen. Wie leicht sie schlummerte . . . Und doch so tief und reglos. Tief versunken schien sie, die weiße Schläferin, hingegeben einem Frieden oder einer sehr leisen Freude.

So sicher, so ruhig war der Ausdruck ihres Gesichtes. Sie wußte, wem sie sich anvertraut hatte. Wie wundersam und
1855 fremdartig sie geworden war. Sie war doch alt gestorben. Jetzt aber schien sie weder jung noch alt. Eine schöne, stille Königin und ein Kind zugleich. Ach, wäre sie Dornröschen und schlief tausend Jahre im Schloß hinter einer hohen, immer blühenden Rosenhecke, und eines Tages käme ein Prinz, ein junger Königssohn des Lebens, sie wachzuküssen.

Neben dem verhüllten Spiegel hing das Bild vom Schiff, mit dem Großvater einmal übers Meer gefahren war. Die Segel hatten einmal gerauscht, wie Seide rauscht. Jetzt hingen sie gleich sanften weißen Fahnen. Vom Ufer aus war
1860 das Schiff gemalt worden, und nahe dem Ufer wurden alle Wellen sanft. Wie von einer großen Ruhe magisch angezogen, glitt das Schiff in den Hafen, mit einer langsamen Feierlichkeit. Dies war das Schiff, das einmal fröhlich durch das Meer gezogen war, durch die blauen Wogen hindurch, und jetzt war das vorbei. Es gab nur noch ein Bild von diesem Schiff. Ja. Und bald würde es nur noch ein Bild von Großmutter geben.

Weihnachten fiel mir ein. Der Baum mit Lichtern, der in diesem Zimmer gestanden hatte. Wie hatten wir uns hier
1865 gefreut. Wie hatte Großmutter mit ihrer leicht zitternden Stimme gesungen:

Zwei Engel kommen herein und beten.
Kein Auge hat sie kommen sehn . . .

1870 Sie waren dagewesen, die Engel, unsichtbar im Raum. Um Weihnachten waren die Engel dagewesen. Für dieses Fest
hatte ich für Großmutter eine Überraschung. Einen kleinen Haussegen hatte ich gezeichnet, sorgliche Buchstaben, mit
Blumen und Sternen bemalt. Die Worte waren aus lauter winzig-kleinen Sternchen zusammengesetzt, leuchtend auf
zartblauem Papier.

1875 Wo Glaube – da Liebe.
 Wo Liebe – da Friede.
 Wo Friede – da Segen.
 Wo Segen – da Gott.
 Wo Gott – keine Not.

1880

Wieviel kostbare, goldene Worte. Jetzt lagen sie vor Großmutter ausgebreitet. Ein wenig verdeckt unter Blumen hatte
sie das kleine Geschenk nahe zur Hand. Ich betrachtete die stillen Hände, die mich so oft gestreichelt und die mir noch
vor wenig Tagen, noch vom Bett aus, das Schächtelchen mit dem Kandiszucker hingeschoben hatten: Hier, nimm dir,
mein Liebling . . . Oh, nichts mehr und nie wieder.

1885 Könnte Großmutter doch den Haussegen mitnehmen in den Himmel! Dafür hatte ich die Arbeit ja eigens gestern
beendet, nur damit Großmutter noch ihr Vorweihnachtsgeschenk bekam. Nimm's mit, Großmütterchen. Sie blieb still.
Vielleicht aber hörte sie mich irgendwo. Gewiß würde sie schon heute im Himmel sein, und es wäre mir lieb, wenn sie
das Andenken mitnehmen wollte, dem lieben Gott zu zeigen, was wir hier unten für hübsche Weihnachtsarbeiten
machen konnten. Er wußte es ja, aber es so direkt und genau anzusehen, mußte doch auch nett sein. Jemand hatte mir
1890 erzählt, daß Schwestern im Krankenhaus einem sterbenden Kinde Aufträge für den Himmel mitgegeben hatten, Bitten
und Grüße für Heilige, und einige Bitten waren nach dem Tode des Kindes so schön und klar erhört worden. Wie
wunderbar und schön war solche Verbindung, der Austausch der Liebe. Nun hatte ich zwar Großmutter keinen
direkten Auftrag mitgeben können, aber sie würde ohnehin an uns denken. Vielleicht hatte sie Gelegenheit, schon
heute abend mit dem lieben Gott zu sprechen, vielleicht in derselben Stunde, in der sie ankam. Man konnte freilich
1895 nicht wissen, wie das war. Gott war überall und immer da, aber einmal empfing er jeden Seligen persönlich. Wo und
wann, das konnte man nicht wissen. Die Sicherheit aber, ihn bestimmt erwarten zu dürfen, ja, das war schon eine
Seligkeit. Wie am Weihnachtsabend mußte das sein, wenn man vor der Türe stand und noch nicht hinein durfte; aber
man wußte doch, daß ein Christbaum da sein würde. Genau so war es im Himmel, nur noch schöner, tausend- und
aber tausendmal schöner. Und Großmutter stand vor der Tür. Man sollte ja eigentlich nicht weinen, daß sie gestorben
1900 war, doch war man so hinfällig und dachte in der Trauer nur an sich. Daß Großmutter nicht mehr bei uns sein würde!
Daß sie nicht mehr Geschichten erzählen konnte. Daß sie nicht mehr stricken würde und dabei leise singen. Jetzt
wollte sie Engel werden. Das war etwas, das man ihr lassen mußte. Es machte nur so sehr sehnsüchtig . . .

Die Zeit verging, obwohl die Uhr im Totenzimmer stillstand. Der Zeiger war angehalten worden. Aber irgendwo
rückte die Zeit weiter. Bald war Mittag, und dann würde man Großmutter holen. Einmal wurde man gebracht und
1905 einmal geholt.

Ich nahm mir das kleine Album von der Etagere. In diesem Album gab es zwei Bilder, die ich schon oft mit der immer
gleichen scheuen Bewunderung betrachtet hatte. Daß etwas so Kleines und Zierliches so viel Hohes und Erhabenes
zeigen konnte.

Auf jedem Bild war ein Engel zu sehen, der ein Kind in den Armen trug, schwebend über einer großen Stadt. Der
1910 Engel flog vom Himmel zur Erde, wenn er eine Menschenseele zur Welt brachte, und dann holte er sie wieder ab,
wenn sie in den Himmel zurückgeführt werden sollte. Dieses war nicht etwa gemalt oder gezeichnet, sondern meiner
kindlichen Annahme nach photographiert, also eine Szene, die völlig objektiv und sachlich festgehalten worden war.
Auf dem einen Bilde, das genau neun Zentimeter lang und sechs Zentimeter breit war, glaubte ich den Friedhof zu
entdecken, von wo aus der Engel aufgefliegen war. Oh, dieser beneidenswerte Photograph, der einen Engel gesehen
1915 hatte. Unbeschreiblich ist es, was alles aus diesen Bildern zu mir sprach, Bilder, die noch heute in meinem Besitz sind
und die mich immer wieder an den ersten Sternglauben des Kindes erinnern.

Der Engel wegen wäre ich gern Photographin geworden, vorausgesetzt, daß sie mir allabendlich begegnen wollten, die Engel. Und warum sollten sie es nicht? Ich wollte mir Mühe geben, die schönsten Bilder von den Engeln zu machen. Bilder, die man vielleicht an die Zeitungen senden konnte. Die Menschen hatten ja auch großes Interesse für
1920 neuauftauchende Sterne, für Kometen, die durch den Weltenraum ihre leuchtende Bahn zogen, und um Engel, die ja jeden Menschen persönlich angingen, war man noch froher.

Mit solch anregenden Zukunftsplänen saß ich wachhaltend bei meinem Großmütterchen. Von Zeit zu Zeit warf ich einen langen Blick auf das stille Gesicht. Das war zart wie Elfenbein. Aus dem alleredelsten Material geformt, unbegreiflich schön gefügt. Daß das Kostbarste in die Erde gelegt wurde! Schon in wenigen Stunden, schon bald, sehr
1925 bald.

Den Engel wünschte ich zu sehen, der Großmutter in den Himmel tragen würde. Ja, ich wollte ihn sehen, diesen Engel. Warum sollte ich nicht dasselbe Glück haben, wie es dem Photographen beschieden war? Überall wollte ich es dann weitererzählen, allen Menschen zur Freude und zum Trost: Ich habe einen Engel gesehen. Ob er sich durch meine Anwesenheit gestört fühlen würde? Das war kaum anzunehmen, und Großmutter konnte ihm ja auch leicht
1930 erklären, wer ich sei. O wie sie sich freuen würde, wenn sie mich noch einmal zu Gesicht bekam, so ganz unerwartet. Sie hatte mich lieb, und ich hatte sie lieb, und wir würden uns beide freuen. Nachwinken wollte ich ihr, so hoch meine Augen reichen würden, bis sie sich im abendlichen Dunkel der Wolken verlieren würde, oder im Licht der Sterne. Bemerken würde ich gleich, ob sie meinen Haussegens mitgenommen hatte. Ich stellte mir vor, wie sie ihn in der Hand hielt, wie die Worte mit hinanflogen: Wo Glaube – da Liebe. Noch lag sie still da. Der ausgestreckte Finger der
1935 rechten Hand schien auf die Worte zeigen zu wollen: Wo Gott – keine Not.

Es traf sich gut, daß ich nicht mit zum Begräbnis sollte. Daran konnte eigentlich niemand gar viel gelegen sein. Seltsam, daß die Menschen dennoch so großen Wert darauf legten, dabeizusein. Eine Beerdigung war etwas Provisorisches. Sehr genau hatte ich mich nach der Bedeutung des Wortes »provisorisch« erkundigt. Das hieß soviel
1940 wie »vorläufig« oder »fürs erste«. Auf manchen Gräbern fand man kleine Marmortafeln, auf denen nur »provisorisch« zu lesen stand, sonst nichts. Nur dieses eine Trostwort »provisorisch«.

Gegen vier Uhr nachmittags machte ich mich auf den Weg nach dem Friedhof an der Mühlenstraße, der eine gute Stunde von unserem Hause entfernt lag. Ich schritt tüchtig aus, weil ich zeitig an Ort und Stelle sein wollte. Mir war, als hätte ich eine Verabredung. Beim Nordertorplatz hielt ich mich gleichwohl etwas auf. Hier wurde nämlich von
1945 Zirkusleuten eine kleine Gratisvorstellung gegeben, eine Kostprobe, die wohl zur Abendvorstellung verlocken sollte. Ich sah mir die grünen Wohnwagen an. Was für nette Gardinchen vor den Fenstern waren. Nun ja, sie mußten ja viel unterwegs sein, die Zirkusleute, da brauchten sie etwas Gemütlichkeit. Sie sahen so fremd aus, als kämen sie aus Spanien. Gott weiß, woher. Sie sagten: Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die ewige suchen wir. Ein kleiner
1950 Junge in roter Jacke und weißem Zylinder lächelte mich an. Ich lächelte zurück, und es war eine gute Unterhaltung. Dann begann ein Mädchen in kurzem blauem Schleierkleid eine Leiter zu besteigen, die zu einem Seil führte. Da das Kind seinen Weg beginnen wollte, blieb es ein Weilchen auf der kleinen Plattform stehen, machte eine grüßende Bewegung nach unten, öffnete einen bunten, flachen Schirm und begann übers Seil zu gleiten. Wie anmutig war dieses gefährliche Gleiten. Es kam mir vor, als sei das Seil sehr lang und als führe es sehr hoch nach oben.

1955 So kühn und sicher glitt die Kleine hinan, als hätte sie sich verlieren mögen in den Äther, in das reine, tiefe Blau des Himmels. O wie schön war es, diese kleine Himmelstänzerin anzusehen. Hoch oben in der klaren Luft war sie vogelhaft leicht und zierlich, doch sah ich noch einmal den Gruß, den sie aus der Höhe in die Tiefe hinabfallen ließ. Nach diesem Gruß ging ich weiter.

1960 Hinter dunklen Lebensbäumen, die wie eine hohe Wand nebeneinander standen, lag der Friedhof. In der Mühlenstraße gab es damals nur wenige Häuser. Einige Gärtnereien waren hier. Ich ließ mir Zeit, die Blumen zu betrachten, die vielen Beete mit den Stiefmütterchen, mit den bunten Gesichtern aus weichem Sammet. Stiefmütterchen waren Großmutter's Lieblingsblumen. Ob sie wohl über diese vielen Blumen hinwegfliegen würde? Man konnte von hier aus weit ins Land sehen, über Wiesen und Äcker hinweg. Einsam auf freiem Feld stand die große Windmühle. Die Flügel
1965 bewegten, drehten sich langsam im Kreise, und doch ging der Wind nicht stark. Wie seltsam, daß sich die Flügel bewegten. Die Luft war doch nahezu still. Vielleicht merkte ich nicht das Wehen des Windes. Wie vieles mochte es geben, das ich nie kennenlernen würde? Wie groß, wie weit war hier die Gegend. Und wie dunkel und mächtig hoben sich die großen Flügel vom tiefblauen Himmel ab.

Dann entschloß ich mich, auf den Friedhof zu gehen. Wo Großmutter's Grab war, wußte ich, denn wir hatten hier ein
1970 großes Familiengrab. Ich kannte aber auch sonst viele Gräber von Unbekannten, deren Lebensgeschichte ich mir nach

den wenigen Angaben auf den Grabsteinen ausmalte. Mein besonderes Interesse galt den Krankenschwestern, die hier nebeneinander unter Efeu schiefen. Die Schwestern hatten alle ein und dasselbe schlichte weiße Holzkreuz, das nur Namen und Daten kundgab. Die meisten Schwestern waren jung gestorben, und ihr Leben war Dienst und Liebe für die Kranken gewesen. Sie hatten nie an sich gedacht, immer nur daran, wie sie den andern Gutes erweisen könnten, und dann sagten sie noch von Jesus: »Alle unsere Werke hast du für uns getan.« So selbstlos waren diese Schwestern, und an den Efeugrabern ging man gerührt und dankbar vorüber.

Vertraut waren mir auch die Kindergräber, die kleinen Betten mit den Vergißmeinnichtdecken. Hier gab es junge Marmorengel, niedliche kleine Kinderengel, die sinnend und betrübt ihr Köpfchen auf die Hand stützten. »Nicht verloren, nur vorangegangen.« Dies war oft hier zu lesen. Und alle Blumen waren hier besonders schön, denn sie waren ein Zeichen, daß die Menschen einander lieb hatten und daß der eine den andern nicht vergessen konnte. Daß man an einen Menschen denken konnte, der nicht mehr zu sehen war, das war eine kleine Unsterblichkeit auf Erden. Nicht verloren, nur vorangegangen.

Bei Großmutter's Grab war die Erde frisch und locker. Ich setzte mich auf die schmale Einfassung aus Granit und ruhte mich aus. Bedachtsam genug war ich gewesen, meine Laterne mitzunehmen sowie eine Anzahl halb abgebrannter Weihnachtskerzen. Man konnte nicht wissen, zu welcher Stunde der Engel kommen würde, und deswegen hatte ich für Beleuchtung vorgesorgt. Auf dem Albumbild war es spätestens neun Uhr abends gewesen, als der Engel gekommen war. Dies war leicht nach den erleuchteten Fenstern zu beurteilen.

Es begann dunkel zu werden, und um mir die Zeit zu vertreiben, zündete ich das Laternchen an, das aus rotem, geripptem Papier und zum Aufklappen war. Es hatte eine schöne Sternform. Wie warm war dieses rote Licht! Wenn die Tage kürzer wurden, machten wir Kinder mit diesen Laternen kleine Prozessionen in den Straßen, singend:

Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne.
Brenne auf, mein Licht,
Brenne auf, mein Licht,
Nur meine schöne Laterne nicht.
Laterne, Laterne . . .

Ganz leise singend wartete ich, nur von Zeit zu Zeit nachsehend, wie es mit dem Licht stand. Brenne auf, mein Licht . . . Ach, es gab ja noch Licht . . . Ich hatte reichlich davon. Vielleicht hätte ich mehr Streichhölzer mitnehmen sollen. Um die Wartezeit zu verkürzen, zählte ich die Hölzer, siebzehn hin und siebzehn her. Nun, das würde reichen. Wann der Engel wohl kam?

Kühl wurde es und dunkel. Die Eltern würden auf mich warten. Sorge machte ich mir um die Angst von Vater und Mutter. Ich konnte ja nicht wissen, wie es vor sich ging, wenn ein Engel ans Grab kam. Was hatte mich nur hierhergezogen?

Großmutter durfte nicht in der dunklen Erde bleiben. Plötzlich wurde ich von einem Rausch der Trauer erfaßt, daß ich selbst nicht wußte, wie mir geschah, und ich begann bitterlich zu weinen, lange, lange. Dann wieder wurde ich sehr ruhig, und ich wußte, es kam kein Engel. Doch war diese Einsicht ohne jegliche Enttäuschung. Nein, kein Engel kam, nur eine weiche Nacht, die voller Friede war. Und mir war, als würde mein Großmütterchen auch wieder auferstehen in meinem Herzen. Sie war gewiß schon längst im Himmel, und es machte ja gar nichts, wenn man die Engel nicht mit den leiblichen Augen sehen konnte. Eine Schulkameradin, die kleine Tine Fleth, die so plötzlich gestorben war, hatte wenige Tage vor ihrem Tode ihren Engel gesehen, und ihre Mutter und ihre Geschwister hatten den Engel zwar nicht gesehen, aber sie hatten ihn doch gespürt und wußten, daß er dagewesen war, um Tine vorzubereiten. Das war doch gut gewesen. Die Engel zeigten sich wohl nur, wenn es sehr notwendig war, und in solchem Fall würde gewiß auch einer zu mir kommen.

In den Herbstferien

Es war in den Herbstferien. Mutter war nach Hamburg gereist und hatte mich mit Vater allein zurückgelassen. Da Rebekka als Kleinmagd auf einem Bauerngut beschäftigt war, durfte ich daheim den Haushalt führen, eine Aufgabe, die mir nicht wenig schmeichelte. Das Haushaltungsgeld für etwa zehn Tage war mir von Mutter etwas knapp zugemessen worden, so daß ich genötigt war, sparsam zu sein, aber gerade dieses Berechnen und Einteilenmüssen war

es, das mir Vergnügen bereitete. Mit wenigem viel bieten, das war die Kunst im Hause, auf die es ankam. Mein guter
2025 Wille machte mich meiner eigenen Ansicht nach etwas tüchtiger, als ich es in der Tat war. Ich verstand schon ein
einfaches, nahrhaftes Gericht zu bereiten, aber es kam mir auch auf den äußeren Glanz und Schimmer an, auf den
meine Mutter etwas weniger Wert legte. Man aß doch gerne dreimal abends hintereinander Buchweizengrütze, wenn
man dafür eine Kommode grün anstreichen konnte. Vater mußte natürlich ein oder zwei Eier essen, aber ich konnte
2030 leicht darauf verzichten, um Stahlspäne und Bohnerwachs zu kaufen. Ich wünschte unseren Fußboden so glänzend,
wie ich ihn bei Lehrer Nielsen gesehen hatte. Grün war meine Lieblingsfarbe, und ich plante, Mutter mit einem
grünen Küchenschrank und grün gestrichenen Fensterrahmen zu überraschen. Grüne Fensterrahmen, das mußte ja
reizend aussehen zu den weißen Mullgardinen. Mutter brauchte eine große freudige Überraschung zum Dank für ihr
liebes Herz.

Es war nämlich etwas Bewundernswertes um meine Mutter, die in einer äußerst schwierigen Mission unterwegs war.
2035 Es war doch keine einfache Sache, einen fremden Mann zu suchen, der ungefähr in Vierlanden geboren war. Wo, das
wußte man nicht, und wie er hieß, das wußte man auch nicht genau. Nur der Vorname »Hans« war uns bekannt. Er
hatte in unserer Stadt zwei Jahre als Soldat gedient, und Mutter war eigens auf der Kaserne gewesen, um sich nach
diesem Hans zu erkundigen, und hatte dort auf dringende Bitten eine Liste mit verschiedenen »Hansen« bekommen;
aber Mutter suchte nur einen Hans, und welcher der richtige war, das mußte erst ausgekundschaftet werden. Mutter
2040 war auf der Suche nach jenem Hans, der meine Kusine Else heiraten sollte, von der es hieß, daß sie ins Unglück
gefallen sei, und daran war offenbar jener Hans irgendwie schuld.

Es war ein Unglück, wenn ein unverheiratetes Mädchen ein Kind bekam. Obwohl ich mit den Moralgesetzen noch
nicht sehr vertraut war, lernte ich jetzt, daß es bei uns nicht eigentlich Mode war, als Ledige ein Kind zu haben. Um
die Heiligkeit der Ehe wußte ich schon, aber das Geheimnis der Menschwerdung war mir unbekannt, und daher stellte
2045 ich es mir entzückend vor, ein Kindlein ganz für sich allein zu haben. Es kam ja doch nicht ohne den Willen des
lieben Gottes zur Welt. Und Else hatte ein allerliebstes kleines Mädchen, das sogar in unserem Hause zur Welt
gekommen und nach meiner Mutter Anna Dorothea genannt worden war. Else war aber leider nicht bei uns geblieben,
sondern hatte sich als Magd im Schützenhof verdungen, wo sie mit geringem Lohn zufrieden war, da man ihr
gestattete, das Kind bei sich zu haben. Else war recht glücklich mit ihrem Kind, und ich konnte ihr Los nicht so
2050 beklagenswert finden, wie unsere Nachbarschaft es tat. Dagegen war Hans weit mehr zu bedauern, weil er nicht
wußte, daß er der Vater eines Kindes geworden war. Hans konnte einem ja in der Seele leid tun. Ob man ihn nicht
hätte durch die Zeitung suchen lassen können? Aber es war fraglich, ob er überhaupt eine Zeitung las, und Else war so
flüchtig gewesen, sich nicht einmal nach dem Stammmamen des Mannes zu erkundigen. Welch unbegreifliche
Zerstreutheit, über die ich mich nicht genug wundern konnte.

2055 Jetzt war Mutter auf der Suche nach dem Mann, um ihm die frohe Botschaft zu überbringen. Die Anhaltspunkte, die
Mutter sonst noch hatte, waren dürftig genug. Sie wußte nach Elsens Angaben nur, daß Hans in Hamburg einen
Bruder hatte, der im Sternschanzenviertel eine Weinstube hielt, und im weitläufigen Sternschanzenviertel gab es viele
Weinstuben, und überall mußte Mutter sich zunächst zaghaft erkundigen, ob man dort einen gewissen Hans in der
Familie habe. War dies der Fall, machte Mutter uns sofort brieflich Mitteilung, auch wenn es noch nicht der richtige
2060 Hans war. Es war jedenfalls keine kleine Aufgabe, die Mutter sich gestellt hatte, und an ihren unsäglichen
Bemühungen merkte ich, wie notwendig es sein mußte, daß ein Kind einen Vater hat.

Nebenbei war es wunderhübsch, daß Mutter mal richtig unterwegs war. Als sie jedoch eines Tages die
Blumenausstellung besuchte und dieses brieflich in den leuchtendsten Farben schilderte, wurde Vater etwas
ungeduldig und meinte: »Was denkt Mutter sich eigentlich? Glaubt sie vielleicht, den Mann in der Blumenausstellung
2065 zu finden?«

»Aber, Vater, sie kann sich doch nicht den ganzen Tag über in den Weinstuben aufhalten. Du hast gelesen, wie sie
sich mehrmals bei den Kellnerinnen hat etwas bestellen müssen, weil der Wirt selbst nicht anwesend war, und du
weißt, daß sie keinen Wein verträgt. Ich hätte die größte Lust, ihr suchen zu helfen, aber wenn ich reise, das würde
wohl zu sehr ins Geld laufen. Was meinst du, Vater?«

2070 Vater blieb nachdenklich, überlegte:

»Wenn Mutter in drei Tagen nicht zurückkommt, reise ich ihr nach, um sie zu holen. Es ist eine verrückte Idee von
ihr, diesen Menschen aufreiben zu wollen.«

Dies zu hören, tat mir weh.

2075 »Aber, Vater, überlege einmal, wie es wäre, wenn ich ohne dich geboren wäre. Stell dir vor, du wüßtest nichts von
mir, und jemand käme dir zu sagen, ich sei dein Kind. Wie sehr würdest du dich freuen! Oder würdest du dich nicht
freuen?, sag, Vater.«

Ja, dagegen wußte Vater nichts einzuwenden, doch blieb er sehr still. Vielleicht zweifelte er daran, daß Mutter den

Mann finden würde. Wenn sie ihn nicht fand, sollte es so sein. Dann war's wohl auch nicht so gar schlimm. Dann wollte eben der liebe Gott ganz allein dem Kinde Vater sein. Was konnte also der kleinen Anna Dorothea geschehen?
2080 Else hatte ja schon erklärt, daß sie dem Kinde das Vaterunser lehren würde und daß dies genügen würde, falls Mutter den irdischen Vater nicht fände. Und sie selbst hatte ihr Kind so sehr lieb. Abends saß sie in ihrer Kammer und strickte emsig an einem Kleidchen, während das Kleine schlafend in seinem Bettchen lag. Wie seltsam und schön es war: immer würde die Mutter von ihrem Kinde wissen. Sie schien das Kind mehr zu lieben als ihr eigenes Leben, oder ihr Leben nur zu lieben um des Kindes willen. Kam sie am Sonntagnachmittag zu uns, hielt sie das Kleine schützend
2085 in ihrem weiten Mantel. Da lag es geborgen wie in einer wärmenden Laube und lugte mit ruhigen, blanken Augen aus den Falten des Mantels hervor. Es hatte braune Augen und den ernsten Blick eines jungen Rehleins, so voller Vertrauen.

Daß ein Unrecht, eine Sünde dabei sein konnte! Unvorstellbar war mir dieses. Einige sahen betreten weg, wenn Else
2090 durch die Straße ging, und mochten nicht einmal grüßen. Als wären die Menschen eigens dazu bestellt, einem andern ihre Verachtung zu zeigen. So, als hätte Else unsere Nachbarn persönlich beleidigt. Ihre eigenen Eltern, die in Hamburg wohnten, wollten nichts mehr von ihr wissen. Es hieß, sie hätte Schande in die Familie gebracht und sei ein gefallenes Mädchen. Daß man einen Fall so sehr übelnehmen konnte! Von gefallenen Männern hörte man nie bei uns. Männer konnten wahrscheinlich nicht fallen. Seltsam, Else sah gar nicht danach aus, als sei sie gefallen, aber der liebe
2095 Gott würde es ja schon wissen. Er ließ es wohl nur zu, daß jemand einmal fiel, damit der Gefallene sich um so inniger ihm zuwandte. Es war sehr einfach.

Es war ein prächtiges Wetter, um in die Stadt zu gehen. Mit dem Haushaltsgeld von Mutter in der Tasche ging es sich bedeutend vornehmer. Ich hatte zwar einige Einkäufe zu machen, aber ein bißchen fühlte ich mich als Kurgast,
2100 als Hergereiste. Mitten in der Woche trug ich das blaue Sonntagskleid und den breitrandigen Florentinerhut, meine schöne Schaluppe mit Mohnblumen beladen. Ich trug den Einholekorb am Arm und den weißen volantbesetzten Sonnenschirm meiner Schwester in der Hand. Das eine paßte nicht recht zum andern, aber ich war auf elegant eingestellt und verstand es nicht besser.

Beim Nordertor begegnete mir der Maler Magnussen, der ein berühmter Maler und sonst noch einiges war, nämlich
2105 verlobt. Er war in Gesellschaft seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegermutter. Wahrscheinlich wollten die drei eine Tour nach »außab«, vielleicht ins Klurieser Gehölz, im Schatten der Bäume liegen und so halt. Sie hatten ja recht bei dem herrlichen Sommerwetter. Von Herrn Magnussen waren in der Buchhandlung zwei Bilder ausgestellt. In jedem Schaufenster stand eines. Das eine war sogar »verkauft«, wie auf einer kleinen Tafel zu lesen stand, aber weil es so schön war, wurde auch den Vorübergehenden die Betrachtung des Bildes gegönnt. Das war liebenswürdig. Herr
2110 Magnussen hatte den Strand von Glücksburg und den Wald von Kollund gemalt, frei nach der Natur und sehr ähnlich. Großartig war's. Jetzt weilte Herr Magnussen in unserer Stadt und suchte gewiß nach neuen Motiven.

Herr Magnussen hatte ein gelbes fremdländisches Gesicht. Wo er wohl herstammte? Vielleicht aus Spanien. Er trug eine schwarze Sammetjacke mit Ripsband eingefaßt, und unter einem breiten, dunklen Künstlerhut das vermutlich spanische Gesicht mit großen dunklen Augen, die mich aufmerksam musterten, obwohl ich nicht der Strand von
2115 Glücksburg war. Die Braut war zierlich und schmal. Ihr Kleid war von derselben zartvioletten Farbe wie das meiner Puppe Liese, aber sonst sah sie meiner Liese gar nicht ähnlich. Das Kleid saß eng an, doch hielt ich die stark geschnürte Taille für etwas, das von Gott gegeben war. Auch kam ich nicht auf den Gedanken, daß die Augen der Braut blau untermalt, das Gesicht gepudert und der Mund geschminkt war. Von Kopf bis Fuß konnte man alles einzeln an dieser Braut genießen. Das rötlich blonde, locker frisierte Haar, große, weiche Locken, das war ja
2120 bezaubernd schön zu einem seegrünen Spitzenhut. Das war ein Gedicht von einem Hut, davon man allein hätte leben können. Ja, es gab viel Schönes in der Welt. Herr Magnussen hatte sich als Künstler natürlich eine besondere Braut ausgesucht, die zum Überfluß an Reizen auch noch den Namen Lulu führte. Dagegen war die Schwiegermutter von einer nahezu mitleiderregenden Unauffälligkeit, langweilig wie die Vereinsstraße bei Regenwetter. Gott, sie konnte ja nicht dafür, die Arme. Sie war dick und schwerfällig. An dieser Figur bemerkte man das stramme Schnürleib beinahe
2125 mehr als das schwarze Alpakakleid, das klar zu sehen war. In schwarz bei Sonnenwetter und einen Weg von zwei Stunden haben. Frau Alsen lächelte trotzdem selig, die Ärmste. Man sollte alle Zähne und kein Korsett haben, so gehörte es sich. Jetzt lächelten die drei mir freundlich zu, und ich nickte, mehr mit den Augen als mit dem Kopf.

Das Nordertor war ja eine Sehenswürdigkeit unserer Stadt, war mehrere hundert Jahre alt, wurde immer wieder sowohl photographiert als auch gemalt. Vielleicht fühlte Herr Magnussen sich angeregt. Das mußte ich wissen und
2130 drehte mich um. Die Spaziergänger drehten sich auch um, was ich ja nicht hatte vorher ahnen können, sonst hätte ich mich nicht umgedreht. Den Dreien im Torbogen mochte es genau so gehen wie mir. »Es ist einfach reizend«, entschied Herr Magnussen. Ich war befriedigt, daß er unser Nordertor bewunderte.

Die Damen stimmten ihm zu. Die Sonne fiel schräge auf den grünen Spitzenhut und durch die goldenen Locken der Braut. Nein, wie schön sie doch war. Ich genoß das Bild und starrte versunken hin. Plötzlich grüßten alle drei, nickten mir freundlich lächelnd zu und die gute, arme Frau Alsen winkte liebevoll mit der Hand. Wie nett es war, von Menschen begrüßt zu werden, die man nicht persönlich kannte. Es war ja beinahe wie auf dem Lande bei Kalleby, wo einer dem andern »guten Tag« sagte und schon nachmittags um sechs »glückseligen Abend« wünschte. Das war eine hübsche Mode, die man in jeder Stadt hätte einführen sollen.

Es war überaus angenehm, so selbständig durch die große Straße zu gehen. Erwachsen, beinahe wie eine kleine Hausfrau, kam ich mir vor mit so viel Geld in der Tasche. Mutter war verreist und kam wohl so bald nicht wieder. Mir war der ganze Haushalt anvertraut. Ich konnte mir ja das Geld nach Gutdünken einteilen. Wichtig war nur, daß das Geld reichte und daß Vater zu seinem Recht kam, aber er war ja so sehr bescheiden, er verdiente, daß man ein neues Gericht für ihn erfand. Im Lebensmittelgeschäft bei Jespers lagen kleine Pakete, die Puddingpulver enthielten, aber Götterspeise war gewiß noch etwas feineres als Pudding. »Die sorgfältige Fabrikation bietet Gewähr für ein hervorragendes Produkt. Nahrhafte, aromatische Essenzen. Erfrischend und wohlschmeckend. Götterspeise sollte in keinem Haushalt fehlen.« Wie hätte ich solche Mahnung unbeachtet lassen können? Ich kaufte also ein Paket Götterspeise um vierzig Pfennige und war beruhigt, als ich die rührende, ausführliche Gebrauchsanweisung las. Das mußte ja gelingen. Buchweizengrütze, Kartoffeln, Petersilienkartoffeln mit Spiegelei, und Götterspeise. Wenn das kein vornehmes Mittagessen war! Vielleicht war es angebracht, die Buchweizengrütze wegzulassen, um für die Götterspeise aufnahmefähiger zu sein. Oder sollte es etwa nur Götterspeise geben und nichts anderes? Ich ließ die Frage unentschieden. Es war ein Vergnügen, zu verschiedenen Zeiten darüber nachzudenken.

Die Sonne brannte und das Pflaster war heiß. Ich trug die Goldkäferschuhe mit den dünnen Sohlen. Zu dumm, daß ich mich so lange geniert hatte, den Sonnenschirm aufzuspannen. Was nützte ein zusammengeklappter Schirm? Und auf diese Art und Weise konnte ja kein Mensch die hübsch fallenden Volants sehen. Das war eine Ungefälligkeit sondergleichen den Straßenpassanten gegenüber. Ich spannte also den Schirm auf und besah mir zur Abwechslung das Schaufenster der Drogerie Teichgräber. Es lagen da ein paar hygienische Bedarfartikel, für die ich keinen Sinn hatte. Plötzlich aber entdeckte ich etwas nahezu erschreckend Schönes. Auf dunklem Grunde einen herrlichen Frauenkopf. Javol! Es war wohl ein so abgründig tief er Blick nötig, um solch ein ungewöhnlich schönes Haar zu zeigen. Ein Haar, das Flocke, Duft und Schaum war. Ein unwiderstehliches Loreleygesicht lächelte mich in aller Unschuld und siegessicher an. »Benutzen Sie Javol. Jedermann wird Ihr Haar bewundern. Das schönste Haar durch Javol!« Jawohl, das war einleuchtend. Getroffen fühlte ich mich, schlagartig. So also stand es um Javol. Je länger man das Haar betrachtete, um so schöner wurde es. Ich war bezaubert. Das schöne Gesicht sollte nicht umsonst gelächelt haben. Ohne zu zögern, klappte ich den Schirm zu und betrat entschlossen den Laden.

Als müsse ich die Medizin für einen Schwerkranken auf der Stelle haben, wünschte ich hastig mit vor Erregung bebender Stimme:

»Bitte, eine Flasche Javol!«

»Die große oder die kleine Packung?«

Ein Glück, daß ich bescheiden blieb, ich bat zunächst um die kleine Packung. Die große Packung lief mir ja nicht davon. Ich dachte auch an das Dielenöl und an das Wachs, das ich einzukaufen hatte.

Das Javol kostete zwei Mark und fünfundsiebenzig Pfennige. Ein rasendes, ein irrsinniges Geld, aber solche Ausgabe zu bereuen hatte ich immer noch Zeit genug. Das ließ sich eventuell nebenbei abmachen. Man mußte erst richtig sündigen, bevor man bereuen konnte. Die Versuchung war zu stark, als daß ich ihr hätte entgehen können. Es war ein Anfall von Eitelkeit, dem ich mich kampflös hingab. Es duftete hier nach Parfum und Lysol, das irritierte mich vollends. Ich legte das Geld auf den Tisch, so daß der Verkäufer wohl annahm, ich hätte keine weiteren Wünsche.

Eine Frau betrat den Laden und verlangte übermangansures Kali. Wozu das wohl gut sein mochte? Da ich doch noch Dielenöl brauchte, blickte ich mich ein wenig um, und meine Augen fielen auf ein Schild, das an einem Pfeiler hing: »Jede Frau von Welt braucht zur Erhaltung ihres Teints unbedingt eine gute Seife. Professor Riggelsens Seife ist die rechte.« Jede Frau von Welt 2. 2. . Ja, du lieber Gott, gab es denn auch Frauen, die nicht von dieser Welt waren? Ich glaubte mich wachsen zu fühlen. Ich selbst war die Frau von Welt. Sie steckte in mir. Ich würde es sein. Bald, sehr bald. Es hätte vielleicht heißen sollen: Jede Frau von dieser Erde, aber »Welt« klang großartiger. Seltsam, daß ein Professor sich damit abgab, Seife herzustellen. Ob das auch auf den hohen Schulen gelehrt wurde? Der Teint, die Haut des Menschen, mußte etwas sehr Wichtiges sein. Die Haut mußte ernst genommen werden. Ob es nicht ratsam war, rechtzeitig für die Erhaltung des guten Teints Sorge zu tragen? Wenn ich später einmal Schauspielerin werden sollte, war ich von Berufs wegen genötigt, mein Äußeres zu pflegen. Ein Stück Seife konnte wohl nicht mehr als fünfzig Pfennige kosten. Auf das Bohnerwachs konnte ich verzichten. Sogar das Dielenöl war, wenn man es recht bedachte, nicht unbedingt nötig. Jedenfalls mußte es nicht von der besten Sorte sein. Was war ein Fußboden? Aber die Haut war wichtig, die Haut, in der man ein Leben lang stecken mußte.

»Wünschen Sie noch etwas?« fragte der Verkäufer.

Er sagte »Sie« zu mir, also machte ich den Eindruck eines erwachsenen Menschen.

2190 »Ja, ich wünsche noch etwas. Ich möchte fragen, wieviel ungefähr ein Stück Seife von Professor Riggelsen kostet?«

»Hier. Eine ganz vorzügliche Seife. Das beste, was wir auf Lager führen. Wird sehr viel verlangt. Sie kostet zwei Mark das Stück. Etwas Hervorragendes. Mild, schäumend, sanft, fettreich, und dabei äußerst sparsam im Gebrauch.«

»Ist sie auch nicht zu stark parfümiert?«

»Bewahre, ganz leicht und diskret.«

2195 Der Verkäufer hielt mir die Seife an die Nase, und ich gab nach.

Nach diesem Einkauf war es unmöglich, gleich nach Hause zu gehen. In den Bahnhofsanlagen wollte ich mir überlegen, wie ich das Geld, das ich extra ausgegeben hatte, am besten wieder einsparen konnte. Selbstverständlich würde ich für mich einige Fastentage einschalten. Auf ein bißchen Hungern sollte es mir nicht ankommen, wenn nur das Javol seine Pflicht tat. Ein Segen, daß ich die Götterspeise besorgt hatte. Vater durfte auf keinen Fall etwas entbehren. Ich für mein Teil wollte mich vierzehn Tage lang mit Wasser und Schwarzbrot begnügen. Die armen Schwerverbrecher im Gefängnis bekamen ja auch nichts anderes. Auf einer Bank sitzend gab ich mich meinen Betrachtungen über Enthaltsamkeit hin, und das war beinahe so gut wie Geld gespart. Dann aber leistete ich mir das Vergnügen, die Javolflasche auszupacken. Die Flasche sah dunkel aus, geheimnisvoll wie die Nacht. Ich behielt sie im Schoß und machte mich an das Seifenpaket heran, das zwei bedruckte Zettel enthielt. Es mußte etwas gutes sein. Auf dem einen Zettel war viel von Professor Riggelsen die Rede. Professor Riggelsen hat sein ganzes Leben dem Studium der Haut gewidmet. Herrgott nochmal! War das nicht doch etwas einseitig? So nur und ausschließlich für die Haut zu leben, kam mir reichlich dürrig vor. Dann aber hieß es: seine Seife hat unzähligen Frauen Glück gebracht. Glück gebracht?! Ob ich nicht mit der Anwendung der Seife warten sollte, bis ich einmal richtig im Unglück saß? Man konnte nicht vorher wissen, was herangeschwommen kam. Glück, Unglück? Nahezu tiefsinnig wurde ich über diese beiden Reklamezettel. Was brauchte ich Glück oder Unglück? Ich lebte, atmete und blieb gesund bei Schwarzbrot und Wasser. Ich beschloß, die »Frau von Welt-Seife« meiner Schwester nach Mellerup zu schicken. Mochte meine Haut machen, was sie wollte. Die Haut meiner Hände sah ja gar nicht beunruhigend, sondern ganz normal und frisch aus.

Mit dem Javol war es freilich eine andere Sache. Mit dem Loreleyhaar konnte ich nicht konkurrieren. Ich hatte freilich einen kräftigen und dichten Haarwuchs, aber er hätte etwas flockiger und weicher sein dürfen. Wieder fiel mir ein Zettel in die Hände: der Erfolg ist verblüffend. Ein erfrischendes, unvergleichliches Schönheitsmittel. Erfrischend. Es war heiß in den Anlagen, und ich konnte nicht den Sonnenschirm über mich halten und zugleich Pakete öffnen und an Flaschen herumdrehen. Unauffällig nahm ich den Hut vom Kopf, legte ihn sorglich auf die Bank, goß mir dann einige Tropfen Javol auf den Scheitel, schob das Haar an den Seiten zurück, damit ich auch dort etwas von dem edlen Naß bekam. Die Erfrischung spürte ich sofort. Erfrischend war das Javol, das mußte man ohne weiteres zugeben. Am liebsten hätte ich meine langen Zöpfe gelöst, die mir im Kranz um den Kopf lagen, aber das ging nicht, weil mir gegenüber ein paar junge Leute saßen, die nichts anderes zu tun hatten, als mich zu beobachten. Warum betrachteten sie sich nicht das Brunnenrondell? Ich hatte mir doch den Kopf zu massieren, und dabei konnte man doch kein Publikum brauchen. Wenn ich hier saß und mein teures Javol verschwendet und nicht richtig angewandt hatte, waren es ja nicht die jungen Herren, die mir ersetzen würden. Wenn nur die Flasche nicht so groß und schwer sein wollte. Und dabei war es noch die kleine Packung. Nun ja, es war nichts dagegen zu machen, und ich begann mir ungeniert aufs Geratewohl das Javol überall ein bißchen anzuspitzen. Mit dem Massieren haperte es. Ich hätte die Flechten lösen müssen, aber dazu konnte ich mich nicht entschließen.

So saß ich still auf der Bank und wartete den Erfolg der Haarbehandlung ab, während ich mich über die Zubereitung der Götterspeise orientierte. Ja, Dielenöl mußte ich noch kaufen, vom billigsten Dielenöl ein Pfund. Dazu hatte ich ja eigens die Kanne mitgenommen. Ich kramte in meinen Siebensachen herum, vernahm von drüben ein kleines Lachen. Als ich hinübersah und auch auf die übrigen Bänke, fiel es mir auf, daß man mich von allen Seiten mit freundlichen Blicken bedachte. Es war das Haar, das allen Leuten gefiel. Der Erfolg war wirklich verblüffend. Vielleicht mußte ich sparsamer mit dem Javol umgehen. Jedermann wird Ihr Haar bewundern. Die Bewunderung machte doch recht verlegen. Scheu und mit nicht ganz klarem Gewissen lächelte ich zurück. Dann setzte ich den Florentinerhut auf mein duftiges Haar, verließ die Bahnhofsanlagen, um nochmals bei Teichgräber vorzusprechen, ich hätte aus Versehen Javol gekauft, ob man es mir nicht gegen Dielenöl umtauschen könne. Die Eitelkeit war verflogen, aber das Javol mußte ich behalten. Es stand dann lange unbenutzt, im äußersten Winkel, verborgen im Kleiderschrank.

Während ich daheim alles anstrich und anmalte, was der Verschönerung und Auffrischung bedurfte, führte meine Mutter in Hamburg ein recht bewegtes Leben. Sie hatte es vermieden, bei unseren Verwandten Wohnung zu nehmen, weil sie sich »frei« fühlen und durchaus Herrin ihrer Zeit sein wollte, was aber meinem Vater gar nicht recht zu passen schien. Sie hatte sich im Zentrum der Stadt ein möbliertes Zimmer gemietet bei einer alleinstehenden Frau

Duve, mit der sie im Ernst-Drucker-Theater gewesen sei, wo sie ein Stück gesehen hatte, das »De Leev in Veerlanden« hieß. Mutter hatte sich dabei köstlich vergnügt. Im Alsterpavillon hätten sie Kaffee getrunken und viele prachtvolle Schiffe, Lachmöwen und Schwäne gesehen. In der Michaelskirche hätte sie ein Orgelkonzert gehört. Sie hatte sowohl den Ohlsdorfer Friedhof als auch die Kunsthalle besucht. Sie schrieb von einem großen Maler, den sie kennengelernt hatte, von einem gewissen Bertram von Minden, und darüber geriet Vater in beträchtliche Unruhe. Obwohl er kein Freund vom langen Briefschreiben war, setzte er sich abends hin, um bei Mutter schriftlich anzufragen, was es mit diesem Herrn von Minden für eine Bewandnis habe, und sie möge ihm hierüber gefälligst reinen Wein einschenken. In seiner Besorgnis um seine Frau ließ Vater mich jeden Brief lesen. Mutter schickte postwendend eine fromme Ansichtskarte, die Reproduktion eines uralten Bildes, von dem sie entzückt war; das war von Bertram von Minden. Ihre Briefe hatten etwas reizend Lächelndes, Jubelndes an sich. Sie war wie ein frohes Kind, das nicht umhin kann, die schöne Welt zu bewundern, und es hatte den Anschein, als sei sie nur deswegen gereist. Sie hatte aber trotz der vielen Ausflüge, die sie unternahm, ihre eigentliche Aufgabe nicht vergessen. Es war offenbar ihrem Wesen eigen, eine Sache nicht zu straff zu nehmen. Sie war, wenn sie ein Ziel verfolgte, nie übereifrig, sondern ließ geruhsam die Dinge an sich herankommen, und dadurch bewahrte sie sich die frische Kraft.

Eines Tages fand sie tatsächlich den Bruder von Hans, der Karl Terpen hieß, glücklich verheiratet und Vater von zwei Kindern war und für die Angelegenheit meiner Mutter das schönste Verständnis zeigte. Die ganze Familie Terpen nahm sich auf das freundlichste meiner Mutter an, die das Bild von Else und ihrem Kind vorzeigte. Karl Terpen wagte sich vorerst nicht direkt um die Sache zu kümmern, sondern begnügte sich vorläufig damit, meiner Mutter die Adresse von Hans zu geben, doch versprach er, wenn es nötig sein sollte, seinem Bruder zu schreiben, um ihn an seine Pflicht zu erinnern.

Hans Terpen arbeitete in der Nähe von Bergedorf in einer einsamen Gegend, in der ein Landhaus errichtet wurde. Hier war er Brunnenmacher. Mutter fuhr also zunächst nach Bergedorf und ging von dort aus über Land. Erst kurz vor Feierabend erreichte sie den Bauplatz, wurde von den Arbeitern zum Brunnen gewiesen, wo sie den vielgesuchten Hans in der Tiefe schaffen sah. Da sie es nicht erwarten konnte, bis er von selbst an die Oberfläche kam, rief sie ihm vom Brunnenrande aus zu: »Hören Sie, junger Mann, Herr Terpen, ich möchte gerne einige Worte mit Ihnen sprechen. Kommen Sie bald herauf? Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Ich komme gleich«, rief die Stimme zurück.

Als Hans heraufkam, war er recht verwundert, eine fremde Frau vor sich zu sehen, die zunächst in einer begreiflichen Anwandlung von Verlegenheit nicht wußte, wie sie ihr Anliegen in Worte kleiden sollte. Sie fragte ihn, ob er in unserer Stadt als Soldat gedient habe, was Hans sogleich bejahte.

»So. Dann kennen Sie vielleicht zufällig diese Person?« Mit diesen Worten holte Mutter das Bild von Else und dem Kinde aus der Tasche und hielt es dem jungen Mann hin.

Dieser nahm zögernd die Photographie an sich, betrachtete sie eine Weile, blickte bestürzt drein, sah sich das Bild nochmals an und sagte dann leise:

»Ja, ich kenne dieses Mädchen, scheint mir . . . Es kommt mir jedenfalls nicht unbekannt vor . . . Das heißt, ganz sicher bin ich nicht . . . Ich verstehe nicht recht, aber vielleicht sagen Sie mir, was Sie eigentlich von mir wollen . . .«

Er sprach sehr schüchtern zu meiner Mutter, sah sie aber doch mit einem solch ernsten, klaren Blick an, daß Mutter gleich bemerkte, daß sie es mit einem guten, ehrlichen Menschen zu tun hatte. Er war noch so jung und hatte vielleicht noch ein langes Leben vor sich. Es mochte besser für ihn sein, wenn er frei und ungebunden seiner Wege ging. Meine Mutter war es ja nicht, die über das Schicksal eines fremden Menschen bestimmen durfte.

»Ich wünsche nichts von Ihnen, was Sie nicht selbst gerne wollen.« So antwortete Mutter dem jungen Mann, der vielleicht für sich schon wußte, um was es sich handelte. In einer plötzlichen Gefühlsaufwallung rief er erregt:

»Ja, wer ist es denn, um's Himmels willen? Ich muß doch wenigstens wissen, wer es ist.«

»Ich dachte ja eigentlich, das heißt, ich hoffte, es könnte Ihre zukünftige Frau sein.«

»Aber, ich müßte sie doch kennen.«

»Haben Sie sie denn nicht erkannt?«

»So meinte ich es nicht. Ich meine nicht das Äußerliche, sondern das Wesen der Frau.«

»Ich verstehe, aber darauf sollte man bei einer Bekanntschaft zunächst achten. Oh, damit will ich Ihnen keinen Vorwurf machen. Dies ist nicht meine Aufgabe. Aber glauben Sie mir, junger Mann, es ist eine eigene Sache mit dem Kennen. Da gibt es Leute, die viele Jahre miteinander verheiratet sein können, die einander genau zu kennen glauben, und plötzlich bemerken sie, daß es mit diesem Sichkennen gar nicht gestimmt hat. Der gute Wille, die Anständigkeit zueinander ist viel wichtiger als jene Menschenkenntnis, die sich so oft irrt. Sehen Sie, zum Beispiel Else kennt sich

selbst noch nicht recht, glaube ich. So kommt es mir wenigstens vor. Wie also wollen Sie sie kennen? Mir ist, als habe
2295 sie einen Charakter, der mehr zum Guten als zum Schlechten und Unsoliden neigt. Kommt sie in eine gefährliche
Gelegenheit, in eine Versuchung, erliegt sie. Sobald jedoch ein verderblicher Einfluß aufhört, gewinnen ihre guten
Eigenschaften die Oberhand, und gerade für dieses möchte ich gerne sorgen. Ob nun auch Sie Lust dazu haben, das
weiß ich nicht. Wie aber der Fall nun einmal liegt, wäre es doch nur natürlich, wenn Sie sich der Mutter und Ihres
2300 Kindes annehmen würden. Es muß ja nicht heute oder morgen sein. Irgendwann einmal. Ich will Sie gewiß nicht
bedrängen. Keine großen Worte will ich brauchen, aber es ist etwas Hohes, das Ihnen beschieden ist. Sie haben sich
nicht selbst zum Vater gemacht. Es ist ein Geschenk, das Ihnen zuteil wurde. Vielleicht werden Sie einmal glücklich
darüber sein und dankbar. Dies möchte ich wünschen.«

Es kam tatsächlich so, wie meine Mutter es wünschte. Die Hochzeit fand in aller Stille statt, wenige Wochen später,
und ich möchte hier vorweg bemerken, daß es eine wahrhaft glückliche Familie wurde und meine Mutter sich also
2305 kein Gewissen zu machen brauchte, diesen Bund veranlaßt zu haben.

Veronika und Aloisius

2310 Eines Sonntagnachmittags war ich allein zu Hause. Meine Eltern waren fortgegangen, um sich einen Neubau
anzusehen, von dem viel die Rede war, wunderliche Interessen, die ich nicht teilen konnte, zumal ich in der
Morgenpredigt wieder gehört hatte: ›Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die ewige suchen wir.‹ Das ging mir
nach.

Soeben hatte ich in einem Sonntagsblättchen, das uns zur Probe gratis ins Haus gebracht worden war, von der
2315 Vergänglichkeit alles Irdischen gelesen, von Tod und Pestfriedhöfen, von Gericht und Hölle, was mich mit Betrübnis
und Gram erfüllte. Stellte ich mir vor, daß ich eines Tages das Leben würde entbehren müssen, an dem es freilich
mancherlei auszusetzen gab, kam es mir dennoch angenehmer vor als das Unbekannte, Unsichere, in das ich gleiten
würde. Bis dahin war es vielleicht noch lange, aber hier stand ausdrücklich geschrieben, daß das Leben so gar rasch
vorüberflog. Dies wagte ich freilich ein wenig in Zweifel zu ziehen, denn von einem Weihnachtsfest zum andern lag
2320 eine unendliche Zeit. die gar nicht von der Stelle zu rücken schien, wenn man sie noch vor sich hatte. Auf zwölf Feste
konnte ich allerdings schon zurückblicken, und ich mußte zugeben, daß jedes ersehnte Fest einmal gekommen war. Ja,
und eines würde doch das letzte sein. Dies mußte man einsehen, wenn man bei der Logik bleiben wollte.

Seit dem Tode meiner Großmutter war die Sterbestunde eine Art Weihnachtsabend geworden. Man schloß die Augen,
um sie im Himmel wieder zu öffnen, in einem Lichtsaal ohne Ende. Wie beunruhigend, daß es über diesen Punkt eine
2325 wesentlich andere Meinung geben konnte, aber gerade in diesen letzten Dingen durfte wohl kein Mensch allzu
rechthaberisch sein. Der liebe Gott mußte selbst wissen, wie er es einzurichten gedachte. Wem vertraute er wohl seine
geheimen Pläne an? Er mußte ein milder Vater sein, der seine Kinder unentwegt in lächelndes Erstaunen versetzte,
manchmal in einen Lichtsturz der Freude. Wir saßen mit ihm an einem freundlich-hellen Tisch und durften zusehen,
wie er sich Sterne und Rosen schuf. Vielleicht hatte man Gelegenheit, ihn zu fragen, warum blühender Holunder so
2330 gut duftet, und wie er sich das Wetter immer wieder neu ausdachte und die Jahreszeiten, die einander liebzuhaben
schienen. Eines Tages würde er sich das große, wundersame Geheimnis der Schöpfung abfragen lassen, und dafür
würden wir ihn loben und liebhaben, immer. So hatte ich es mir gedacht.

Und jetzt stand hier in aller Strenge, der liebe Gott habe die Absicht, ein Jüngstes Gericht zu veranstalten. Sogar
Einzelheiten waren angeführt: Gräber klafften auf, Verdammte zerrten verzweifelt an ihren Ketten, stürzten in
2335 Abgründe, während andere, nicht grad allzu viele, seelenruhig in den Himmel einzogen, leider ohne sich auch nur
einmal nach den Zurückgewiesenen umzublicken. Dieses Jüngste Gericht mußte ja viel aufregender, weit
beängstigender sein als ein Schulexamen, bei dem man nie sicher war, ob man es bestehen würde. Beim Rechnen
hatte ich immer noch die denkbar schlechtesten Noten, und es sah nicht danach aus, als würde sich dies jemals ändern.
Und die Rechnerei war ein Fach, auf das großer Wert gelegt wurde, in der Schule und überhaupt in der ganzen Welt.
2340 Dabei tat ich mein möglichstes, mich in der Rechenkunst zu vervollkommen. Nie stieg ich mit dem linken Fuß zuerst
aus dem Bett. Das tat nicht gut. Christine Duwe hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß man morgens vor dem
Frühstück nicht singen dürfe, sonst mußte man unbedingt noch vor dem Abend weinen. Nun weinte ich zwar nicht
täglich in der Rechenstunde, und darum konnte das allmorgendliche Singen, genau besehen, nicht die Schuld an
meinem Ungemach sein.

2345 Nein, singen mußte ich unbedingt, wenn ich dazu aufgelegt war. Die Vögel sangen auch sehr früh am Morgen im
Garten, und Vögel weinten nie.

Für alle Fälle zählte ich die Schimmel auf der Straße und beim hundertsten Schimmel durfte man sich etwas

wünschen: das Examen bestehen, und etwas bessere Noten im Rechnen. Das waren eigentlich zwei Wünsche, aber es ging so sehr lange, bis man die hundert Schimmel beisammen hatte. Ich ließ ohnehin ein paar graue Pferde als
2350 Schimmel mitgehen. Das Examen habe ich bestanden, das war doch etwas. Vielleicht lag es an den Schimmeln. Von jetzt ab wollte ich reine, klare Schimmel zählen, einwandfreie Schimmel, ohne zu mogeln, und wollte nur noch wünschen, das große Hauptexamen der Ewigkeit zu bestehen. Gewiß mich ordentlich aufführen, aber nebenbei viele, viele Jahre lang Schimmel zählen. Bei Tante Gertruds Hochzeit hatte jemand ein Lied von einem Schimmel gesungen. Es hieß »Tom, der Reimer«. Es mußte ein sehr schöner Schimmel gewesen sein, den Tom im Walde erblickt hatte.
2355 Eine märchenhafte Frau saß auf dem Schimmel, langsam durch den Wald reitend. Ich hatte es vor mir zu sehen geglaubt. Die Frau war nicht von dieser Erde, aber der Schimmel war sehr wirklich. Die lange Mähne war durchflochten von bunten Seidenbändern.

2360 Und wenn sie leis am Zügel zog,
Dann klangen hell die Glöcklein.

Wie hübsch war dieses silberhelle Klingen im stillen Wald. Ob man nicht diesen einen Schimmel als ersten mitrechnen durfte? Mitrechnen? Wobei rechnen? Ach, beim Jüngsten Gericht. Es nützte alles nichts, man mußte vorsorgen, solange es Zeit war. Meiner ganzen Verfassung nach bedurfte ich einer unerhörten Milde. Gerechtigkeit,
2365 Strenge, ein solides Urteil konnte ich nicht brauchen. Dies sah ich ein und ließ verzagt den Kopf hängen.

Wenn Mutter nur nicht auf dieses unerquickliche Sonntagsblatt abonnieren wollte! Man wußte nicht, was die nächste Nummer mit sich bringen würde, wenn schon die Kostprobe so unerbittlich streng war. Mutter kaufte manchmal solche Schriften an der Tür aus purem Mitleid und sagte jedesmal: Leben und leben lassen. Würde sie diesen Aufsatz lesen, möchte sie das nicht sagen. Was »Memento mori« wohl bedeuten mochte? Jedenfalls etwas Dunkles.
2370 Tante Doris hatte auf »Melanie, die Scheintote« abonniert, was eine sehr angreifende Geschichte war. Meine Kusine, die kleine Doris, hatte mir heimlich einen Teil dieses fürchterlichen Schauerromans zum Lesen gegeben, aber gerade das, was ich nicht wußte, machte mich heiß und ließ mir keine Ruhe. Nur, weil Tante Doris mitten im Abonnement, genau berichtet nach zwölf Heften, sich jede weitere Fortsetzung verbieten hatte. Sie hatte sogar den unschuldigen Kolporteur, den armen Herrn Giehse, mit Vorwürfen überhäuft, ihr einen solch grausligen Schund ins Haus gebracht
2375 zu haben. Zufällig war ich bei dieser Unterredung anwesend, hörte, wie der arme Giehse sich zu verteidigen suchte, einige Abonnenten hätten ihm mitgeteilt, der Roman sei wie aus dem Leben gegriffen, worauf Tante Doris prompt erwiderte, daß der Roman dann also ohnehin nicht viel wert sein könne, und sie habe ihr Geld nicht zum Wegwerfen. Ich durfte mir auf keinen Fall ein Urteil erlauben, weil ich mich dadurch verraten hätte, daß ich mit Melanie, der Scheintoten, sogar sehr vertraut war, und ich wußte wohl, daß dies keine Lektüre für Kinder war. Ich gab freilich
2380 Klein-Doris einen Wink, sie möge doch ihre Mutter auf den Untertitel hinweisen: Originalroman nach einem Tatsachenbericht. Es gäbe nun doch einmal Scheintote in der Welt, wenn auch zu hoffen wäre, daß sie in der Minderheit seien. Klein-Doris, die sich für diese Fälle weniger interessierte, meinte leichthin, Papier sei geduldig.

Ich war jedoch für dieses an sich wirklich verrückte Buch eine Leserin ganz besonderer Art. Es war nicht das Schauerlich-Sensationelle, das ich aufnahm, daran konnte ich unberührt vorbeilesen. Gewiß, das Schicksal Melaniens
2385 war recht bewegt gewesen. Die Untreue ihrer Freundin und ihres Mannes bemerkte sie erst wie nebenbei, da sie schon lange im Sarge lag und sich nicht rühren konnte. Diese ungeheuerliche Selbstbeherrschung erregte meine Bewunderung. Nahezu allwissend lag sie im Sarg, so tief unterirdisch die Augen aufschlagend, alles begreifend und alles verzeihend. So hatte ich sie verlassen, und weiter wußte ich nichts von ihr. Scheintot war sie eigentlich nur im Leben gewesen, da hatte sie geschlafen und nichts gemerkt. Dann aber war sie gründlich gestorben, wie es sich
2390 gehörte, wenn man gründlich auferstehen wollte, was wohl inzwischen schon geschehen war. Und mußte sie jetzt nochmals am Jüngsten Gericht teilnehmen? Wenn dies schon sein mußte, würde sie sicher glimpflich davongekommen. Aber ich? Wie stand es mit mir? Hier war sich jeder selbst der Nächste. Wie man von solchen Gedanken nur überfallen werden konnte?

Es wurde mir zu eng im Zimmer, und plötzlich zog ich den Mantel an, setzte das Käppchen auf und eilte auf die
2395 Straße, in der Hoffnung, mich etwas zu zerstreuen. Es war ein klarer, doch schon recht kühler Herbsttag, aber die Luft tat gut. Ich atmete tief diese reine Luft ein, sie befreite mich sogleich von einem lästigen Druck. Frau Hansen stand im Vorgarten ihres Hauses und schnitt bunte Asten sorglich mit der Schere ab. Die schönen Blumen, die letzte Zärtlichkeit des Sommers.

In der Apenrader Allee sah es still aus, beinahe wie ausgestorben. Die wenigen Menschen, die an mir vorübergingen,
2400 waren dunkel gekleidet, und beinahe alle trugen Kränze und Blumen in den Händen. Alle schienen nach dem Friedhof zu pilgern, als hätte der eine sich mit dem andern verabredet. Es war wohl Totensonntag, doch weil ich dies nicht wußte, wirkten die dunkel gekleideten Menschen mit den Kränzen beunruhigend auf mich ein. Ob ich nicht Frau

Hansen fragen sollte, ob jemand gestorben sei? Ich würde ja freilich doch nichts daran ändern können. Wäre ich doch nur mit Vater und Mutter den Neubau ansehen gegangen! Auch verspürte ich Lust, ein wenig übers Seil zu springen.
2405 Ich sah die Straße hinauf und hinab, ob ich nicht einige Schulkameradinnen erspähen könnte.

Nahe der Glashütte entdeckte ich ein Mädchen, das ich nicht kannte. Das Mädchen, das etwa in meinem Alter sein mochte, trug eine lichtblaue Jacke, ein ebensolches Mützchen und einen weißen Rock. Das sah hübsch aus. Sie spielte mit einem kleineren Knaben Kreisel. Es war ein bunter, silbriger Kreisel, den die beiden abwechselnd peitschten. Ich ging den Kindern einige Schritte entgegen, um dem Spiel besser zuzusehen. Wie lustig der Kreisel sich drehte!
2410 Plötzlich hüpfte er im Bogen in den Rinnstein. Da der Kreisel näher bei mir als bei den Kindern war, eilte ich, ihn rasch aufzuheben, und überreichte ihn dann dem Mädchen, das sich freundlich bedankte und mich gleich fragte, ob ich Lust habe, mitzuspielen.

»O ja, sehr gerne«, antwortete ich und war überglücklich, Gesellschaft gefunden zu haben.

»Ich heiße Veronika, und dies ist mein Bruder Aloisius«, sagte das Mädchen.

2415 »Veronika, Aloisius? Nein, wie kann man nur so wunderschöne Namen haben?! Die hab' ich noch nie gehört. Seid ihr Ausländer?«

»Nein, wir sind richtige Deutsche, und unsere Namen sind nicht so gar selten, wie du vielleicht meinst.«

»Gleichviel, aber sie sind ungewöhnlich schön. Sie klingen sehr fremdartig.«

»Uns sind sie ganz vertraut«, lächelte das Mädchen mit einer Anmut, die mich entzückte.

2420 »Ja freilich«, entgegnete ich und suchte verlegen nach weiteren Worten, während Veronika offenbar darauf wartete, daß ich ihr meinen Namen sagen würde, doch dachte ich gar nicht daran, sondern fragte vielmehr befangen:

»Wie lange heißt du denn schon Veronika?«

»Schon bald vierzehn Jahre. Und du?«

»Ja, ich heiße doch nicht Veronika, sondern Helga. Seltsam, ich kann mir nicht denken, daß noch jemand außer euch
2425 Veronika und Aloisius heißen kann, ich weiß aber nicht, warum . . .«

»Nun, da irrst du dich aber sehr. Unsere Schutzpatrone hießen schon Veronika und Aloisius. Wir sind nämlich Katholiken.«

»So . . . Also so steht es mit euch. Schutzpatrone habt ihr. Sind es Verwandte von euch? Wohnen eure Schutzpatrone hier in der Stadt, oder sind sie außerhalb ansässig? Und haben die Schutzpatrone sonst noch einen Beruf, wenn ich
2430 fragen darf?«

Oh, ich durfte viel fragen und bekam die erstaunlichste Auskunft. Das Kreiselspiel war vergessen, und ich wurde nur noch über die Schutzpatrone aufgeklärt.

»Es sind Heilige. Es sind Engel im Himmel.«

»Engel . . . Engel im Himmel . . .«

2435 »Ja, aber früher waren es Menschen, wie sie noch auf Erden gelebt haben, und weil sie ein gutes Leben geführt haben, hat Gott sie zu Engeln gemacht.«

Das Bemühen der Kinder, mir das Schönste mitzuteilen, was sie wußten, bewegte mich.

Es war wohl die Macht eines völlig unberührten, klaren und starken Kinderglaubens, dessen Hauch mich traf. Besonders das Mädchen hat mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Beinahe möchte ich annehmen, es
2440 seien weniger die Worte gewesen, die Veronika zu mir sprach, als vielmehr etwas wunderbar Schönes, das in ihr gewesen sein muß. Es kann nur jener helle Taubenglaube gewesen sein, von dem es heißt, daß er Berge zu versetzen vermag. Das strömte auf mich über, und ich war fähig es aufzunehmen. Wie gerne wäre ich neuer Worte mächtig, um den Zauber dieser kleinen Stunde wiederzugeben. Wollte ich unsere Unterhaltung, den Spaziergang, den wir mitsammen machten, schildern, fürchte ich beinahe vom Thema abzugleiten. Ich habe die Kinder, deren Stammmamen
2445 ich nicht einmal kenne, nur noch zwei- oder dreimal flüchtig gesprochen, und doch halte ich diese Bekanntschaft für die kostbarste meines Lebens, obwohl ich erst viel später nach und nach und immer stärker spürte, wie entscheidend die Kinder auf mich eingewirkt haben. Unsere erste Begegnung muß am Allerseelen- oder Allerheiligentag stattgefunden haben. Genau weiß ich es nicht. Es ist ja auch gleichgültig, welcher Tag es war, da jeder Tag Allerheiligentag sein kann. Es ist aber noch kein Jahr vergangen, an dem ich nicht an diesem Tage besonders an
2450 Veronika und Aloisius dankbar gedacht habe.

Bei welchem Wort mir das folgende geschah, weiß ich nicht mehr. Es flammte urplötzlich ein Licht in mir auf, als erblicke man durch Nebel und Nacht ein Licht, das einem entgegenkommt und das durch irgendeinen Umstand dann

wieder nicht zu sehen ist. Wohl war ich betrübt, daß dieses Licht bald verschwand, aber ich wußte, daß es da war. Mir war, als wäre dies der Stern, von dem ich einst Licht empfing. Vielleicht war es nur ein Strahl, den ich erblickte, aber selbst dieser eine kleine Strahl war fähig, viel Dunkel zu erhellen, und eine Lichtsucht bemächtigte sich meiner, der ich mich hingab, weil ich dieses Licht als das einzige erkannte, in dem ich wirklich leben konnte. Diese Erkenntnis war so stark, daß ich auch rein physisch eine Veränderung empfand, ein Glücksgefühl, wie ich es nie zuvor empfunden hatte, und das auszusprechen ich noch heute nicht fähig bin. Wie hinweggenommen war ich, als gäbe es weder Erde noch Himmel, und alle Vielheit des Lebens lag einzig und allein im Geistigen. Warum nun läßt sich dieses Erlebnis nicht schildern, an das ich so oft und immer wieder zurückdenke?

Bevor mich dieser Strom traf, zeigte mir Veronika ein paar Heiligenbildchen, so leichthin nebenbei. Wir hatten uns auf eine Treppe gesetzt, die zur Glashütte hinanführte. Ich erinnere mich, wie sie das kleine Büchlein aus der Kleidertasche zog. Wie sie das Buch aufblätterte. Wie die Bildchen zwischen den frommen Worten lagen. So nahe der Quelle befand ich mich, an der Quelle des reinsten Glückes. Wie einen Siegelring hätte ich das Kindermeßbuch an mein Herz legen mögen, damit die Worte in mich eindringen: zu Gott, der meine Jugend froh macht. Ein Überschwang war in mir, den ich zu dämmen suchte. Die Kinder waren so ruhig. Oder waren sie nicht so ruhig, wie es mir vorkam?

Die Gesichter der Heiligen waren ein wenig wie Sonnenblumen. Daß aus den Häuptern Licht strahlen konnte! Wie befremdlich, wie schön das war. Hier waren Menschen, die Licht warfen, und das Licht war nur der helle Schatten eines noch helleren Lichtes. Es war so tief erstaunlich! Waren diese Wesen anderen Gesetzen unterworfen als andere Sterbliche? Veronika blätterte in ihren Bildern, so leichthin, während ich nur an den Sinn dachte, der hinter jedem Bilde flammt. Wie am Horizont am Meere die Grenzen sich aufzuheben, wie Meer und Himmel ineinanderzufließen scheinen, so war mir, als wäre Wort und Bild nur eines. Bitte für uns.

Veronika überreichte mir das Buch. Ich sah mir die lauretanische Litanei an, denn ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich las. Ich sah die Worte. Du mystische Rose . . . Du Turm Davids . . . Du elfenbeiner Turm . . . Du goldenes Haus . . . Es brandete wie Wellen an einen Altar . . . Es war das Meer . . . Und ich war das Kind vom Meer. Ich wußte, was die Wellen sangen.

Ich sah, ich las, ich hörte und ich weiß nicht, ob meine kleinen Freunde eine Ahnung hatten, was mich bewegte. Ich mußte die Gelegenheit benutzen, die vielleicht unwiederbringliche Zeit. Ich sah das Bild einer lichtstrahlenden Frau. Es war die Lichtsäerin, die Ursache aller Freude. Bemüht war ich, mir in wenigen Minuten das Bild genau anzusehen und einzuprägen. Es war ja völlig ausgeschlossen, daß Veronika mir das Bild etwa schenken oder leihen konnte. Mir war, als gäbe es nur dieses eine Bild, von dem ich nicht wissen konnte, daß es zu tausenden existiert, wie mir bei der Betrachtung eines Heiligenbildes niemals eingefallen ist, mir auszudenken, wie es hergestellt wird. Mir war, als hätte die Mutter Gottes ihr Bild vom Himmel fallen lassen, und jetzt wußte ich genau, wie die Königin aller Heiligen aussah. Vielleicht war es doch am Allerheiligentag, ich möchte es annehmen.

In meiner Unerfahrenheit stellte ich mir die Mutter Gottes ein wenig älter vor als den lieben Gott selbst. Wie jung mußte er sein, da seine Mutter so jung war. Ein Gesicht, das einer Mädchenzeit oder einer leise aufblühenden Rose glich. Dann wieder wußte ich, daß dieses kleine Bild, das man ansehen konnte, dem Unsichtbaren dienbar war. Das heißt, ich wußte es nicht, weil man das, was man weiß, nicht immer weiß. Ich ahnte es nur. Das schöne Bild war eine Brücke, die zum schöneren Ziele führen konnte.

Veronika versprach mir, mich den Heiligen zu empfehlen, und ich habe mich gewiß nicht geirrt damals, da ich das kleine Mädchen für sehr einflußreich hielt. Sie hatte geheime Verbindungen, das war sicher. Sie war sehr gefällig, aber sie wußte wofür. Gewiß darf ich nicht behaupten, an diesem Tage etwas von der Gemeinschaft der Heiligen begriffen zu haben, aber gleichwohl ahnte ich tastend die Macht der Gemeinsamkeit und was es bedeutete, in diesen Schutzbereich zu treten. Es war gewiß nicht mein Verstand, der dieses erkannte. Vielmehr dachte ich gar nicht, doch ich war damals fähig mich hinzugeben. Da ich das Große nicht begreifen konnte, blieb ich still im Vertrauen, daß das Große mich begreifen würde. Möge ich mich davor hüten, Vergangenheit und Erinnerung zu fälschen, doch kann ich nur daran glauben, daß ich mich an diesem Tage zum Idealbild der Menschheit hingezogen fühlte, wohl wissend, daß ich nicht würde leben können ohne zu verehren.

Dann war es vielleicht primitiv, da ich mir auf dem Jahrmarkt ein Bild vom heiligen Aloisius kaufte, von dem ich nur wußte, daß er der Schutzheilige der Jugend war, sonst nichts. Dieses genügte. Das hing nahe meinem Bett in der kleinen Dachkammer, doch kann ich nicht sagen, daß ich mich mit Gebeten sonderlich um die Protektion des Heiligen bemüht habe. Ich liebte nur sein Leben, das ich nicht kannte, ein engelhaftes Leben. Es war ein Gesicht mit Augen, die nach innen sahen. Ich hatte es lieb und das war alles.

Wenn ich jetzt an Veronika zurückdenke, die wie ein Traum in der Morgendämmerung, scheinbar so flüchtig in mein Leben trat, dann ist mir, als wäre es diese kleine Menschenblume gewesen, die zum erstenmal mich flammen machte. Sie war die Botin, die mir den Sinn des Daseins andeutete. Unser Leben möchte nichts anderes sein, nur ein kleiner

Abdankung

Es waren die letzten Wochen vor dem großen Tag, die letzten beiden Wochen der Vorbereitung auf die Konfirmation. Wir Kinder waren sehr in Anspruch genommen von äußeren und inneren Angelegenheiten. Der Unterricht in der
2515 Schule war nicht mehr sehr wichtig. Wir standen vor dem Abschluß, hatten jetzt alles gelernt, was es zu lernen gab. Das Abgangszeugnis war schon ausgeteilt worden. Im Rechnen hatte ich »genügend«. Eigentlich hatte ich »kaum
genügend« oder »ungenügend« erwartet. Jetzt aber war ich sehr zufrieden mit diesem kleinen Wort »genügend«, und
ich ging eigens zum Lehrer, um mich für seine milde Ansicht, die mir bei meinem weiteren Fortkommen in der Welt
sicher viel nützen würde, herzlich zu bedanken.

2520 In meiner Klasse gab es zwei Abteilungen, die Vierzehn- und die nahezu Fünfzehnjährigen. Wir Älteren, die wir
konfirmiert werden sollten, sahen ein wenig überlegen auf die andern, auf die »Kleinen«, herab, die noch ein Jahr
länger die Schule besuchen mußten, während wir bereits mit einem Fuß im großen Leben standen. Für uns, die
Großen, begann etwas völlig Neues, das man sich noch nicht recht vorstellen konnte und das mit der Vergangenheit
bald nicht mehr zu vergleichen sein würde. Von einem Tag zum andern zog man bei uns die kurzen Kleider aus, um
2525 die langen anzuziehen, und wir neigten gar sehr zur Meinung: Kleider machen Leute. Zuellernächst freilich handelte
es sich um zwei neue Kleider, das Hauptexamenkleid und das Konfirmationskleid. Beim ersten war es nicht
sonderlich wichtig, von welcher Farbe es war, meines war dunkelblau, hochgeschlossen und von sehr schlichtem
Schnitt. Das Konfirmationskleid aber mußte tiefschwarz sein, und wenn man es nur anprobierte, setzte man
unwillkürlich ein ernstes, feierliches Gesicht auf. Es machte mich etwas beklommen, wenn ich mich vor dem Spiegel
2530 in diesem Kleide sah. Die Kinderzeit wurde begraben, und dieses strenge Konfirmationsgewand war das
Begräbniskleid. Mutter wünschte, daß ich in diesem Kleid fotografiert werden sollte, aber ich bat sie, hierauf
verzichten zu wollen. Ja, hätte ich wie Veronika ein weißes Kleid, einen Schleier und ein Kränzlein tragen dürfen,
wäre mir ein Andenken an diese bedeutsame Zeit lieb gewesen, so aber, da ich mir vorkam wie ein schmaler,
schwarzer kleiner Sargdeckel, wollte ich kein Bild.

2535 Seltsam, daß bei diesen gewaltigen Veränderungen, die beinahe über uns hinweggingen, alles beim alten blieb. Daß
die Straße, die Schule, das Heim, daß die ganze Welt sich nicht mit verwandelte! Die langen Rot- und
Weißdornhecken, an denen ich auf dem Schulweg vorbei mußte, blieben still, wie sie immer gewesen waren. Nur das
Birkenhäuschen in Bresdorfs Garten, das kleine Sommerhaus, die süße Laube, die einmal groß und einmal klein war,
schien mich in diesen Tagen besonders lieb anzusehen, als wolle sie sagen: Ich bleibe hier stehen, ich bleibe dir treu,
2540 und immer will ich. mich verwandeln, wie du wollen wirst. Und dieses Haus war gefällig wie nie. Als wolle es noch
einmal zeigen, was es könne. Einmal war es zierlich klein, wie zum Mitnehmen, und ein andermal war es gar nicht
leicht zu übersehen. Und war das Birkenhaus manchmal so groß, da kam ich leise auf den Gedanken, daß man zu
gewissen Zeiten ein Riesenkind sein könne, das Große wie zum Spiel zärtlich in die Hände nehmen, während man zu
anderen Zeiten selbst das Kleine für unübersehbar hielt. Eigentümlich schwankend waren meine Augen. In dieser Zeit
2545 begann ich überhaupt eine seltsame Veränderung in meinem Sehvermögen zu konstatieren. Wie oft hatte ich das Haus
meiner Eltern betrachtet. Wie gut kannte ich jeden kleinen Mauerriß der Südwand. Von oben, von meinem
Zimmerfenster aus, ging ein Riß, der die Elbe war. Unsere Hauswand war eine Landkarte. Das ganze große
Deutschland war hier abgebildet. Hier sah ich jede Provinz, jeden Ort, jeden Fluß, jedes Gebirge, und manchmal
wurde das alles blühend und lebendig. Ich wußte, wo die Schwarzwaldmädchen wohnten. Ich ging durch einen Wald
2550 im Fichtelgebirge, und wo der Wald zu Ende war, sehr umträumt, umblüht von Einsamkeit, stand die
Dreifaltigkeitskirche, ein Denkmal früher Zeit, und dann war mir, als kniete ich in dieser Kirche, dankbar, daß ich
knien durfte vor dem Schönsten, was es gab auf dieser Welt. Erwachte ich dann aus solcher Versunkenheit, stand ich
vor der rissigen Hausmauer meines Vaterhauses. Wie seltsam doch diese Runen waren! Gewiß, das Wetter, viele
Jahre Regen und Schnee hatten dies verursacht, und doch, mit einer erstaunlichen Genauigkeit war hier Deutschland
2555 abgebildet. Wäre mein Arm groß genug gewesen, oder hätte ich einen langen Stab gehabt, hätte ich mit Leichtigkeit
alles zeigen können. Es war ein Wunder, wie sich diese Landkarte hatte bilden können. Wie schön wäre es, wenn ich
dies hätte bemalen, etwas präziser unterstreichen dürfen. Dies hätte ich sehr gut machen können, und ich tat es oft in
Gedanken.

Im Gesangbuch trocknete ich Blätter. Buche, Eiche und Buschwindrose. Auch ein Lindenblatt aus Kalleby besaß ich.
2560 Das waren Andenken aus meiner Heimat, die ich fürsorglich gesammelt hatte, denn es war ja nicht sicher, ob ich nicht
einmal weit fort mußte. Vielleicht waren die Buchen anderswo anders als bei uns. Es könnte Differenzen geben. Es
war anregend, Blätter austrocknen zu lassen. Man sah das feine Geäste eines Blattes. Es war ja so erstaunlich fein

gemacht. Kein Stoff der Welt war gewirkt, wie ein Buchenblatt gewirkt war. Der liebe Gott webte anders als die Menschen, viel verschlungener waren die Fäden, phantastisch und spielerisch. Keine geraden Linien gab es da. Ein
2565 einziges Blatt war ein weitverästeltes, tief ineinanderverschlungenes Stegreifleben, das man nicht deuten, nicht enträtseln, das man ob seiner krausen Mannigfaltigkeit nur hinnehmen und bewundern konnte. Ob man sein Leben nicht ein klein wenig nach einem Buchenblatt richten konnte?

In den Schulpausen teilten wir an die Kleinen unsere Erbschaft aus. Alles, was wir künftig nicht mehr brauchen
2570 würden. Federkästen, Lesezeichen, Radiergummi, halb beschriebene Hefte. Ja, das kam jetzt alles nicht mehr für uns in Betracht. Einiges hatte ich auch abzugeben. Einen gefälligen Bleistiftspitzer konnte man schon weggeben. Vorerst würde man doch nichts zu notieren haben. Den Federwischer, eine ausgezackte, nette kleine Blume aus Stoff, gab ich Anni Walde, die froh damit war. Gab's mit dem Bemerken, ich würde so bald nicht mehr zum Schreiben kommen, ich ginge in die weite Welt. Wohin? Nun ja, vielleicht als Stewardeß nach Sumatra, vielleicht als Stubenmädchen auf eine
2575 Farm in Südwestafrika, dergleichen könne man nicht voraussagen. Die Welt ist groß, und man weiß nicht, wohin es einen verschlägt. Ich bediente mich weitgehendst der Redensarten meines Vaters, der ja zweimal die Erde umsegelt und schon mit zwölf Jahren angefangen hatte. Ich hoffte nur, daß zufällig gerade ein Kindermädchen in Indien verlangt würde. Vielleicht wurde ich auf Haiti erwartet. Es war ja interessant, daß man es nicht wußte. Daß man es nur ahnen, sich leise ausdenken konnte, was kommen konnte. Herz und Kopf waren das Land der unbegrenzten
2580 Möglichkeiten. Es war einfach reizend.

Nein, meine Buchen- und Eichenblätter konnte ich nicht abgeben. Ich bedauerte sehr, aber das waren Erinnerungen fürs spätere Leben. »Wenn am Missouri alles schwiege, dies malte mir der Heimat Bild.«

Meine Schulfreundinnen alle suchten »Stellungen« in der Stadt oder in der Umgebung. Sehr gern wäre ich nach »außerhalb« gegangen, am liebsten auf eine blaue Insel am Kap der Guten Hoffnung. Ich entwarf Anzeigen, aber
2585 Mutter zögerte, sie in die Zeitung einrücken zu lassen. »Ein Mädchen, das zu allem bereit ist, versehen mit guten Schulzeugnissen, sucht Stellung in Indien, gleich welcher Art.« Man konnte freilich auch in Mellerup anfangen, wenn sich nichts anderes ergab, aber wenn man schon in die Fremde mußte, wollte man doch richtig in die Fremde. Die nächste Station, die nordschleswigsche Weiche, sah schon sehr nach Fremde aus. Hier stand ein solider Bauernhof, ziemlich einsam auf weiter Flur, nahe einem kleinen Bach, der von hohen Erlen eingesäumt war. Vielleicht wohnten
2590 reiche Leute in diesem Hause, die Verlangen trugen, im Winter in der Stadt zu leben. Ganz gerne wäre ich hier Einhüterin gewesen, vorausgesetzt, daß man dort keinen Hofhund hatte, denn vor Hunden hatte ich ja ein für allemal Angst. Ich hätte keine Stellung annehmen können in einem Hause, in dem man sich einen Hund hielt, und wenn man mir tausend Mark im Monat bieten würde! Würde Mutter eine Anzeige mit einem Stellungsge such aufgeben, mußte man hinzufügen: Haus mit Hund ausgeschlossen. Rehe oder Schafe konnten die Leute gerne halten, soviel sie wollten,
2595 nur keinen Hund. Sonst wollte ich keine Bedingungen stellen. Vielleicht kam ich in ein Büro, zunächst nur, um dieses zu putzen und aufzuräumen. Dann aber war eines Tages die Sekretärin krank, und es ergab sich von selbst, daß ich für den Inhaber eines großen Geschäftes wichtige Briefe zu schreiben hatte. Ich ordnete die verwickeltesten Angelegenheiten, und der Chef staunte vor Freude und Bewunderung über mich, hätte mich am liebsten zur ersten Sekretärin gemacht, aber ich wollte niemand von seinem Posten verdrängen. Nein, das wollte ich nicht, höchstens
2600 einmal Aushilfe sein, um zu zeigen, was ich konnte. Nur zum Spiel. Miete Fleth kam als Lehrling in ein Warenhaus. Gunde Vantzelow sollte die Handelsschule besuchen und doppelte Buchhaltung lernen.

Die Aussichten der verschiedenen Berufe wurden gründlich besprochen. Begabungen glaubten wir zu manchem zu haben, und mit Hindernissen wurde wenig gerechnet. Oftmals entwarfen wir eine Laufbahn bis zu den höchsten Stellungen innerhalb fünf Minuten. Im Nu wurden wir Obergärtnerinnen, Hausmeisterinnen, Buchhalterinnen,
2605 Redakteurinnen, Photographinnen. Das waren Kleinigkeiten. Wir saßen unter den hohen Pappelbäumen des Schulhofes, eine neben der andern, auf der langen Bank, oder standen diskutierend im Kreis und kamen manchmal in unseren kühnen Plänen so weit, daß wir uns den eigenen Lebensabend ausmalten, einen gesegneten Feierabend, von Kindern und Enkeln umgeben. Dann lachten wir darüber, wie weit wir es gebracht hatten.

Dann wieder wurde die Ausstattung besprochen, wieviel jede mitbekam. Wieviel Hemden, wieviel Hosen, wieviel
2610 Schürzen, wieviel Kleider. Und wie das gemacht und genäht wurde, ob mit oder ohne Hohlsaum. Das Konfirmationshemd und das Konfirmationstaschentuch, beides spielte eine große Rolle. Das Batisttaschentuch, mit Blumenranken und Monogramm versehen, hielt man freilich in der Hand, und hin und wieder konnte ja einer in der Kirche einen anerkennenden Blick darauf werfen, wenn er Lust hatte. Wie aber das Hemd beschaffen war, wußte man doch nur selbst und es war eigentlich nicht nötig, soviel Staat damit zu machen. Küchenschürzen und Morgenkleider
2615 sollten gern ein bißchen flott gearbeitet sein. Bei Meesenburg gab es einen bedruckten Stoff, ein Blumenmuster, das mir sehr zusagte, Mohn und Kornblumen, es war genau so billig wie die blauundweißgestreifte Baumwolle. Leider wählte Mutter die Baumwolle. Wenn Mutter schon für Streifen war, hätte sie doch die malvenfarbenen Eisenbahnschienen nehmen können, aber sie wollte nicht.

Regine Hansen brauchte weder Morgen- noch Küchenschürzen. Sie wurde Lehrerin, und da kam es weniger auf
2620 Kleidung als auf Bildung an. Regine hatte ein Stipendium und sollte später das Lehrerinnenseminar in Augustenburg
besuchen. Sie war die erste, die mich bat, ihr einen Spruch ins Stammbuch zu schreiben. Ich fand, es sei ein hübsches
Zeichen der Achtung vor mir, daß die feine, kluge Regine mich um ein schriftliches Andenken bat. Ich fand einen
Spruch, der sich für die künftige Lehrerin gut eignete, zumal ich auf der einen Seite des Buches ein Bild angebracht
hatte, das Jesus, von kleinen Schafen umgeben, als Guten Hirten zeigte.

2625
Hast du mich lieb, dann weide meine Lämmer.
Die Kleinen leg' ich dir zuerst ans Herz.
Sie gehn noch zwischen Nacht und Licht im Dämmer.
Führ sie auf grünen Auen sonnenwärts.

2630
Hast du mich lieb, dann liebe mich in diesen.
Was du den Kleinen tust, ist mir erwiesen.
Brennt nicht dein Herz in mütterlichem Trieb?
Hast du mich lieb?

2635
Regine hatte große Freude an diesem Gedicht. Ja, sie wollte sich immer danach richten, und dasselbe versprach ich
ihr, da sie in mein Buch hineinschrieb:

2640
Wenn dich die Menschen kränken
Durch Verrat und Trug,
Mußt du still bedenken,
Was dein Heiland trug.

2645
Kommen trübe Tage
Über dich herein,
Wirst du ohne Klage
Beten ganz allein.

So gaben wir Kinder einander die erhabensten Lehren und Hinweise, von denen wir wußten, daß sie das Gute
2650 enthielten, die wir aber doch noch nicht erprobt hatten. Wir sprachen alles Edle und Hohe, das wir erst erringen, durch
Erfahrungen erwerben mußten, in aller Unschuld zum voraus aus, als wäre diese Weisheit schon unser Eigentum.

Wenige Tage vor der Konfirmation machte ich noch einen Besuch bei der Mutter der Liebe. Es ging nicht anders. Sie
war es, die uns ihren Sohn geschenkt hatte, und ich mußte unbedingt wenigstens einmal zu ihr. Ich wollte mir gern
2655 einmal genau ansehen, wie die Mutter Gottes es bei sich zu Hause hatte, nämlich wie sie in der Kirche eingerichtet
war. War Gottesdienst, hatte ich eine gewisse Scheu, in die Kirche einzutreten, da ich nicht sicher war, ob mir dies
wohl gestattet sei. Ich hatte jedoch schon mehrmals vor der Tür mir die Singmesse angehört und einmal eine Litanei
zum heiligen Aloisius, wobei ich das »bitte für uns« heimlich für mich mitgesungen hatte, hoffend, daß der Heilige es
bemerken würde. Ganz weit unten, links, nahe dem Hauptaltar, hatte ich die Mutter Gottes als Königin gesehen, von
2660 Blumen und Lichtern umgeben. An einem Sonntagvormittag hoffte ich, Veronika hier zu entdecken, die mich
vielleicht in die Kirche hätte einführen können; aber da Veronika nirgends zu erblicken war, hielt ich mich nicht lange
damit auf, sie zu suchen, sondern betrachtete, in der Haupteingangstür stehend, die Königin, der ich mich nicht zu
nähern wagte, wenn so viele Menschen da waren, die vielleicht hätten erkennen können, daß ich nicht hierher gehörte.
Ich war der Meinung, daß ich auffallen, vielleicht gar Ärgernis erregen könnte, wenn ich mich nicht genau wie die
2665 andern benahm, doch glaubte ich immerhin das Kreuzzeichen richtig machen zu können. Dies hatte Veronika mir
gezeigt, und ich war sehr glücklich, dies gelernt zu haben.

Zu diesem Extra-Kirchenbesuch hatte ich nun meine beiden Bildchen mitgenommen, die Mutter Gottes und den hl.
Aloisius, weil sie nach meiner Meinung einer kleinen Weihe bedurften. Sonst wurden ja die Bilder, nach Veronika,
von einem Priester eingesegnet, aber darauf mußte ich verzichten. Es genügte wohl, wenn die Bilder ein wenig in der
2670 Kirche gewesen waren und ich sie etwas mit dem Weihwasser benetzte, das doch auch vom Priester gesegnet war. Zu

diesem Vorhaben hätte ich ohnehin kein Publikum brauchen können, und darum hatte ich mir sorgfältig eine stille Stunde ausgesucht, in der ich möglichst ungestört mich meiner andächtigen Beschäftigung hingeben konnte.

Die schwere Türe ließ sich lautlos und willig aufziehen. Wie schön das war, man brauchte nicht einmal anzuklopfen. So einladend und doch so feierlich lag sie vor mir, die Halle des lieben Gottes. Nirgends waren Menschen zu erblicken. Nur die großen Heiligen an den Pfeilern, die hier Wache hielten, und ganz hinten schimmerte es geheimnisvoll, golden und still, ganz still. Ob ich es wagen durfte, näher zu treten? Ich hielt es für geraten, meine Holzschuhe abzustreifen und in den Händen zu tragen. Mit so grobem Schuhzeug durfte man bei uns daheim auch nicht die beste Stube betreten. Nachdem ich Weihwasser genommen und meine Bildchen benetzt hatte, fühlte ich mich sogleich etwas mehr berechtigt, mich hier aufzuhalten. Ich machte einen Rundgang durch die Kirche, sah mir in schüchterner Ehrfurcht das Leiden und Leben Jesu an. Wie er gezeißelt wurde! Wie er dastand ohne Kleid! Es tat mir sehr leid. Was aber war und nützte mein Leidtun? Jetzt durfte ihm nichts mehr weh tun. Was seine Mutter wohl dazu gesagt hatte, einmal? Ja, hier hielt sie ihn auf ihrem Schoß. Das Bild war so ernst, so schön, so groß, ich betrachtete es lange und ging dann, meinen Schritt immer mehr verlangsamen, dem Altar zu. Hier waren hinter Glas wohl kostbare Reliquien verborgen, märchenhafte, seltsame Andenken von Heiligen. Versunken betrachtete ich den Altar, ein mattes Gold glänzte. Mir war, als wecke ich uralte Erinnerungen aus einem langen Schlaf. Ich bin immer hier gewesen, sagte ich und wußte nicht, zu wem. Ich sah die Statue des heiligen Aloisius und mir war, als dringe mein Atem in ein Denkmal aus Stein. Es war ein sanftes, engelhaftes Gesicht, das ich immer wieder sehen würde. Bitt für uns, so sangen die Kinder ihm zu. Und dann hatte er ein ganz leises, feines, fernes Lächeln. Er betete. Ich sah es.

Ihm gegenüber stand die Mutter Gottes. Ich sah zu ihr hin. Sie hielt das Kind im Arm, so, als wolle sie es jedem Betrachtenden zeigen. Und das Kind selbst streckte seine kleinen Arme aus. Oh, mit solcher Mutter läßt sich sprechen, die jedem ihr Kind schenken will und alle Kinder wie eine Mutter an sich nimmt und schützt.

Groß und mächtig wirkte ihre Erhabenheit auf mich, aber ihre Güte ließ Vertrauen fassen. Sie war die Mutter der Liebe, von der ich mich nicht trennen mochte. Diese Stunde schien mir unwiederbringlich. Ich wußte ja nicht, ob ich Gelegenheit hätte, wieder hierherzukommen, aber sie stand ja nicht nur hier auf dem Sockel, die Mutter Gottes. Sie wollte in den Herzen ihrer Kinder wohnen. Also mußte sie mit mir kommen, bei mir bleiben.

Allmählich begann es dunkler zu werden. Weiche blaue Schatten hüllten die Heiligen ein, so daß sie mir wie lebend erschienen. Als ich der Mutter Lebewohl sagte, lächelte sie: auf Wiedersehen. Aber sie wollte ja bei mir bleiben. Schön war es, daß sie so weit weg im Himmel war und doch so nahe bei mir. Ich wünschte mir ihr Bild einzuprägen, das ich grüßen wollte, immer wieder. Sie selbst mußte mir dabei helfen und mir beistehen, da sie die Mutter der Liebe ist.

2700

Zweiter Teil

Auf der Stellungssuche

2705

Wenn ich an meine ersten Mädchenjahre zurückdenke, besonders an die wichtige Zeit des Reifens vom Kinde zur Jungfrau, habe ich beinahe etwas Mitleid mit mir. Warum? Weil ich mich so sehr schwer an das große Leben gewöhnt habe. Ob es dann doch ging? O ja, es ging schon. Es geht ja immer, wenn auch manchmal etwas schief. Es kam mir nur vor, als ginge es gleich von Anfang an schief. Dies war freilich eine Einbildung von mir, aber das sah ich leider erst spät ein. Es kommt nicht immer darauf an, wie das Leben wirklich ist, sondern wie es einem vorkommt. Ich hielt es für verfehlt. Und das war mit sechzehn Jahren doch gewiß ein Vorurteil. Wie ich dazu kam?

Weil ich meinen eigenen Willen nicht durchsetzen durfte. Ich will mich nicht nachträglich zu sehr kritisieren, doch bin ich genötigt einzugestehen, daß ich entschieden zu viel Wert auf das Recht der Selbstbestimmung legte. Eines Tages hatte ich ein kleines Programm im Kopf, das ich zu verwirklichen gedachte, aber meine Eltern waren dagegen. Meine lieben Eltern, die es doch gut mit mir meinten, waren also die ersten, die meinem Glück im Wege standen. Wenn sogar die nächsten Verwandten einem in der schönsten Laufbahn hinderlich waren, wie würden sich dann erst die fremden Menschen zu mir stellen? Und bei meinen großartigen Plänen brauchte ich Unterstützung, Hilfe von verschiedenen Seiten.

Nur auf Frau Trümpler konnte ich mich verlassen. Sie würde mir beistehen, so gut sie konnte. Sie konnte nur nicht gut. Frau Trümpler war die Garderobiere des Stadttheaters, die mir den Floh ins Ohr gesetzt hatte, ich müsse zur Bühne, da ich ein enormes schauspielerisches Talent habe, was ich nur allzugern glaubte. Frau Trümpler, die doch Jahr und Tag von den Kulissen aus die Leute hatte spielen sehen, mußte wohl etwas davon verstehen. Außerdem hatte sie natürlich die besten Verbindungen zum Direktor und wollte mir sehr gern die Bekanntschaft mit ihm vermitteln. Ich sollte dem Mann nur einige Verse vordeklamieren: »Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften«, und daraufhin

2725 würde ich höchstwahrscheinlich sofort engagiert werden. Frau Trümpler war geradezu stolz darauf, mich als künftigen Stern entdeckt zu haben. Obwohl ich eigentlich mit der Tochter von Frau Trümpler, einer früheren Schulkameradin, bekannt war, hatte ich viel mehr Interesse für die Mutter, die meine geheimen Neigungen in solch bedenklicher Weise unterstützte, denn in Wirklichkeit war es doch eine phantastische Idee, von der Schulbank gleich auf die Bühne zu hüpfen. Mir erschien das damals eine Kleinigkeit.

2730 Frau Trümpler war der Wink des Schicksals und diejenige, die den Stein ins Rollen bringen mußte. Die Frau muß an meiner Kinderstimme oder an meiner Art mich zu bewegen einen Narren gefressen haben, anders kann ich mir ihre Begeisterung für mich nicht erklären. Die verstiegene Schwärmerei fürs Theater an sich findet man sehr oft gerade bei Bühnenangestellten, die nicht unmittelbar mit dem Spiel selbst zu tun haben. Frau Trümpler war der Meinung, der Direktor würde ihr ganz besonders dankbar sein, wenn sie mich ihm vorführte. Ich mußte sofort die Julia in »Romeo und Julia« spielen. Ich wußte dann auch die Rolle von einem Tag zum andern in- und auswendig. Ich hatte allerdings einen kleinen Sprachfehler, den die gewissenhafte Frau Trümpler an mir entdeckte. Ich sprach nämlich das »SP« und »ST« s-pitz aus, wie dies in der Mundart meiner Heimat üblich ist. Aber diesem kleinen Schönheitsfehler war leicht abgeholfen, indem ich überall, wo ich nur Gelegenheit hatte, vor mich hin sprach: »Ich stieß mich an einem spitzen Stein.« Oder: »Ich springe die höchsten Sprünge.« Da ich keine Zeit verlorengehen lassen durfte, mich zu üben, saß 2735 ich manchmal in der vollbesetzten Stadtbahn und »stieß mich entweder an spitzen Steinen« oder »sprang die höchsten Sprünge«, so daß das Publikum mich befremdet anblickte. Um die Stimme zu lösen und nach vorne zu bringen, machte ich lange »Trrrrrrr«, während ich nebenbei Strümpfe stopfte. Bemerkte Mutter dies zufällig und wunderte sich über diese seltsamen Töne, erklärte ich: »Mir sitzt nur etwas im Hals.« Mit Vorliebe steckte ich einen Kork zwischen die Zähne, um die Aussprache zu lockern, wie ich überhaupt auf dem Gebiet der Sprachübungen nichts unversucht 2745 ließ. Frau Trümpler, die auch über dieses Bescheid wußte, gab mir einen Tip nach dem andern. Für diese Hinweise war ich so dankbar, daß ich ihr anbot, mich auf meinen späteren Gastspielreisen zu begleiten, selbstverständlich für ein gehöriges Monatsgehalt. Dieses verlockende Engagement konnte Frau Trümpler nun allerdings nicht annehmen. Frau Trümpler war nämlich mit einem Schuhmacher verheiratet, der seine Werkstatt in der Küche hatte.

Herr Trümpler verdiente nicht gar viel Geld. Neues Schuhzeug wurde selten bei ihm bestellt. Er saß an einem kleinen 2750 Tisch, auf dem auch unter Tags eine Lampe brannte hinter einer mit Wasser gefüllten Glaskugel, die das Lampenlicht schön hell machte. Hier saß Herr Trümpler und flickte Schuhe, die auch auf dem Boden überall ein bißchen herumlagen, ziemlich armselig und dürftig. Ich glaube, Trümpfers besaßen außer der Küche nur noch einen Raum, den ich nie zu sehen bekam. In der großen, sehr niedrigen Küche stand noch ein Bett, in dem die Tochter Guste schlief, die tagsüber beim Theaterdirektor im Haushalt beschäftigt war. Herr Trümpler, ein Mann in den Fünfzigerjahren, hatte 2755 viel graues Haar und einen sehr buschigen grauen Vollbart. Sein Gesicht erschien mir manchmal etwas verbittert und abgearbeitet, doch zugleich sehr energisch. Es war begreiflich, daß er keine Lust hatte, hier allein in der Küche Schuhe zu flicken, sich selbst das Essen zu kochen und sich kümmerlich durchzubringen, während seine Frau mit mir auf Reisen war . . . Ob er nicht mitkommen wolle nach Hamburg, Berlin, Prag, Budapest. Ich mußte schon einige große Städtenamen fallen lassen, um Herrn Trümpler etwas in Stimmung zu bringen. Arbeiten brauchte er rein gar nichts, 2760 nur die schöne Welt bewundern. Geld war ja bei meinen Aussichten das wenigste, das würde sich finden lassen. Wenn er besorge, sich zu langweilen unterwegs, könne er einige Bücher aus seiner Bibliothek mitnehmen. Herr Trümpler hatte nämlich in seiner Küche auch ein Gestell mit vielen Büchern, von Marx und Engels, Bakunin und Krapotkin, besonders ein dickes Buch, über dem ich ihn manchmal lesend antraf: »Die Sozialdemokratie von der Utopie bis zur Wissenschaft«. Das konnte er mitnehmen, daran hatte er lange zu studieren. Herr Trümpler sah mich lächelnd an und 2765 meinte, wenn es so weit sei, könne ich ihm Bescheid sagen. Wir könnten dann immer noch über die Sache sprechen. Er sei ein Mann der Gegenwart, der sich grad jetzt nicht mit der Zukunft beschäftigen könne. Nun ja, dann nicht. Ich hatte es gut gemeint. Wenn Trümpfers meine Einladung nicht annehmen wollten, würde ich eben ohne sie durch die Welt reisen.

2770 Vorerst mußte ich meine Eltern von meinen Plänen in Kenntnis setzen, und eines Abends fragte ich hübsch bescheiden an, ob sie es mir gestatten würden, Schauspielerin zu werden.

Mutter sah mich eine Weile über die Brille hinweg an.

»Sag, bist du närrisch geworden, oder hast du Fieber?«

»Nichts von beidem. Warum meinst du?«

2775 »Daß du danach fragen magst.«

»Aber, Mutter, ich muß doch wissen, wie du darüber denkst.«

»So, mußt du? Und dein Vater, der Werftarbeiter ist. Mußt du nicht auch wissen, wie er darüber denkt?«

»Gewiß. Er wird sich ja schon äußern. Mir scheint, er überlegt es sich gerade. Nicht wahr, Vater?«

Mein Vater saß am Tisch, gebeugt über seine Matte, über eine Flechtarbeit, mit der er sich gern am Feierabend beschäftigte. Er hielt die Matte auf den Knien, und ohne seine Arbeit zu unterbrechen, bemerkte er sehr ruhig:

»Ich wundere mich eigentlich nicht allzusehr. Ich habe mir schon gedacht, gelegentlich etwas Ähnliches von dir zu hören. Ob es aber das Richtige ist, was du dir da ausgesucht hast, kann ich nicht sagen. Ich möchte es bezweifeln. Ich weiß ja mit der Schauspielerei nicht Bescheid, doch glaube ich, daß die Leute ein ziemlich armseliges Leben führen. Es sieht vielleicht nur nach außen hin so glänzend aus.«

2785 »Ach, Vater, ein armseliges Leben zu führen, würde mir gar nichts ausmachen, und glaube, bitte, nicht, daß es der äußere Glanz ist, der mich lockt. Dies ist es wirklich nicht.«

»Nun, was ist es denn?«

»Ich möchte so gerne, wenn ich es kann und wenn ich das Talent dazu habe, dem Schönen, der Kunst dienen. Wie ich jetzt hier dasitze, kann ich freilich nicht wissen, ob ich dafür tauglich bin. Frau Trümppler meint es zwar, aber . . .«

2790 »Frau Trümppler«, fuhr Mutter empört auf, »wie kommt diese unmögliche Person nur dazu, dir dergleichen einzureden? Morgen werde ich mit ihr Rücksprache nehmen. Ich werde ihr die Leviten lesen. Sie soll sich um ihre eigene Tochter kümmern und die Kinder anderer Leute in Ruhe lassen.«

»Aber, Mutter, bitte, reg' dich doch nicht auf. Ich hätte ohne Frau Trümppler denselben Wunsch gehabt. Sie hat gar nichts damit zu tun. Sie ist vollkommen unschuldig.«

2795 »Schon gut. Jetzt weiß ich wenigstens, woher deine verrückten Nücken kommen, aber bei Frau Trümppler bist du das letzte Mal gewesen. Verstanden?«

»Ich werde nicht mehr hingehen.«

Dann nahm Vater das Wort:

2800 »Ja, Anna, wenn du meinst, daß das etwas hilft, wenn sie nicht mehr zu Trümpplers geht, dann täuschst du dich. Ich bin ja auch nicht dafür, daß sie dort verkehrt. Es ist nicht nötig. Sie wird nicht wieder hingehen. Aber laß das Kind sich doch wenigstens einmal aussprechen.«

»Nein, hier gibt es nichts auszusprechen. Es ist ja Unsinn, was sie sagt, und du antwortest noch darauf.«

»Nun, ich werde doch wohl meine eigene Tochter anhören dürfen, wenn sie mir etwas zu sagen hat.«

Tief erschrocken bat ich die Eltern, doch meinerwegen nicht streiten zu wollen, so wichtig sei die Sache nicht.

2805 Da ich solches bemerkte, glaubte Mutter mich wieder zur Vernunft gebracht zu haben, und an diesem Abend wurde nicht mehr gesprochen.

In den nächstfolgenden Tagen blieb ich still und in mich gekehrt. Sprachübungen machte ich keine mehr. Es war nicht mehr nötig. Jedenfalls vorläufig nicht. Ganz festgerannt kam ich mir vor, wußte nicht, was aus mir werden sollte.

2810 Gegen den Willen meiner Eltern war ich nicht fähig, etwas zu unternehmen. Gewiß, es verstimmte mich sehr, daß ich auf den Widerstand meiner Mutter stieß, doch besann ich mich darauf, daß ja gerade das vierte Gebot das erste war, das eine Verheißung hatte. Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden. Vielleicht würde ich durch den schweren Verzicht auf meinen Lieblingstraum bald belohnt werden. Hiermit rechnete ich ein wenig, da ich mich möglichst schadlos zu halten suchte.

2815 Die Küche putzte ich so fein wie möglich, damit Mutter ja nicht sah, daß ich mit meinem Los nicht ganz einverstanden war. Ich nahm das Stammbuch zur Hand, um mich in meiner betrüblichen Situation zu trösten. Ich las die schöne Aufforderung, die mir mein Klassenlehrer hineingeschrieben hatte:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

2820 Danach wollte ich mich richten, was auch kommen würde.

Meine liebe Mutter begann ich freilich etwas kritisch zu betrachten. Die Schauspielerei sei nichts Solides, hatte sie gesagt. Solide? Was war denn überhaupt solide? Zuverlässig, reell, ehrlich, grundehrlich? Saß ich am Nachmittag über eine Handarbeit geneigt, konnte ich nicht verhindern, daß die herrlichen Worte der »Jungfrau von Orleans« in mir auftauchten, so, als wolle die Dichtung selbst sich in Erinnerung bringen.

2825

Denn: Der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ

Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen . . .
Der einst den frommen Knaben Isais,
2830 Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin, du sollst auf Erden für mich zeugen.

Eine Fahne hatte Johanna getragen, eine weiße Fahne mit dem Bilde der Jungfrau. Und die Worte, die ihr der liebe
2835 Gott gesagt: »Geh hin, du sollst auf Erden für mich zeugen . . .«, das war etwas, das Gott zu jedem Menschen sagte.
Einmal hatte ich meiner Mutter das Gedicht der Johanna vorgesprochen, den Abschied von der Heimat. Mutter hatte
es schön gefunden. Da sie jedoch meine Ergriffenheit spürte, fügte sie hinzu: »Aber das ist ja doch nicht das Leben.«
Darüber hatte weder Mutter noch ich zu entscheiden. Warum aber durfte die Dichtung nicht das Leben sein?

Wie anders war ich doch als Mutter, die treu sorgende, die wohl Sinn für das Schöne hatte, doch nur, soweit es
2840 nützlich war, nur, soweit man es brauchen konnte zum Wohlbefinden. Das Schöne war auch für sich da, bewahrte
seinen Wert in einer unberührten Einsamkeit, und wie seltsam war es, dieses Einsamsein des Schönen zu bedenken.
Man konnte sich in solchem Traum verlieren. Wie anders war ich als Vater, der so genügsam war, zufrieden, nur zu
schaffen, um das Brot zu verdienen. Wie bescheiden sagte er: Ich verstehe nichts von der Schauspielerei. Und ich
verstand doch auch nichts davon. Es gab so manches, was Vater nicht kannte. Daß er aber kein Verlangen trug, etwas
2845 kennenzulernen? Als Kind hatte ich ihn einmal gefragt, wie es sei, wenn man tot wäre. Es war ja eine ungeschickte
Frage gewesen, denn wie hätte er das wissen können, da er noch nie tot gewesen war? Er aber gab zur Antwort: »Man
sieht nichts mehr.« Daß ihm dies genügte, nichts zu sehen! Es blieb nichts anderes übrig, als daß jeder Mensch anders
war als der andere. Und man wußte nicht, wie.

Mutter, die mein verträumtes Wesen bemerkte, kam im leichten, stillen Plauderton wie von ungefähr auf die
2850 »Bühnenlaufbahn« zu sprechen, so als wäre dies kein Thema, das mich sonderlich beschäftigte.

»Nein, das ist mir schon oft eingefallen, wenn ich so vom Theater nach Hause ging. Schauspieler sein, das ist gewiß
nicht leicht.«

»Nein, das ist es bestimmt nicht«, entgegnete ich bereitwillig in friedfertigem Ton, mußte aber dabei ein bißchen
lächeln, weil Mutter selbst so gar schlecht Komödie spielte. Sie hatte offensichtlich die Absicht, mich gründlich von
2855 meiner Theaterkrankheit zu heilen. Dies durchschauend, hielt ich es für angebracht, mich möglichst zahm und artig zu
verhalten. Wahrscheinlich dachte Mutter, daß ich sie um etwas befragen würde, aber den Gefallen, ihr
entgegenzukommen, wollte ich ihr denn doch nicht erweisen. Ich schwieg also beharrlich.

»Wir finden sicher noch einen Platz für dich. Meinst du nicht auch, mein Liebling?«

»O ja, warum sollten wir nicht, Mutter? Die Welt ist groß genug.«

2860 »Nicht wahr? Das ist auch meine Meinung. Wir werden einfach in der Zeitung suchen, und dann werden wir mit der
Zeit schon das Passende für dich finden. Es eilt ja nicht. Wir können uns Zeit lassen. Wir wollen nichts überstürzen.«

»Nein, das wollen wir nicht.«

Hätte sie es damit nur genug sein lassen. Wir waren uns ja einig. Dann aber fing sie wieder an: »Sieh mal, um
nochmals darauf zurückzukommen. Was hat so eine arme Schauspielerin von ihrem Leben? Solange sie jung ist,
2865 entzückt sie das Publikum vielleicht, vielleicht auch nicht, denn auf das Publikum ist im allgemeinen wenig Verlaß.
Einmal gefällt dieses, ein andermal jenes. So, wie die Mode es mit sich bringt. Und du möchtest doch gewiß einmal
etwas werden, was nicht aus der Mode kommt. Ich meine, was überhaupt gar nichts damit zu tun hat.«

»Ja, ich glaube, daß du darin recht hast, Mutter.«

»Aber die Schauspielerin selbst hat nur wenige Jahre, in denen sie ihre Kunst ausüben kann.«

2870 »Schade.«

»Ja, schade. Was aber macht sie, wenn sie älter wird und immer älter?«

»Was soll sie denn machen? Dasselbe, was alle Welt tut. Sterben, nehme ich an. Es gehört sich so, und schließlich ist
das auch eine Beschäftigung.«

»So, meinst du? Stell dir das nur nicht einfach vor, mein Kind.«

2875 »Aber, Mutter, was willst du denn eigentlich? Ich stelle mir das überhaupt nicht vor. Dazu habe ich doch nicht den
mindesten Grund.«

»Wirklich nicht? Ich bin nicht so sicher. Es ist ein immerwährender Kampf um Erfolg, und dann eine rastlose

Wanderung von Ort zu Ort. Und höchstens einen Winter lang kann sie in einer Stadt bleiben.«

»Wie lange soll sie denn bleiben? Ist denn das Bleiben so etwas Erstrebenswertes? Dies kann ich nicht einsehen.«

2880 »Natürlich nicht, weil du eine Heimat hast, aber eine Schauspielerin hat das nicht.«

»Nun, etwas wird sie auch in sich haben. Vielleicht hat sie irgendwo Vater und Mutter. Auch bleibt sie das Kind ihrer Eltern, selbst wenn sie diese verloren hat. Wäre ich in der Fremde, würde ich dich und Vater doch nicht vergessen. Nie könnte ich mich ohne Heimat wissen. Warum aber erzählst du mir das alles von der Schauspielerin? Du willst nicht, daß ich es werde, und darum will ich es selbst nicht. Noch vor kurzem wolltest du nicht darüber sprechen. Ich selbst durfte doch nicht sagen, wie ich es mir gedacht hatte. Jetzt wäre ich dankbar, wenn du nie wieder davon anfangen wolltest. Das hat keinen Zweck. Es muß erledigt sein.«

2885

»Fällt dir das schwer?«

»Nein, ich glaube nicht. Wie soll ich wissen, ob mir etwas schwerfällt? Es könnte doch sein, daß mir einmal etwas schwerer fällt als dieses, und dann werde ich finden, es sei mir eine Kleinigkeit gewesen. Übrigens hab' ich soviel Lust glücklich zu sein.«

2890

»Nun, dann sei es«, sagte Mutter.

Jetzt handelte es sich darum, eine Beschäftigung zu finden, mit der meine Eltern einverstanden waren. Ein wenig aber mußte mir meine künftige Arbeit doch auch selbst zusagen, obwohl man dies nicht allzu genau vorauswissen kann, wenn man noch nichts versucht hat. Es gefiel mir, die Fabrikmädchen abends in einer langen Reihe, Arm in Arm nebeneinander, plaudernd und singend nach Hause gehen zu sehen. Sie waren in Karton-, Schokoladen- oder Wollfabriken beschäftigt, bekamen jeden Samstag ihren Wochenlohn, hatten abends und sonntags frei. Dies konnte ein nettes Leben sein. Besonders die Schokoladenfabrik zog mich an, wo Else Schura war, die mich dort leicht hätte einführen können. Else bekam manchmal Süßigkeiten geschenkt. Aus Schokolade machte ich mir nicht viel, aber es wurde dort auch eine Art Marzipan fabriziert, und besonders das sogenannte Sultansbrot, von dem ich bei Gelegenheit ganz gern noch einmal gekostet hätte. Außerdem hatte ich in dieser Fabrik eine Maschine flott singen gehört:

2895

2900

Auf in den Kampf, Torero,
Stolz in der Brust,
Siegesbewußt.

2905

Das war ein Rhythmus, an den man sich gewöhnen konnte.

Eine andere Schulfreundin war als Einlegerin in einer Druckerei beschäftigt, in der ich mich auch umgesehen und eine höchst komplizierte Maschine betrachtet hatte, die unermüdlich eine Zeitung nach der andern umlegte. Klipp-klapp-klipp-klapp! Dazu konnte man singen: Es klappert die Mühle am rauschenden Bach. Dann antwortete die Maschine »Klipp-klapp!« Ich wollte gewiß fleißig sein, doch unwillkürlich überlegte ich mir bei jeder Arbeit, was man wohl dabei singen könnte. Eine mechanische Beschäftigung sagte mir zu, weil ich hoffte, daß ich dabei träumen könne. Diesmal war es mein Vater, der durchaus nicht wollte, daß ich eine Fabrikarbeit annahm.

2910

2915

Abends studierte ich die Zeitung, strich sämtliche Stellenangebote an, die in Betracht kamen. Frohsinniges Mädchen zu Kindern und zur Mithilfe im Haushalt, Gasthof zur Linde, Kollund. Ehrliches Mädchen zu Kindern und Gärtnerei. Ausläuferin für vornehmes Blumengeschäft, Eintritt sofort. O ja, es gab noch mancherlei Möglichkeiten, man brauchte nur zu wählen.

In Kollund dufteten die Linden, und der helle Gasthof lag nahe der Ostsee. In der Wirtschaft war es zwar etwas rauchig und lärmend, und es war nicht ausgeschlossen, daß die Gäste manchmal etwas angeheitert waren, wie bei der schwarzen Jette, bei der am Sonntag die Arbeiter manchmal Kaffeepunsch tranken, der so widerlich roch, aber das mußte man übersehen. Man durfte nicht so genau nehmen, was einen ja schließlich nichts anging. Wenn man sich mal vor betrunkenen Leuten ekelte, mußte man sich nur vor Augen führen, daß die Betrunkenen sich auch nicht über die Nüchternen aufhielten. Vielleicht war es ratsamer, das Gasthaus zur Linde zu meiden. Das kleine Kollund lag allerdings so glücklich nahe der Ostsee. Man würde frühmorgens oder abends schwimmen gehen können.

2920

2925

In der Gärtnerei wurden Blumen gezüchtet. Wie das gemacht wurde, war sicher hübsch kennenzulernen. Man konnte die Kinder mitnehmen in den Garten und leicht nebenbei beaufsichtigen. Es mußte doch reizend sein, einem vielleicht etwas dürrtigen Boden eine besonders schöne, vielleicht ganz seltene Blume abzugewinnen. Die Bedürfnisse und das

Leben der Blumen kennenzulernen, täglich zu beobachten, wie eine kleine Knospe sich allmählich zur vollen Blüte entwickelte. Lächelnd saß ich über meiner Zeitung, wenn ich mir das vorstellte. Ich war dort, wo die Blumen wuchsen. Es gab nichts Reizvolleres als so ein Anzeigenblatt. Es sollten nur Anzeigen darin stehen, sonst nichts, höchstens noch ein paar An- und Verkaufsgesuche. Lustig war's ja auch, wenn einer ein Fahrrad gegen eine Violine einzutauschen suchte, so kleine Abschwenkungen. Dann aber kehrte ich zu dem zurück, was mich persönlich anging. Den ganzen Tag mit Blumen im Arm herumlaufen. Es wurden ja nur zu festlichen Angelegenheiten Blumen bestellt, bei Kindtaufe, Verlobung, Hochzeit, Begräbnis. Zu allen Jahreszeiten des Lebens würde ich mich mit meinen Blumen einstellen. Eintritt sofort. Wie angenehm es doch war, die Taschen voller Adressen. Die ganze Stadt rief nach Hilfe, und hier saß ich und konnte Hilfe bringen. Als Blumenbotin konnte man sich alle Schaufenster gemütlich betrachten, und gab man Blumen ab, bekam man von glücklichen Menschen etwas Geld geschenkt, von Hochzeitsleuten. Wie hübsch, in der Buchhandlung die Auslage zu sehen. Die Neuerscheinungen. Es genügte, die Titel der Bücher zu lesen, und danach konnte man sich manches vorstellen. Vielleicht nicht das Richtige, aber das machte nichts. Dieses kleine Leben im Kopf gefiel mir gut.

Stellte man sich irgendwo vor, und fand man den Posten besetzt, war man keineswegs enttäuscht. Im Gegenteil. In der großen Straße hatte ich mich in der Drogerie Rottweiler als Kindermädchen gemeldet. Die Stellung war besetzt. Das Mädchen, das mir die Tür öffnete, sagte mir: »Ach, Fräulein, Sie können von Glück sagen, daß Sie nicht hierhergekommen sind.« Daheim meldete ich sofort triumphierend, daß ich von Glück sagen könne. Bei Rottweilers hätte ich vielleicht hungern müssen, was in meinem Alter fürs ganze Leben gefährlich sein konnte. Es kam nicht darauf an, ob man etwas Feines zu essen bekam, aber vier doppelte Schwarzbrotsscheiben mit Schmalz und Salz verlangte mein Körper. Mein Körper, nicht ich. Schmal war ich und schoß ziemlich in die Höhe. Manchmal, besonders am Morgen beim Erwachen, war ich erstaunt, wie groß ich geworden war, denn im Traum war ich noch klein, sprang übers Seil, und manchmal flog ich als Schmetterling mit farbigen, lichtzitternden Flügeln, die es sonst nirgends in der Welt gab.

Jetzt freilich würde man ja viel zu Fuß gehen müssen. In Küchen und Zimmern hin und her, täglich viele Meilen. Über Land laufen wäre angenehmer gewesen, als Milchmädchen von Schöneberg etwa. Den Leuten die gute Nahrung bringen, selbstverständlich reichlich gemessen. Lieber viel und gut als wenig und schlecht. Oh, ich würde das schon besorgen.

Ach, es kam nicht darauf an, wohin man ging. Es würde allenfalls ein Griff ins Ungewisse sein. Recht so. Nur manchmal, wenn eigens ein »exaktes Mädchen« verlangt oder wichtigtuerisch »ein gepflegter Haushalt« erwähnt wurde, setzte ich einige Zweifel in meine Fähigkeiten. Es gab Leute, wie zum Beispiel Werftdirektors, die jede Woche die Fenster putzten, obwohl man noch vorzüglich durch die Scheiben sehen konnte. Aber nein, die Fenster mußten geputzt werden. Betrat man Lehrer Nielsens Salon, mußte man beinahe die Füße in die Hand nehmen. Wenn die Wohnung »gepflegter« war als die Menschen selbst, das war ja gräßlich. Die Gemüsefrau Hinrichsen streute weißen Sand auf den Boden, alle acht bis vierzehn Tage, öfter nicht. Frau Hinrichsen strengte sich nicht mit dem Boden an, dafür konnte sie wahr sagen. Sie hatte sowohl Fahrräder als Automobile vorausgesehen, von Druckknöpfen und Rolläden ganz zu schweigen. Sie sah besonders die Errungenschaften der Technik voraus. Sie hatte den Staubsauger der Zukunft vorausgesehen, aber sie lehnte für sich selbst ihn gründlich ab. Sie streute weißen Sand auf den Boden, und auf ihrem Hut ließ sie die Spinnweben vom vergangenen Jahr völlig in Ruhe. Ihr zerfurchtes Gesicht war eine Landschaft, die sie unberührt wachsen ließ. Seife, die sie neben dem Gemüse verkaufte, schien sie für ihre eigene Person ziemlich selten zu benutzen, aber sie wollte eben nicht so hoch hinaus. Sie wußte das Wetter zum voraus, ohne an Rheumatismus zu leiden, eine unheimlich kluge Frau, von einer Weisheit, die ihr angefliegen kam. Schade, daß sie sich kein Dienstmädchen leisten konnte. Für eine Zeitlang wenigstens hätte mir Frau Hinrichsens Haushalt gut entsprochen. Frau Hinrichsen ging in einem brüchigen Taftkleid in die Kirche, einem Kleid, das aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen mochte. Alle schüttelten dann den Kopf über Frau Hinrichsen, nur ich nicht. Diese völlige Unbekümmertheit um die Umwelt war es, die mir gefiel und imponierte. Sie tat ja niemand etwas zuleide, vielmehr meinte sie es mit allen gut, besonders mit Kindern, denen sie Zuckerstückchen schenkte. Man machte sich lustig über die alte Frau und wußte doch, wie sehr ernst sie zu nehmen war. Sie konnte es vertragen, sich von verständnislosen Leuten auslachen zu lassen. Etwas Ähnliches hätte ich gern gelernt.

Warum las man niemals in der Zeitung von einem »un gepflegten Haushalt«? Warum fügte niemand einem Gesuch bei: »Wir nehmen's mit der Ordnung nicht genau«? Wahrscheinlich genierten die Leute sich, dergleichen einzugestehen. In »evangelischen Häusern« wurden Mädchen gesucht. Die »Religionslosen« bekannten sich nicht. Das war merkwürdig genug. Manchmal hieß es: »Kein Lohn, kleines Taschengeld, jedoch Familienanschluß«. Mutter war sehr für Familienanschluß. Ich dagegen trachtete sorglich danach, jeglichen Familienanschluß zu umgehen. Familienanschluß konnte lästig sein, wenn es in die Jahre ging und man aus lauter Teilnahme ewig im Dienst blieb. Dann mußte man sterben, ohne die Welt gesehen zu haben. Die Familie, bei der man Anschluß hatte, wohnte abseits des kleinen Dorfes, wo es landschaftlich hübsch war. Man sah die Kornfelder reifen. Dann aber kam im Hochsommer

ein Gewitter nach dem andern. Die Ernte war hin, und der Winter war hart und lang. Abends saß man in der Herdstube mit niedriger Decke bei Knechten und Mägden. Ja, da saß ich dann spinnend am Kamin. Sah von Zeit zu Zeit, wie die Holzscheiter prasselten. Ich war ja schon dreißig Jahre alt, und hier, in dieser ländlichen Einsamkeit, mußte ich bleiben. Es konnte nicht schaden, wenn mir der Großknecht sagte, daß ich schön sei. Leise nebenbei, weil der liebe
2990 Gott mich gemacht hatte, und dann fiel mir singend ein:

Heute, nur heute, bin ich so schön.
Morgen, ach morgen muß alles vergehn.

2995 Dann verließ ich rasch die Herdküche, zog mir die Pelzjacke an und ein Käppchen tief über den Kopf, ging in den Stall, holte mir mein Faladapferd und ritt durch den Wald in einer sternenklaren Nacht. Das durfte ich ohne zu fragen, denn ich hatte ja Familienanschluß. Ich durfte auch »mein Faladapferd« sagen. Das war »mein« und doch nicht »mein«. Oh, es war Christnacht, und ich ritt nach Klintekongensee in die Mitternachtsmesse, durch den weiß verschneiten Wald. Glocken läuteten von Klintekongensee her, als riefen sie mir zu. Das rote Dach der Kirche, das im
3000 Sommer vom Grün der hohen Bäume umgeben war, fand ich in Weiß. Die ganze Welt war weiß. Und in der Kirche wurde gesungen:

Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart.

3005

Und hier in dieser kleinen Kirche war der Himmel, der Himmel auf Erden. Heimat, süße Heimat . . .

Falada wartete am Friedhofstor. Nahe der Kirche wurden die Leute begraben, nahe, ganz nahe. Hier wartete Falada, eingehüllt in die graue Wolldecke. Was für ein liebes Wesen war Falada! Es hatte eine Flamme im Auge, vielleicht seine Seele, von der es nichts wußte. Wohl konnte ich sprechen mit Falada, doch war ich nicht immer sicher, ob ich
3010 verstanden wurde. Das macht nichts, nicht wahr, Falada? Ich kenne dich nicht, ich hab' dich nur lieb. Und dann schmiegte es sich. Es wieherte, es schmiegte sich. Genug, genug jetzt. Wir reiten heim, heim.

Ja, so war's mit dem Familienanschluß. Hatte man dann endlich seine Zeit abgedient, starb man, eventuell alt und hochbetagt, vielleicht auch etwas früher. Es kam nicht darauf an, wie lange, sondern wie sehr man gelebt hatte. Nun ja, es mochte hingehen mit mir. Ein sauber gepflegtes Grab war mir sicher. Eigentlich wäre ich gern im Dienste des
3015 lieben Gottes hier auf Erden gewesen. Man war gefällig genug, solchen Wunsch, der nur dürftig erfüllt worden war, als vollendete Tatsache hinzunehmen.

Und wenn ihr Grab einst grünet,
Dann sei ihr nachgesagt:
3020 Sie hat getreu gedientet,
Sie war des Herren Magd.

Die Reime stimmten und klappten nicht, aber so war das Leben. Immerhin war man bereit, sein möglichstes zu tun.

3025 Einmal wurde eine »versatile Reisebegleiterin« nach Ägypten gesucht. Das gab mir einen Ruck. Ach, wenn ich es wäre! Wenn ich diese versatile Reisebegleiterin wäre! Und warum denn nicht ich? Herzklopfen bekam ich, Reisefieber, Fernweh, und mit aller Intensität bettelte ich meine Eltern an: Bitte, bitte, laßt mich nach Ägypten. Man wird mich mitnehmen. Nur einmal braucht man mich mitzunehmen, dann gehe ich schon alleine. Ungestüm und dringlich lag ich meinen Eltern in den Ohren: Darf ich mich um diese Stellung bewerben? Meine arme Mutter hielt
3030 sich die Ohren zu: »Ja, geh nach Ägypten in Gottes Namen. Mach, was du willst. Nur, bitte, verschone mich mit deinem Gedrängel. Lauf dir die Hacken und die Sohlen ab, soviel du Lust hast, aber laß mich nur einmal mit deinem ewigen Stellungsuchen in Ruhe.«

Mutters Nerven ließen nach. Mutter war mürrisch geworden, das kam mir zugute. Ich wollte sie schonen und alles allein machen. Die Reisebegleiterin nach Ägypten mußte »gesetzten Alters« sein. Das war nun freilich etwas dumm und
3035 ungeschickt. Ich konnte ja nicht dafür, daß ich das gesetzte Alter noch nicht erreicht hatte, aber dafür war ich um so versatiler. Vater wußte, daß versatil beweglich bedeutet. Welch interessantes, exotisches Wort! Ja, eine unbekannte

Dame, die nach Ägypten reiste, war gewohnt, sich solch aparter Ausdrücke zu bedienen. Eine versatile Reisebegleiterin, das konnte ich sein. Ich war es. Jeden Abend saß ich unter der Hängelampe, studierte die Zeitung, kam nicht vom Fleck und dennoch . . . Ich war schon so weit gereist, immerwährend reiste ich. Hatte ich nicht schon
3040 eine Ahnung vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Es kam mir so vor. Ich konnte ja gar nicht anders als unterwegs sein. So rasch ging keine Eisenbahn, so eilends flog kein Pfeil wie ich in meinen Träumen. Versatile Reisebegleiterin. Wie still ich dasaß! Nur der Erde vergleichbar, die sich unmerklich dreht. Kopernikus hatte das herausgebracht. Eine überflüssig lange Zeit war man der Meinung gewesen, daß sie stillstehe, die Erde, bis Galilei gesagt hatte: »Und sie bewegt sich doch.« Dasselbe hätte ich meiner lieben ahnungslosen Mutter sagen mögen, wenn
3045 sie mir manchmal vorwarf: »Du rührst dich ja nicht vom Fleck.« Ich begnügte mich jedoch mit der Entschuldigung: »Bitte sehr, ich wachse.« Dann lachte Mutter, und das war hübsch zu hören.

Vermutlich hatte man es der Erde nicht zutrauen können, daß sie sich bewegte, da sie sich so unauffällig leise benahm. Sie bewegte sich gleichwohl. Sie hatte es nicht eilig. Sie liebte zu wandern, sich kreisend zu drehen, eine liebende Langsamkeit war ihr eigen. Von Rekordleistungen wußte sie nichts. Sie war jünger, als man annahm. Sie war
3050 älter, als man annahm. Sie war versatil.

In diesen Tagen kümmerten sich meine Eltern wenig um mich. Es war, als hätten sie mich losgelassen. Sie ließen mich machen, wie ich wollte. Dies war eine Diplomatie von den beiden, die ich aber nicht durchschaute. Ich fühlte mich recht wohl dabei und setzte eine Bewerbung auf, in der ich meine Versatilität in aller Schlichtheit schilderte. Ich gab die ehrlich gemeinte, lebhafteste Versicherung ab, Ägypten sehr gerne kennen lernen zu wollen, das Land, in dem
3055 Joseph seine Zukunftsträume geträumt. Ich erwähnte die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten und noch manch andere historische Begebenheit, die mir vertraut war, damit die Dame sah, daß mir Ägypten kein völlig unbekanntes Land, sondern ein lebendiger Begriff war. Von den Pyramiden hatte ich in der Schule gehört, die Pyramiden, die einsam auf einer unabsehbaren Fläche standen und sich hoch und silbergrau, scharf vom lichtblauen Himmel abhoben. Schön, sehr schön, wir würden das ansehen gehen, die Dame und ich. Nicht viel hätte gefehlt, und ich hätte mich
3060 erboten, das rätselhafte Lächeln der Sphinx zu deuten, doch war ich vorsichtig und mäßig genug, dies nur sachte zu streifen. Für alle Fälle versprach ich, Wäsche und Kleidung der Dame nett in Ordnung zu halten, stets die Koffer ordentlich zu packen und die Strümpfe zu stopfen, falls es nötig sein sollte. Ich bat, die Dame möge es gütigst übersehen, daß ich sechzehn Jahre alt sei, und bedenken, daß ich in absehbarer Zeit zwanzig Jahre alt sein würde. Fremde Sprachen verstünde ich nicht, da ich nur die Volksschule besucht habe, darum nur hoch- und niederdeutsch
3065 sprechen könne, doch würde ich, wenn es sein müsse, auch Englisch und Französisch erlernen, und sie möge so freundlich sein, mir hierüber Mitteilung zu machen. So sehr ich mich auch bemühte, mein Gesuch kurz abzufassen, wurden es immerhin zwölf engbeschriebene Bogen. Für diesen wichtigen Geschäftsbrief, den ich persönlich in der Neustadtpost aufgab, mußte ich Doppelpporto zahlen, aber es kam ja nicht auf Geld an. Ein Lichtbild, das gewünscht worden war, hatte ich nicht beilegen können, da ich nur zweimal in meinem Leben fotografiert worden war, einmal
3070 siebenjährig mit vierzig Kindern, mit der Schulklasse zusammen, und einmal mit meiner Schwester, zwölfjährig. Vielleicht wollte die Dame nur ein Ungefährtes sehen, ob man nicht schief oder bucklig war, ob man nicht lahmt oder dergleichen. Natürlich waren gesunde Gliedmaßen beim Wandern durch die Wüste erwünscht. Es war also keine Neugierde, wenn die Dame ein Bild verlangte. Darum fügte ich noch verschiedene Nachschriften hinzu. »Post scriptum« nannte man das. Ich machte es genau, wie ich es in der Schule gelernt hatte. Es machte etwas verlegen, sich
3075 selbst zu beschreiben, und ich machte es ähnlich, wie es bei Vaters Seemannspaß gemacht worden war. Augen blau und Haare blond. Gretchenfrisur, fügte ich in Klammer hinzu, und daß ich keine besonderen Merkmale besitze. Besondere Merkmale, das waren Wunden, Narben oder Holzbeine.

Wenige Tage später erhielt ich einen Brief aus Hamburg, den ich herzklopfend öffnete. Miß Edith Jefferson war es, die mir mitteilte, daß sie leider ohne mich nach Ägypten fahren müsse. Sie schrieb ausdrücklich: »Vielleicht tut es mir
3080 mehr leid als Ihnen, kleines Fräulein. Seien Sie nicht traurig, daß ich Ihnen eine Absage geben muß, aber ich brauche eine ältere Person. Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht, und ich will Ihnen eine Karte aus Syene schicken, wohin ich reise. Sie haben ja noch das ganze Leben vor sich, und wenn es sein soll, werden Sie vielleicht auch nach Ägypten kommen . . .« Es hat bis jetzt immer noch nicht sein sollen, aber das macht nichts. Man kann sehr gut leben, ohne in Ägypten gewesen zu sein.

3085

Die Vorstellung

Eines Tages fand ich eine Stellung in der Duburger Straße bei Frau Oberlehrer Brünning. Das heißt, Frau Brünning
3090 selbst war keine Lehrerin. Sie unterschrieb sich nur mit dem Titel ihres Mannes. Bei Brünnings sollte ich zwei Kinder betreuen und im Haushalt mithelfen. Duburg war ein modernes Viertel mit vielen Neubauten. Ich war schon oftmals

hier gewesen als Kind, wenn ich mit der Schulklasse einen Ausflug nach der Marienhölzung gemacht hatte. Da war ich ja auch am Hause Brünnings vorbeigegangen. An diesem Morgen aber, da ich mich hier vorstellte, war alles anders als sonst. Zunächst sah ich mir die Gegend so aufmerksam an, als gehöre dieses schon zu meinen kommenden
3095 Pflichten. An der Kaserne sah ich, daß es erst neun Uhr früh war. Vielleicht war Frau Brünning noch nicht aufgestanden oder hatte soeben erst Kaffee getrunken. Brünnings hohe Fensterscheiben waren einfacher zu putzen als unsere daheim. Diese hier waren viel höher und größer. Brünnings hatten Cremegardinen. Gelbe Rosen in einem schmalen Vorgarten, doch war es nicht sicher, ob dieser Garten Brünnings gehörte. Bald würde ich es wissen. Brünnings gegenüber war ein Mädchenpensionat, das war mir bekannt von früher her. Mehrmals hatte ich hier junge
3100 Mädchen im Garten Ball spielen sehen. Das würde ich von jetzt an öfter sehen können, wenn ich Einkäufe machte.

Langsam ging ich die Straße zurück bis zur Kaserne, wo die Schildwache gemütlich auf und ab schritt und nichts anderes zu tun hatte, als die frische Morgenluft zu genießen. Ja, und Brünnings mußten vorerst mit der vielen Arbeit noch ohne mich fertig werden. Frühestens um halb zehn Uhr würde ich mich vorstellen. Das dürfte die richtige Besuchszeit bei vornehmen Leuten sein. Ob ich wohl gleich eintreten mußte? Wenn das Haus nur nicht zu elegant für
3105 mich war, aber man mußte sich ja doch einmal an die Eleganz gewöhnen. Warum nicht gleich? Ein Soldat sprach mich an, ob ich ein Kommißbrot kaufen wolle. Dies war nichts Ungewöhnliches. Die Soldaten pflegten manchmal ihr dunkles, kräftiges Brot, das sehr beliebt war, zu verkaufen. Mir fiel ein, daß Mutter vielleicht froh darum war, wenn ich dieses gute Brot mit heimbrachte, das sonst in Geschäften nicht zu haben war. Ich hatte aber nur vierzig Pfennig bei mir, die Mutter mir als Straßenbahngeld gegeben hatte. Und das Brot kostete eigentlich fünfzig Pfennig. Ich sagte
3110 dem Soldaten, daß es möglich sei, daß ich gleich Handgeld von Frau Brünning bekomme. Sicher sei ich freilich nicht, aber er könne mich vor dem Hause erwarten, wenn er wolle und Zeit hätte. Falls dies nicht ginge, müsse ich auf das Brot verzichten.

»Aber nehmen Sie nur das Brot, Fräulein. Und die übrigen zehn Pfennig schenke ich Ihnen, Glücksgeld.«

So kam es, daß ich mit einem ziemlich großen Schwarzbrot im Arm bei Frau Brünning ankam. Ich hätte das Brot in
3115 einem Laden abgeben und mir später abholen können, aber auf diesen Einfall kam ich nicht. Auf mein Läuten an der Etagentür kam ein Mädchen heraus, das mir sofort sagte:

»Wir brauchen kein Brot.« Und schon hatte sie die Tür wieder geschlossen. Ich klingelte eindringlich, zweimal nacheinander, gehörig und anhaltend, da nicht geöffnet wurde. Endlich erschien das Mädchen nochmals, und ich sagte, daß ich die Frau des Hauses sprechen möchte und daß ich wegen der Stellung komme.

3120 »Ach soooo. Na, da kommen Sie man 'rein.«

Gute Manieren hatte das Mädchen nicht. Ob sie alle Besucher so barsch empfing oder nur mich? Sie ließ mich in ein Zimmer treten und begab sich dann zu Frau Brünning, um mich zu melden. Es war ein großes Zimmer, beinahe ein Saal, in dem ich mich befand. Ein langer Eßtisch, mit nicht sonderlich sauberem Tischtuch bedeckt, und um diesen Tisch etwa zwanzig Stühle. Ein langweiliges Büfett, sehr nüchtern. Immerhin war an der Wand ein Plakat angebracht,
3125 auf dem zu lesen stand: Bete und arbeite. Das war wohl die Devise des Hauses. Da man mir keinen Platz angeboten hatte, stand ich einige Minuten, die mir sehr lang vorkamen, und überlegte, ob ich nicht mein Brot aufs Büfett legen könne.

Ich sah hin und entdeckte eine hübsche Postkarte der Schauspielerin Steffi Margreiter und daneben zwei Eintrittskarten fürs Theater, Plätze im Parkett. Es gab also Theaterbesucher im Hause. Vielleicht hatte Steffi
3130 Margreiter persönlich hier einen Besuch gemacht. Wie ein kleiner Detektiv sah ich mir alles genau an, bis endlich die Tür geöffnet wurde und eine kleine, etwa dreißigjährige Dame erschien, in grauem Wollkleid. Das war Frau Brünning.

Ich sagte ihr mein Anliegen, und darauf führte sie mich in ein anderes Zimmer, in dem es viel schöner war. Hier gab es tiefgrüne Plüschmöbel und ein Gestell mit vielen Blattpflanzen. Auch ein Ledersessel war da, in dem Frau Brünning Platz nahm, während sie mir einen der herrlichen Plüschstühle anbot. Da ich zunächst wartend dasaß, sah
3135 Frau Brünning mich lächelnd an und fragte, ob ich nicht mein Brot etwas ablegen wolle. O ja, das wollte ich gerne. Wohin ich es legen dürfe. Verlegen bemerkte ich, daß das Brot wirklich nicht in diese feine Stube paßte, aber ich konnte es dann doch auf den Tisch legen.

Frau Brünning fragte mich, ob ich Zeugnisse mitgebracht habe.

»Ja, das habe ich«, antwortete ich innerlich erregt, aber nach außen hin recht gefaßt und ruhig. Ich überreichte Frau
3140 Brünning als empfehlenden Ausweis den zweiten Schwimmpreis, den ich bei einem Wettschwimmen errungen hatte. Frau Brünning setzte eigens ihren Zwicker auf, um sich das Schreiben näher anzusehen. Sie schien sehr kurzzeitig und auch etwas zerstreut zu sein.

»Ja, was soll ich denn mit diesem Schwimmzeugnis?«

»Oh, ich dachte, es spricht für mich, daß ich gut schwimmen kann. Ich kann es doch den Kindern beibringen.«

3145 »Das ist wahr«, gab Frau Brünning zu, »aber es ist nicht das Wichtigste.«

»Das mag sein. Aber das Schwimmen ist sehr gut für die Gesundheit, und man kann doch einmal in Lebensgefahr geraten, zum Beispiel auf dem Wasser. Dann ist man gewiß froh darum, wenn man schwimmen gelernt hat . . . Ich war noch nicht in Stellung, und darum habe ich noch keine Zeugnisse. Nur noch das Abgangszeugnis der Schule. Hier ist es.«

3150 Dieses schien Frau Brünning besser zu gefallen. Sie fragte mich noch mancherlei nach meinen sonstigen Fähigkeiten, schien mit meiner Auskunft zufrieden und erkundigte sich dann nach meinen Lohnansprüchen. Hierauf war ich nicht vorbereitet. Sie merkte es und fragte, ob mir zwölf Mark im Monat recht seien.

Das mußte ich mir eine Weile überlegen, bis ich erklärte, damit leider nicht einverstanden zu sein.

»Ja, was ist denn? Ist es Ihnen zu wenig? Es ist ja nur ein Anfangsgehalt. Bin ich mit Ihnen zufrieden, werde ich Ihnen

3155 Zulage geben . . . Aber schließlich . . . Was haben Sie sich denn gedacht? Sagen Sie es mir nur klar heraus.«

Darauf sagte ich Frau Brünning, daß zwölf Mark mir im Anfang zuviel sein könnten, da meine früheren Schulkameradinnen beinahe alle weniger verdienten und ich doch nicht sicher sei, ob ich das leisten könne, was Frau Brünning von mir erwarte. Ich möchte es nicht darauf ankommen lassen, gleich im zweiten Monat entlassen zu werden, was für beide Parteien nicht angenehm sein würde . . . Außerdem bekäme ich für meine Kleider die

3160 Schiffstruhe meines Vaters mit, die neu lackiert worden sei, die aber doch nicht viel unnötigen Transport vertragen könne. Auch wäre es mir meiner Eltern wegen peinlich, wenn es sich herausstellen sollte, daß man mich hier im Hause nicht brauchen könne. Meine Schwester sei seit einigen Jahren in Hamburg an ein und demselben Platz, und meine Schwester sei so sehr tüchtig. Ich sei allerdings nur ihre Halbschwester, aber immerhin . . . Wie das käme? Ja, meine Eltern seien beide vorher verheiratet gewesen und so halt. Meine Schwester? Ja, sie sei sieben Jahre älter als

3165 ich, und ihre Herrschaft schicke sie sogar in den Ferien mit den Kindern allein auf Reisen . . . Wohin? Nach Westerland. Ich wolle das ja nicht verlangen, obwohl man auch mich auf Reisen schicken könne, zumal ich drauf und dran gewesen wäre, mit einer Dame, die beinahe in Amerika geboren sei, nach Ägypten zu reisen. Die Dame habe ein großes Interesse für mich gezeigt, und es sei nicht ausgeschlossen, daß sie noch einmal auf mich zurückkommen werde. Mein Vater? Mein Vater sei auch viel gereist. In meinem Fall habe er gemeint, es sei besser, wenn ich im

3170 Lande bleibe und mich redlich nähre . . .

Frau Brünning hatte eine eigentümliche Art, mich zum Sprechen anzuregen, doch wars begreiflich, sie wünschte mich kennen zu lernen, da ich mit ihren Kindern umgehen sollte. Es waren zwei kleine Mädchen von drei und vier Jahren. Sie hießen Gertrud und Irmgard. Es tat mir leid, daß ich die Kinder nicht gleich sehen konnte, da sie spazierengegangen waren. In vierzehn Tagen aber sollte ich wieder kommen.

3175 Ob ich etwas Handgeld wolle.

Oh, es sei nicht grad nötig, ich würde ohnehin sicher eintreffen, da ich es versprochen habe. Wenn Frau Brünning mir aber etwas Geld gleich geben wolle, wäre ich froh drum.

Während sie mir fünf Mark gab, fragte sie mich, ob ich tatsächlich Norddeutsche sei, wie ich angegeben hatte.

»Gewiß doch. Es steht ja auch auf meinem Geburtsschein, den ich vorzeigen kann, wenn Sie es wünschen.«

3180 »Nein, ich zweifle nicht daran. Das ist es nicht. Es fällt mir etwas auf, daß Sie völlig dialektfrei sprechen.«

Ich antwortete verlegen, daß ich hiervon gar nichts wisse. Hierauf wurde ich freundlich verabschiedet, nahm mein Brot und ging. Unten vor dem Hause aber sah ich den Soldaten auf und ab gehen. Beinahe wie ein alter Bekannter kam er mir freundlich entgegen und fragte: »Nun, wie war's?«

»Also, ich hab' die Stellung bekommen«, erzählte ich vergnügt.

3185 »Na, da gratuliere ich«, sagte er und gab mir die Hand.

»Danke, danke. Ich könnte Ihnen jetzt die zehn Pfennig geben.«

»Nein, nein«, wehrte er ab, »deswegen kam ich nicht. Ich wollte nur sehen, ob Sie gut untergekommen sind.«

»O ja, sehr gut. Danke schön.« Und damit ging ich meiner Wege.

3190

Im Hause Brünning

Im Hause Brünning gab es einen weitausgedehnten, nicht leicht überblickbaren Betrieb. Wahrscheinlich ging es in

3195 einem lebhaften Hotel ruhiger zu als bei uns. Wir hatten zwei Etagen, eigentlich vier Wohnungen, und nicht weniger als vierzehn Zimmer, die fortwährend benutzt wurden, infolgedessen fortwährend gesäubert werden mußten. Brünnings hielten nämlich ein Knabenpensionat, was unabsehbar viel Arbeit machte. Gleich in den ersten Tagen merkte ich, daß ich für die Kinder so gut wie keine Zeit übrig hatte, da ich an allen Ecken und Enden im Haushalt gebraucht wurde. Es waren außer mir noch zwei Mädchen da, Liese, die Köchin, und Hilde, das Zimmermädchen. Die gesamte Wäsche, auch die der vierzehn Pensionäre, wurde im Hause besorgt, gewaschen, gebügelt und ausgebessert.

3200 Unsere Pensionäre, im Alter von zehn bis neunzehn Jahren, besuchten das Gymnasium oder die landwirtschaftliche Schule. Die Pensionäre waren im oberen Stockwerk untergebracht, in sechs Zimmern. Nur zu den vier Mahlzeiten wurden die Schüler durch ein Glockenzeichen zu Tisch gerufen und kamen mit Gepolter und frohem Hallo die Treppe herab. Die vielen ungewohnten Glockenzeichen waren eigentlich das Erste, was mich in Verwirrung brachte. Ich hatte auf verschiedene Zeichen zu hören, die ich mir zwar ziemlich rasch merkte. In meiner anfänglichen
3205 Übergewissenhaftigkeit jedoch war ich geneigt, bei jedem Glockenzeichen irgendwo hinzueilen, auch wenn der Ruf gar nicht mir galt. Sogar auf der Straße, wenn ich Besorgungen zu machen hatte, war's, als gelte das schrille Läuten der Straßenbahn mir.

Bei Tisch hatte ich zusammen mit Hilde zu servieren, doch hätte ich viel darum gegeben, wenn man mir diese Arbeit erlassen hätte, was selbstverständlich nicht möglich war. Da ich im Servieren mich infolge meiner Erregung nicht
3210 sonderlich geschickt anstellte, war es für die Schüler ein wahres Vergnügen, mir zuzusehen, wie ich, natürlich mit toderntem Gesicht und heiß vom Herd, bei dem ich nebenbei auch beschäftigt war, eine Riesenschüssel auf dem gestreckten Unterarm vor mir hertrug, um von links die Speisen anzubieten. Hilde hatte mir eingeschärft, daß ich unbedingt von links die Schüsseln anbieten müsse, und hier ging es mir manchmal ähnlich, wie es mir einmal als ganz kleines Mädchen gegangen war. Ich konnte schlankweg vergessen, was rechts und links war. Ich bemerkte jedoch
3215 meinen Fehler, sobald ich ihn gemacht hatte, und wenn einer der Schüler schon im Begriff war, sich von der Speise zu nehmen, die ich unrichtigerweise von rechts anbot, warf ich einen raschen, verstohlenen Blick auf Frau Brünning, die neben ihrem Gatten am obersten Ende der Tafel saß und mir unauffällig zusah, und raunte dem Schüler leise zu: »Bitte, warten Sie noch einen Augenblick.« Und dann kam ich mit meiner Schüssel von der anderen Seite daher. Es läßt sich denken, daß junge, zum Scherzen aufgelegte Menschen sich dieser komischen Kleinigkeiten wegen köstlich
3220 über mich amüsierten. Ich aber, die ich meine Aufgabe um einige Grade zu ernst nahm, kam aus der Verlegenheit nicht heraus. Um dem Übel abzuhelpen, gab ich mir große Mühe, mir etwas mehr Geschicklichkeit anzueignen, und als mir dies nach vierzehn Tagen gelang, war die Jugend sichtlich enttäuscht, weil ich nicht mehr genügend Anlaß zum Lachen bot.

Dann aber begann die spottlustige Gesellschaft sich andere Scherze zu erlauben. Ich war nämlich diesen halben
3225 Knaben gegenüber sehr schüchtern und behandelte sie, soweit ich mit ihnen zu tun hatte, um ein paar Töne zu respektvoll, was eher drollig wirken mußte. Sehr bald kam ich dahinter, daß man mir einen Spitznamen gegeben hatte, und zwar meines rötlichen Barchentkleides wegen, wie ich vermutete, denn sie nannten mich untereinander »das kleine Morgenrot«. Das war harmlos gemeint, aber es verdroß mich, wenn ich einen Schüler zum andern leise sagen hörte: »Schade, daß das kleine Morgenrot nie mehr von rechts kommt.«

3230 Oder einer bemerkte gutgelaunt: »Sagen Sie nur, was habe ich von diesem jungen Gemüse zu halten?«

»Kosten Sie davon, dann werden Sie es wissen.« Gab ich schnippische Antworten, war es beinahe noch schlimmer, und die Knaben lachten laut heraus, so daß Herr Brünning sie manchmal zurechtwies und mir beruhigend sagte:
»Kümmere dich nur nicht um diese ausgelassene Gesellschaft da unten.« Die Jüngeren saßen nämlich unten am Tisch, während die etwas Älteren in der Nähe von Herrn und Frau Brünning sassen. Umgekehrt wäre es freilich für mich
3235 besser gewesen.

Ich will jetzt einiges von den Menschen erzählen, mit denen ich mein Zimmer teilte, von Liese und Hilde, mit denen ich unmittelbar zu tun hatte und die mir, der Jüngsten, auch Arbeiten aufzutragen und also zu befehlen hatten. Unserer Köchin Liese hatte ich beim Gemüseputzen zu helfen, ihr mit kleinen Handreichungen am Herd beizuspringen,
3240 Einkäufe für die Küche zu machen und unter ihrer Aufsicht das Essen für die kleinen Kinder zu bereiten. Ich hatte reichlich Gelegenheit, viel Nützliches von ihr zu lernen, wie ich überhaupt begann, meine Umgebung nur darauf hin anzusehen, was ich von ihr lernen konnte. Es waren aber nicht nur die äußeren alltäglichen Verrichtungen im Haushalt, die ich mir aneignen wollte, vielmehr hoffte ich beinahe noch mehr, aus dem Wesen der Leute zu lernen, und damit hielt es zunächst recht schwer.

3245 Liese war eine dunkelhaarige, derbknochige Person von siebenunddreißig Jahren. Sie stammte aus Ostpreußen und hatte, obwohl sie viel anderswo gelebt hatte, sich völlig den Dialekt ihrer Heimat bewahrt. Sie hatte ein rauhes, nicht angenehmes Organ, eine laute Stimme, die sicher jedem auf die Nerven gegangen wäre. Verstand ich manchmal ihre Küchenfachausdrücke nicht recht, glaubte sie, dies läge an meinem Gehör, und wiederholte sie nur noch lauter. Daß

das Geschirr an den Wänden nicht zitterte, wenn Liese mich anschrie: »Ich sagte dir doch, eine Prise Salz, du dummes Schaf!«

»Schaf« war noch einer meiner sanftesten Titel. Betrübt dachte ich an die Brise der Ostsee, die oft meine Stirn berührt hatte wie ein kühler, würziger, weicher Kuß, und begann zu weinen.

Ich setzte mich auf den Stuhl und glaubte, ich könne keine Luft bekommen in dieser heißen Brodelküche.

»Ja, was ist denn? Gedenkst du dich zur Ruhe zu setzen?«

3255 »Aber, Liese, ich weiß nicht, was eine Prise ist. Einmal muß man es doch auch zum erstenmal erfahren, denke ich.«

»Das! Das ist eine Prise!« Dabei langte sie mit der Hand aus, um mir eine Ohrfeige zu versetzen. Ich schrie auf. Es war genau wie in der Rechenstunde. Ich war drauf und dran, in meinem roten Kattunkleid, wie ich ging und stand, in die weite Welt zu laufen. Ich wollte mich nicht anrühren lassen. Schreien konnte man mit mir, so viel man Lust hatte. Daran wollte ich mich gewöhnen. Aber schlagen ließ ich mich von keinem Menschen. Bereit war ich

3260 zurückzuschlagen und fühlte die Kräfte einer jungen Bärin in mir.

Herr Brüning, der das Geschrei im Wohnzimmer hörte, kam herbeigeeilt: »Was ist denn hier los?«

»Herr Brüning, Herr Brüning, ich weiß nicht, was eine Prise ist. Bitte, schützen Sie mich.«

Herr Brüning, ein großer, breiter, blonder Mann mit wallendem Vollbart, nahm meine Partei und stellte Liese zur Rede, was natürlich ihre Sympathie für mich nicht erhöhte. War das Gewitter vorüber, suchte ich wieder Liese in gute Laune zu bringen, indem ich meine Arbeiten so ordentlich machte, als ich es nur konnte.

3265 Einmal entdeckte Liese, mit Verlaub zu melden, eine Laus in meinem Haar, eine winzige, kleine Laus, die ich irgendwo aufgelesen haben mußte, denn ich hatte sie mir ja nicht eigens auf den Kopf gesetzt. Liese aber benahm sich, als hätte ich ein unverzeihliches Verbrechen begangen. Sie bauschte die Sache auf, als sei diese kleine Laus geradezu ein Charakterfehler von mir.

3270 Es war in der Mittagsstunde, kurz vor dem Essen, und trotz der vielen Arbeit konnte Liese es sich nicht versagen, Frau Brüning sogleich in die Küche zu rufen, um ihr die Mitteilung zu machen, daß sie in meinem Haar eine Laus gesehen habe. Frau Brüning machte ihrer Entrüstung in den heftigsten Vorwürfen Luft. Die Situation war mir maßlos peinlich, obwohl ich genau wußte, daß mein Haar sauber war, was ich laut weinend Frau Brüning erklärte.

»Es juckt mich doch gar nicht. Hätte ich mehr als eine Laus, würde ich es doch merken.«

3275 Darauf warf Frau Brüning mir zu: »Du hast dich eben schon daran gewöhnt.«

Das war mir zuviel. »Nein! Ich gehöre nicht zu jenen, die sich an etwas gewöhnen. An gar nichts gewöhne ich mich. Ich kann doch nichts dafür, daß diese kleine Laus sich zufällig zu mir verloren hat.«

»Schöner Zufall!« wurde ironisch erwidert.

3280 »Sie hätte genau so gut zu einer von Ihnen gehen können. Es ist nicht meine Schuld, daß das Tierchen sich gerade mich ausgesucht hat.«

Die Küchentür stand weit geöffnet, die Schüler, die oben in ihren Zimmern den Lärm gehört hatten, kamen die Treppen herabgeeilt und stellten sich neugierig im Vorplatz auf, um zu sehen, was es bei uns gebe. Hilde, die auch herbeikam, fand die Szene mehr komisch als ernst, während ich so unglücklich war, daß ich mir gar nicht zu helfen wußte. Daß die Menschen nicht begriffen, wie maßlos peinlich mir das alles war!

3285 Da ich mich also umringt sah, mich von allen Seiten angaffen lassen mußte, ging plötzlich mein Temperament mit mir durch, so daß ich mich zu Worten hinreißen ließ, die mitten in der Küche zwischen dampfenden Kochtöpfen wohl recht befremdlich wirken mußten:

»Hört! Ich stamme aus einem sauberen Hause und habe noch nie mit Ungeziefer zu tun gehabt. Jetzt will Liese eine Laus an mir gesehen haben, und vielleicht habe ich irgendwo eine erwischt. Es gibt ja Läuse in der Welt. Warum soll 3290 nicht mal eine zu mir kommen? Eine Laus ist jedenfalls harmloser als ein Mensch. Eine Laus kann nicht so abscheulich, nicht so böse sein, wie Menschen es sein können.«

Ein paar Knaben, die nichts davon verstanden, wie ich mich quälte, mußten über diese unerwartet pathetische Rede, die von den entrüsteten Ausrufen von Frau Brüning und Liese begleitet wurde, etwas lächeln, und dieses Lächeln steigerte meine Erregung noch mehr, und eine Empörung schwoll in mir an, blitzartig, im Nu, so daß ich nicht fähig 3295 war, diese länger zu bändigen.

»Was geht euch meine Laus an? Es ist Gottes Geschöpf, und ich kann es leben lassen, wenn ich will. Und ich will. Jawohl, ich will!«

Mit diesen Worten eilte ich zur Tür hinaus, doch gerade in diesem Augenblick kam Herr Brünning, der mich auffing und in die Küche zurückschob.

3300 »Was ist denn hier eigentlich wieder mal los?« fragte er und sah sich ernst im Kreis um, von einem zum andern. Zunächst schwiegen alle. Liese hantierte aufgeregt mit den Kochtöpfen herum und sagte dann:

»Herr Oberlehrer, Sie werden zugeben, daß das wirklich nicht geht. Helga hat Läuse im Kopf.«

»So. Sonst nichts?« »Jungens, schaut, daß ihr weiter kommt. Marsch, 'rauf! Wenn gegessen wird, werdet ihr gerufen. Also, los, los!«

3305 Die Schüler gingen ihrer Wege. Kaum waren sie fort, als Frau Brünning auch auf ihren Mann einzureden begann:

»Ja, höre, Ludwig, es ist wirklich ein starkes Stück, und wir müssen doch auch an die Kinder denken, an Gertrud und Irmgard.«

»Darüber können wir nachher reden. Jetzt hab' ich mit Liese zu sprechen. Was haben Sie eigentlich gegen Helga?«

»Nun, ich sagte doch schon, sie hat Läuse im Kopf.«

3310 »Gut. Soll sie Läuse haben, aber auch noch manches andere, meinen Sie nicht? Manches, was Sie vielleicht nicht haben. Jawohl, das sage ich. Ich verstehe etwas mehr, als Sie annehmen . . .«

Liese murrte: »Wenn Herr Oberlehrer es für richtig befinden, daß man Ungeziefer im Hause verbreitet . . .«

»Ach was, Ungeziefer . . . Nun ja . . . Sag, Helga, hast du denn viele Läuse?«

Herr Brünning sah etwas beunruhigt auf mein sehr dichtes Haar. Frau Brünning sagte rasch: »Aber, Ludwig, wo eine
3315 Laus ist, sind doch mehr Läuse. Das ist doch klar.«

»Meinst du?«

Ich war traurig und sagte: »Herr Brünning, ich kann ja gut nach Hause gehen, wenn ich wirklich Läuse habe. Ganz bestimmt weiß ich es auch nicht, ich kann ja nachsehen. Es kommt mir aber so vor, als hätte ich nur diese einzige. Und wenn diese eine, die vielleicht schon weggelaufen ist, so etwas Schlimmes ist, dann will ich lieber . . .«

3320 »Nein! Hier bleibst du! Es ist ja Unsinn. Ich bin hier der Herr im Hause, und hiermit erkläre ich ausdrücklich, daß mich die eventuellen Läuse in deinem Haar nicht im mindesten genieren.«

»Wirklich nicht?«

»Nein. Aber man sieht's deinem Haar direkt an, daß keine Läuse darin sind, und damit basta! So. Bist du zufrieden? Frieda, jetzt müssen wir aber essen gehen. Liese, klingeln Sie den Pensionären. Hilde muß heute allein servieren.

3325 Helga soll sich nicht bei Tisch zeigen.«

Damit war wenigstens nach oben hin wieder alles in Ordnung. Diese kleine, intime Läusegeschichte hätte ich nicht erwähnt, wenn sich nicht später einige Folgen daran geknüpft hätten, die mir mehr zu schaffen machten als die an sich unbedeutende Ursache.

Am Nachmittag, als ich gegen fünf Uhr den Kaffeetisch deckte und mich im Eßzimmer allein befand, kam Herr
3330 Brünning aus seinem gleich neben dem Eßzimmer befindlichen Arbeitsraum auf mich zu; doch war mir, als hätte er nicht eigentlich mich hier erwartet, da er mir zögernd sagte: »Ah, du bist es gerade. Nun ja, weil ich dich gerade treffe. Es fällt mir soeben ein: Brauchst du vielleicht zufällig etwas Geld? Dann kann ich dir selbstverständlich geben. Wir können es ja später verrechnen.«

»Geld? Nein, danke, ich brauche jetzt kein Geld. Ich wüßte nicht wofür . . .«

3335 »Ich dachte nur, du könntest vielleicht etwas brauchen. Vielleicht für einen Kamm oder so. Hast du einen Kamm? . . . Ich meine einen ordentlichen Kamm?«

»O ja, ich habe einen neuen mitbekommen als ich hierherkam.«

»Gewiß, das kann ich mir schon denken. Ich meinte nur . . . Ja, es ist durchaus nicht meinetwegen, daß ich dich darauf aufmerksam machen möchte. Du wirst verstehen, meine Frau . . . Wie soll ich dir's nur sagen? Vielleicht wär's doch
3340 ratsam, wenn du mit einem Kamm mit engen Zähnen dir einmal die Haare kämmen würdest, für alle Fälle . . .«

»Das kann ich ja machen. Es ist nichts Besonderes.« Die Verlegenheit von Herrn Brünning wunderte mich ein wenig.

»Natürlich ist das nichts Besonderes. Dies habe ich ja auch gar nicht gesagt. Aber du hast vielleicht keinen engen Kamm, nicht wahr? Nun siehst du, du schüttelst den Kopf. Und wenn du keinen Kamm hast, mußt du dir einen kaufen. Leuchtet dir das ein?«

3345 Ich mußte ein bißchen lachen und meinte, so schwerfällig sei ich nicht von Begriff.

Herr Brünning lachte selbst: »Na, ich bin froh, daß du verstehst, was ich meine. Du brauchst es aber den andern Mädchen nicht zu erzählen, es ist nicht unbedingt nötig. Also hier hast du fünf Mark. Ich lege das Geld hierher auf den Tisch. Tu es in deine Schürzentasche und verliere es nicht.«

3350 Damit drehte Herr Brünning sich um und ging in sein Zimmer zurück. Er war noch nicht ganz in der Tür verschwunden, als Liese von der anderen Seite ins Eßzimmer trat, sich forschend umblickte und fragte, ob der Tisch ordentlich gedeckt sei.

3355 »Ja, es ist alles in Ordnung«, sagte ich, während ich das Fünfmarkstück rasch vom Tisch nahm und es in meine Tasche gleiten ließ. Liese sah es und warf mir einen langen, seltsamen Blick zu, den ich nicht zu deuten wußte, der mich aber doch beunruhigte. Am liebsten hätte ich ihr erzählt, wie ich zu dem Geldstück gekommen war, dann aber fiel mir ein, daß es Herrn Brünning nicht angenehm war, wenn ich darüber sprach. Also schwieg ich. Der Zufall wollte, daß Liese am selben Tage in der Abendstunde nochmals Zeugin wurde, als Herr Brünning mir auf dem Vorplatz ein kleines Päckchen in die Hand drückte, da er im Begriff war, seinen Mantel am Garderobeständer aufzuhängen.

3360 Ich ließ nur ein ganz leises »Danke« vernehmen. Herr Brünning aber, der am Garderobehalter stand, um irgend etwas an seiner Manteltasche zu ordnen, drehte sich rasch um, sah mich an und legte den Finger auf den Mund. Das bedeutete Schweigen. Ich aber wußte nicht, was es eigentlich zu verschweigen gab. Das etwas wunderliche Benehmen Herrn Brünnings verstand ich nicht, doch lag es nicht in meiner Absicht, irgendein Geheimnis mit ihm zu haben, sei dieses noch so harmloser Art. Liese aber, die diese kleine Szene auf dem Vorplatz genau beobachtet hatte, vermutete etwas anderes zwischen Herrn Brünning und mir.

3365 Herr Brünning hätte den Jahren nach leicht mein Vater sein können. Er hatte bemerkt, wie schwer ich mich unter fremden Leuten zurecht fand. Er wollte mir, dem halbwüchsigen Mädchen, etwas behilflich sein, und ich glaube, wenn seine Einstellung nicht eine völlig klare, rein menschliche und väterliche gewesen wäre, würde ich dies, wie jedes gesunde Mädchen, instinktiv gefühlt haben. Mein Vertrauen zu dem Mann, der es gut mit mir meinte, war etwas Natürliches. Noch zu sehr Kind, hätte ich ihn vor aller Augen umarmen mögen, wenn er mich freundlich in Schutz
3370 nahm. Er war mein Dienstherr, doch zugleich ein wenig mein Vater. Er hatte mir eine Kleinigkeit mitgebracht. Es war doch nichts dabei. Als ich in der Küche mit meinen Kameradinnen beim Abendessen saß, war ich neugierig, was wohl in dem kleinen Päckchen sein mochte, das Herr Brünning mir zugesteckt hatte. Es war in ein ganz feines Seidenpapier eingehüllt. Von Zeit zu Zeit steckte ich die Hand in die Tasche, um nachzufühlen. Es schienen zwei Sachen zu sein. Schade, daß ich nicht gleich nachsehen konnte, doch war es vielleicht besser zu warten.

3375 Plötzlich fragte Liese mit rauhem, ruhigem Ton:

»Na, was hast du denn heute abend von Herrn Brünning bekommen?

Sie hatte es also doch gesehen. Es war mir beinahe lieber so.

»Weiß nicht. Will mal nachsehen.«

3380 Dann packte ich aus. Das eine war eine Tafel Nußschokolade, das andere ein kleiner Haarkamm, goldgelb, ein richtiger Staubkamm.

Liese und Hilde mußten beide lachen, und ich lachte mit. Ich war froh, daß sie mir wieder gut waren, meine beiden Kameradinnen.

»So. Jetzt haben wir feinen Nachtsch. Von der Schokolade kann ich euch abgeben, aber den Kamm behalte ich für mich, den braucht ihr ja nicht.«

3385 »Du hast's gut«, meinte Hilde. »Du kannst jetzt die Lorelei spielen. Laß mal den Kamm sehen.«

Ich wehrte mich: »Aber ein Kamm gehört doch nicht auf den Eßtisch.«

»Geh, zeig her. Ist doch ein neuer Kamm . . . Das ist etwas ganz Feines. Hat sicher seine zwei Mark fünfzig gekostet, eher mehr als weniger.«

»Ja, Herr Brünning hat keinen schlechten Geschmack. So was bekommt natürlich nur die Helga.«

3390 »Liese, ich glaube, du bist eifersüchtig. Herr Brünning würde dir auch einen Kamm mitbringen, wenn . . .«

»Genug, du willst sagen, wenn ich so jung wäre wie du.«

»Nein, wenn du einen Kamm brauchtest.«

»Ach so. Wenn ich einen Kamm brauche, bringt er mir einen mit. Das möchte ich sehr bezweifeln.«

3395 Selbstverständlich kämmte ich mir vor dem Schlafengehen die Haare, aber ich fand rein gar nichts, nicht einmal die eine einzige kleine Laus fand ich, der ich doch eigentlich den hübschen Staubkamm verdankte.

Mit Hilde, dem Stubenmädchen, stand ich mich besser als mit Liese. Hilde war neunzehn Jahre alt, ein hübsches, aschblondes Mädchen, das über alles lachen konnte. Sie hatte verschiedene Freunde, mit denen sie spazieren oder tanzen ging, doch jeweils nur mit einem, niemals mit allen gleichzeitig, ein Umstand, der mir zwar auffiel, nach dem ich aber nicht fragte. Nach jedem Ausgang erzählte Hilde von ihren Freunden, die man leicht durcheinanderbringen konnte, besonders wenn man, wie ich, nur mit halbem Ohr hinhörte. Gingen Brünnings abends in Gesellschaft und hatten sie kaum das Haus verlassen, ging Hilde an den Kleiderschrank, zog sich ungeniert die schönsten Kleider von Frau Brünning an und ging darin an die frische Luft. Die Kleider standen ihr reizend, und man mußte ehrlich zugeben, daß Hilde viel vorteilhafter aussah als Frau Brünning, doch konnte dies wohl kaum ein Entschuldigungsgrund für solche kecken Manieren sein. Brünnings hatten sogar eines Abends Hilde in ihrem geliehenen Staat im Café Schrader erwischt und ihr zu verstehen gegeben, daß man sie sofort entlassen würde, wenn sie sich noch einmal ungefragt Kleider ausleihen wolle, aber Hilde hatte kein gutes Gedächtnis. Ich glaube nicht, daß sie falsch oder unaufrichtig war, doch verstand sie sich vorzüglich auf die bedenkliche Kunst der Schmeichelei, die sie hauptsächlich bei Brünnings, manchmal aber auch bei mir anwandte. Vielleicht hielt Frau Brünning unsere Hilde in Fragen der Toilette für besonders zuständig, und es kann sein, daß Hilde tatsächlich einen sicheren und guten Geschmack hatte; doch fand ich es immerhin drollig, daß Frau Brünning sich von Hilde beraten ließ, welches Kleid und welche Farbe sie wählen solle. »Violett dürfen Sie auf keinen Fall tragen, Frau Brünning. Violett ist eine der heikelsten Farben, die es gibt. Nehmen Sie Grau oder Schwarz, das ist vornehm.«

Frau Brünning richtete sich tatsächlich nach Hildes Vorschlag, aber für Hilde selbst war das violette Kleid nicht zu heikel. Sie ließ es sich mit großem Vergnügen schenken. Wenn zwei Frauen dasselbe Kleid tragen, ist es eben nicht dasselbe.

Hilde war nett mit mir, weil ich ihr manche Arbeit abnahm und mich nicht darum kümmerte, wenn sie abends zu spät nach Hause kam. Durften wir fortgehen, mußten wir um zehn Uhr zurück sein. Mehrmals wurde ich von Herrn Brünning gefragt, wann Hilde nach Hause gekommen sei. Ich sagte, ich wisse es nicht, da ich geschlafen hätte. Es war nicht wahr, was ich sagte, und vielleicht bemerkte Herr Brünning, daß ich ihn anlog, denn er fragte mich später nicht mehr. Es war nicht recht zu lügen. Es verstellte das Leben. Ja, es tötete das Leben. Vielleicht war es nicht gleichgültig, warum man log. Dann wieder wollte ich nichts beschönigen. Gelogen war gelogen. Möglich, daß ich nicht mehr gefragt wurde, weil man mir nicht glaubte. Aber es war doch nicht recht, eine Kollegin zu verraten. Ach, ich kam in manche Lage, in der ich nicht wußte, wie ich mich verhalten sollte. Ich hätte ja meinen Eltern Mitteilung machen können, daß es nicht die rechte Umgebung war, in der ich mich befand, doch hatte ich den kindischen Ehrgeiz, »aushalten« zu wollen.

Die Kinder, Gertrud und Irmgard, waren so süß. Sie waren erst drei und vier Jahre alt, aber ein klein wenig konnte man ihnen doch schon von Weihnachten erzählen, vom Jesuskind, das noch kleiner gewesen war als Irmgard und Gertrud. Oh, die sinnenden, ernsten Gesichter dieser kleinen Blondköpfe mit den klarsten Augen der Welt! Die kleinere Irmgard nannte mich manchmal »Liebling«, weil ihre Mutter sie »Liebling« nannte. Das war zu niedlich. Tagelang bekam ich sie oft kaum zu sehen. Nur wenn ich Besorgungen zu machen hatte, durfte ich sie manchmal mitnehmen. Wie weich die kleinen Hände sich in meinen Händen anfühlten! Meine Hände waren schon hart und rissig geworden. Gingen wir heim, wollten die Kinder den Korb mit anfassen, tragen helfen. Bekamen sie Süßigkeiten geschenkt, wollten sie gleich abgeben, diese anmutigen kleinen Herzen.

Frau Brünning, die gern sah, wenn ich mit den Kindern beisammen war, bedauerte selbst, daß hierfür so wenig Zeit war. Der Haushalt machte zu viel Arbeit. Dies hatte Frau Brünning, da sie mich annahm, vorher nicht genau übersehen können. Es war begreiflich, daß sie als Mutter sich lieber selbst mit ihren Kindern beschäftigte und mir die grobe Arbeit überließ.

Daß ich mich in einer abhängigen Stellung befand und auf jeden Wink gehorchen mußte, daran konnte ich mich gewöhnen. Das Dienen war nicht schwer. Es war etwas anderes, an das ich mich nicht gewöhnen konnte: daß ich an meiner Umgebung nicht die Spur von geistigem Leben entdecken konnte. In unserem Eßzimmer stand doch groß und breit angeschrieben: »Bete und arbeite.« Hier aber gab es nur die Arbeit. Gewiß, es konnte jeder für sich beten, aber ein klein wenig hätte man doch auch davon nach außen hin spüren dürfen. Warum sprach man überhaupt so selten von göttlichen Dingen? Man hätte nahezu meinen mögen, daß jedes Gespräch gestattet sei, nur dieses eine nicht. Wurde es aus Ehrfurcht verschwiegen, war es ja recht, aber es konnte andere Gründe geben. Ich hatte oft Heimweh nach Veronika und Aloisius. Sie hatte mir doch erzählt von der Gemeinschaft der Heiligen. War diese denn nur im Himmel? Es mußte sich auch eine Spur davon auf Erden finden lassen. Nicht möglich war es, daß ich dieses Verlangen allein trug. Vielleicht gab es viele Mädchen in der Fremde, denen es ähnlich ging wie mir. Und dann taten mir diese Unbekannten leid, und ich hätte sie grüßen mögen.

In dieser Zeit begann ich klar einzusehen, wie notwendig es ist, daß der Mensch an sich selbst arbeitet. Mein Beruf, meine Arbeit war ja nicht eigentlich das, was ich mir gewünscht hatte. Wie sich aber der Appetit oftmals erst beim Essen einstellt, so ging es mir mit der Arbeit. In diesem Punkt habe ich den Eigensinn früh verlernt. Als es im Anfang
3455 meiner Dienstzeit Arbeiten gab, gegen die ich einen natürlichen Widerwillen empfand, sagte mir Liese einmal: »Für Arbeiten, für die man sich zu gut glaubt, ist man meistens zu schlecht.« Das wirkte gewaltig auf mich ein, wie ich überhaupt dieser rauhen Köchin mehr verdanke, als ich damals einzusehen fähig war. Als Jüngste wurde ich mit den niedrigen Arbeiten betraut, was mich, die ich doch so hohe Pläne im Kopf gehabt hatte, tief verstimmte. Ich war das Opfer meiner eigensinnigen Eltern, die nicht einsehen konnten, daß ich für etwas Besseres geboren war, als die
3460 schmutzige Wäsche fremder Leute zu waschen. Eine gewisse Bitterkeit wallte oft in mir auf. Ich beneidete die ballspielenden Mädchen im Pensionat, die uns gegenüber wohnten. Ich spähte durch das Gitter in diesen schönen Garten der Lebensfreude, fühlte mich ausgeschlossen von den Vergnügungen, die doch meinem Alter entsprachen. Junge Mädchen, Wandervögel, zogen an unserem Hause vorbei, die Laute im Arm, singend: »Schön ist die Jugend zu frohen Zeiten . . .« Und ich glaubte etwas anderes zu wissen.

3465 Beinahe schämte man sich daran zu denken, was es für niedrige Arbeiten auf der Welt gab, die einem mittags das Essen verleiden konnten. Ich wäre gerne schwimmen gegangen, davon ja nicht die Rede war. Meinen zweiten Schwimmpreis, den hatte ich umsonst errungen. Jetzt mußte ich schwimmen in lauter untergeordneten Arbeiten. Turnen, Sport treiben brauchte ich nicht. Meine Laufübungen waren treppauf, treppab zu springen, wenn nach mir geklingelt wurde. Hierhin und dorthin. Nur wenn die Glocke der Marienkirche nach mir rief, konnte ich nicht
3470 erscheinen, und sie rief und klang so schön . . .

Einmal weinte ich bitterlich. Liese konnte hart, aber doch manchmal auch weich sein. Sie sagte: »Ja, Helga, es sind doch Arbeiten, die gemacht werden müssen und die überall gemacht werden. Warum willst du es nicht tun?« Liese hatte recht, sie hatte vollkommen recht. Warum nicht ich? Wenn ich mir dieses sagte, ging es leichter.

3475 Es waren nur kleine Übergänge, in denen mir das Dienen schwer wurde, und bis zu einer gewissen Zeit hatte ich mich stets damit trösten können, daß ich die Welt meiner Gedanken hatte, in die kein Fremder eindringen konnte. Fühlen, denken konnte ich, was ich Lust hatte, alles, was mir gefiel. Ich merkte aber, daß auch dies nicht der Fall war. Nicht mehr spielerisch durfte ich mich Träumereien hingeben, mir war, als brauche ich ein System, ein felsenfestes, unabänderliches System. Wie ich erkannte, daß ich dessen bedurfte?

3480 Ach, ich könnte hierfür viele Beispiele, viele Beweise anführen, und wenn es nur eines ist, das ich berichte, bin ich nicht sicher, ob dieses das trefflichste ist. Junge Menschen, deren Seele noch wie weiches Wachs ist, haben Erlebnisse, deren Tragweite sie nicht ermessen können. Mehr noch, es gibt wohl für jeden, besonders aber für den jungen Menschen, Erlebnisse, die sehr einprägsam und wirkungsvoll sind und ihm dennoch nicht klar ins Bewußtsein treten. Von dem, was ich nicht weiß und was ich nie gewußt habe, kann ich freilich nicht erzählen. Dies muß sehr viel
3485 sein. Aber jeder Mensch wird eine einsame Traumsprache kennen, eine Melodie, die nur er kennt, und wollte er diese Melodie wiedergeben, kann es sein, daß ein anderer sie schön findet, sie vielleicht lobt und liebhat und sie dennoch nicht versteht. Es gibt ein Einsamsein, zu dem jeder verurteilt und zu dem jeder begnadet ist.

Oftmals habe ich gehört, daß Menschen ihre Träume rasch vergessen und wenig beachten. Von mir kann ich dieses nicht sagen. Den Grund dafür, warum sich meine Träume mir in diesem Jahre besonders stark einprägten, weiß ich
3490 nicht. Vielleicht genügte mir das Erlebnis des Tages nicht, daß ich auf das leise Leben der Nacht angewiesen war. Viele Leute sind freilich der Ansicht, daß Träume Schäume sind, wesenlose Gebilde, mit denen man sich nicht beschäftigen sollte. Dies wird für gewöhnlich auch nicht nötig sein, da ja der Traum sich mit dem Menschen beschäftigt.

Wir sind im Schlaf, da die Glieder ruhen, da der freie Wille und die Bewegungsfreiheit des Körpers ausgeschaltet
3495 sind, mehr hingegeben an das Leben der Seele, als wir annehmen. Ich wußte damals nicht, daß der Traum die unbewußte Dichtung des Menschen ist, jene weit sich verzweigende Dichtung, die sich ihren Stoff aus dem Leben des Tages holt und diesen Stoff modelt und gestaltet. Nicht im entferntesten dachte ich daran, meine Träume deuten zu wollen, was ich noch heute nicht kann. Da ich aber auf das, was in mir vorging, sehr achtete, fiel mir oft auf, daß der Traum mich kritisierte, da ich am nächsten Tag plötzlich Fehler in mir entdeckte, die mir der Traum zeigte. Ich
3500 glaubte, daß dies die gute Stimme meines Gewissens sei, die zu mir sprach, freute mich darüber, doch war ich manchmal betrübt, wenn mir diese Stimme etwas zu klar begegnete. Dies war wie ein kaltes, klares Licht, das nur leuchten kann und nicht die Schuld trägt, wenn es die Abgründe des Herzens erhellt.

Da ich in so nahe Berührungen mit den andern Mädchen kam, sogar mit Hilde einige Wochen über das Bett teilte, konnte es nicht ausbleiben, daß ich das fremde Leben witterte, ganz davon abgesehen, was ich durch Gespräche
3505 auffangen mußte. Hilde war anziehend und abstoßend zugleich. Sie war, wie ich schon erwähnte, sehr hübsch, und

wenn sie lachte, schien sie mehr als zweiunddreißig schneeweiße Zähne zu haben. Doch die Hübschheit war Oberfläche. Sie war leichtsinnig und unbedenklich und in ihren Bekanntschaften durchaus nicht wählerisch, das war abstoßend. Sie hatte vor nichts Furcht, weil sie phantasielos war. Ich aber konnte mir Gefahren denken, denen sie ausgesetzt war, wenn sie nachts spät noch nicht im Hause war. Bei allem, was mir nicht gefiel, gab ich mir Mühe, mich zu untersuchen, ob ich selbst nicht dessen fähig wäre, und wußte, daß ich meiner nicht sicher sein konnte, wenn nicht ein guter Engel mir beistand.

Liese und Hilde waren beide etwas abergläubisch. Manchmal, wenn sie kurz vor dem Schlafengehen das Licht gelöscht hatten, fingen sie an das Bett zu besprechen. Heute würde ich mir von Schlafgenossen dergleichen energisch verbitten. Damals aber wagte ich nur scheu zu betteln, solchen Unsinn zu unterlassen, doch kümmerten sich Liese und Hilde wenig um meine Einwände.

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob die Bettbeschwöreei bei zu- oder abnehmendem Mond vorgenommen werden mußte, doch spielte der ahnungslose Mond eine bestimmte Rolle. Vor dem langen Bettschwur, den ich mir anhören mußte, hatte ich mächtig Angst ihn mir zu merken. Noch heute weiß ich ihn, doch brauche ich ihn nicht hierherzusetzen, da niemand so töricht sein wird, sich des Bettschwurs zu bedienen, um im Schlaf den zukünftigen Gatten zu erblicken. Wenn's sein soll, macht man auch ohne Bettschwur zur rechten Zeit die rechte Bekanntschaft. Ich weiß, daß es völlig unnötig ist, irgendwelche magischen Mittel anzuwenden. Aber Liese und Hilde waren nun einmal neugierig und besprachen das Bett mit Genauigkeit und Sorgfalt nach althergebrachten Vorschriften. War das Unternehmen mißglückt, wurde es wiederholt, da bekanntlich nur Beharrlichkeit zum Ziel führt. Manchmal mußte ich lachen, wenn ich die beiden ausgewachsenen Mädels im Hemd vor dem Bett stehen sah, wie sie ihren Zauberspruch vor sich her murmelten. Es war ja die reine Schatzgräberei, die ich am liebsten photographiert hätte. Man mußte, mit dem Rücken dem Bett zugewandt, ins Bett steigen. Dies pflegte ich natürlich ohnehin nicht zu tun, aber ich war dennoch besonders darauf bedacht, wie es sich gehört von vorne ins Bett zu schlüpfen. Sicher war sicher.

Hilde wollte mich zur Bettbesprecherei auch ermuntern, aber ich sagte, ich wolle mir meinen Zukünftigen lieber bei hellem Tageslicht ansehen, da könne man sich ihn doch viel genauer betrachten. Und wenn man ihn im Traum tatsächlich sehen würde und er einem gut gefiele, und man müsse noch vielleicht manche Jahre auf ihn warten, das könnte ermüdend sein. Wenn er einem aber nicht zusage im Traum, dann wäre es doch eine betrübliche Sache, vorher daran denken zu müssen, daß es dieser sei und kein anderer. Kurz und gut, ich sei allenfalls für Überraschungen auf diesem Gebiet.

Durch solche Reden suchte ich die Sache ins Lächerliche zu ziehen und Liese und Hilde von ihrem wunderlichen Treiben abzubringen. Doch nützte das nichts. Drolligerweise nützten aber auch die verschiedenen Besprechungen nichts, jedenfalls nichts bei Liese und Hilde, nur ein ganz klein bißchen bei mir.

Wie das kam? Ich weiß es nicht. Ich war ja nicht die Dirigentin meiner Träume. Nach drei vergeblichen Versuchen erklärten meine Kolleginnen am andern Tag, sie wollten jetzt endgültig die Schatzsucherei aufgeben; sie hätten nur ein krauses Zeug geträumt, aus dem kein vernünftiger Mensch klug werden könne, von einem Manne hätten sie nicht das mindeste erblickt und beide Mädchen schienen entschlossen, ewig ledig zu bleiben. Es half ja alles nichts, man mußte sich willig darein finden. Schließlich war das etwas, das sich nicht erzwingen ließ. Morgens, als wir zu dritt die vielen Stiefel zu putzen hatten, klagten Liese und Hilde sich gegenseitig enttäuscht ihre Not, die doch schwer begreiflich war.

Nun hätte ich den beiden etwas ganz anderes erzählen können, nämlich, daß ich in einer recht unterhaltsamen Traumfolge nicht nur Liesens und Hildens Mann, sondern, wie es mir vorkam, sogar meinen eigenen Mann erblickt hatte; doch hielt ich es für geratener, zu schweigen, da ich, wenn ich mit meiner Traumweisheit herausrückte, nicht sicher gewesen wäre, ob das Spiel nicht von neuem begonnen hätte. Hildens und Liesens Männer, die ich zuerst wahrgenommen hatte, waren mir so deutlich erschienen, daß ich sie hätte abzeichnen können, wenn ich die Gelegenheit dazu gehabt hätte, aber man konnte doch niemand, selbst nicht auf Traumstraßen, festhalten und sagen: »Gestatten Sie, daß ich Sie skizziere.« Und Hilde ging ja Arm in Arm mit ihrem Feldwebel oder Sergeanten. Nur mit der Uniform kannte ich mich nicht aus, aber daß er beim Militär war, hätte Hilde genügen dürfen. Mit Liesens Eheglück haperte es etwas. Es schien mir ein Baumeister zu sein, denn er zeigte ein Haus, das er errichtet hatte, solide und fest gebaut. Zu mir aber kam der Mann aus dem Mond, kühl und unnahbar, und da ich ihn um die Sterne befragen wollte, denen er doch so nahe gewesen war, lächelte er und war plötzlich ein Schmetterling, ein Libellenvogel, den es sonst nirgends gab. Vom Mann im Mond und vom Schmetterling, das schrieb ich mir sogleich auf, aber die anderen Männer gingen mich nichts an. Heiraten konnte man den Mann im Mond ja nicht, denn er mußte nachts am Himmel stehn und im Mondlicht sein und von dort aus die Welt bewachen.

Gerade in diesen Tagen erfuhr ich, daß Liese schon einmal verheiratet gewesen war. Sie war Witwe und hatte ihren

Mann, der viel älter als sie gewesen war, schon früh verloren. Er war ein recht wohlhabender Geschäftsmann, den Liese mit kaum siebzehn Jahren geheiratet und mit dem sie in Bremen gelebt hatte. Schon mit fünfunddreißig Jahren war sie Witwe geworden, da ihr Mann plötzlich an einem Herzschlag gestorben war und sie mit einer Tochter von sechzehn Jahren zurückgelassen hatte. Liese, die Lust zur Arbeit hatte, führte das Geschäft ihres Mannes weiter.

3565 Indessen heiratete ihre Tochter Ingeborg einen jungen, hübschen, aber arbeitsscheuen Mann, der noch obendrein einen sehr schlimmen Charakter hatte. Liese war sehr gegen die Heirat gewesen, aber die Tochter hatte sich nicht beraten lassen wollen, was sie leider zu spät bereute. Der Mann nämlich verschwendete in kürzester Zeit das ganze Vermögen der Mutter, was diese nur aus Liebe zu ihrer Tochter geschehen ließ. Die unglückliche Mutter glaubte mit dem Gelde etwas Güte für ihr Kind erkaufen zu können. Als Ingeborg achtzehn Jahre alt war, gab sie einem Knaben das Leben
3570 und mußte die Geburt des Kindes mit ihrem eigenen Leben bezahlen. Von allem, was Liese gehabt hatte, war ihr nichts geblieben als das Kind ihrer Tochter, für das sie jetzt bei uns arbeiten mußte.

Das Kind war bei guten Pflegeeltern untergebracht, und vielleicht wünschte Liese nur des Kindes wegen sich nochmals zu verheiraten. Ingeborgs Bild hatte Liese in unserem Zimmer aufgestellt: ein blühendes, schönes Mädchen. Wir bewohnten einen Raum, der früher Küche gewesen war. Der Herd, der nicht mehr benutzt wurde, war hier
3575 stehengeblieben. Er war mit einem Bogen ausgezacktem Packpapier bedeckt, und auf diesem stand unter einigen anderen Photographien das Bild Ingeborgs, die so jung hatte sterben müssen.

Nachdem ich Liesens kleine, traurige Lebensgeschichte gehört hatte, wurde mir ihr rauhes Wesen begreiflich. Auch in ihrer Kinderzeit – sie stammte von armen Eltern – hatte sie nicht viel Gutes erfahren. Einmal muß man Liebe empfangen haben, um Liebe geben zu können. Liebe, nicht nur von Gott, sondern auch von den Menschen. Wenn
3580 Liese schlechter Laune war, tat sie mir oft leid, doch konnte ich es ihr nicht mehr übelnehmen, wenn sie ihre schlechte Laune an mir ausließ. Im Bügelzimmer strickte ich abends heimlich ein Jäckchen für ihr Enkelkind, weiß mit lichtblauer Kante, und als ich ihr dieses überreichte, begann sie zu weinen. Es war ja nur eine kleine Aufmerksamkeit, die ich ihr leicht und gern erwies; doch bemerkte ich bei dieser Gelegenheit, daß gerade launische oder verbitterte Menschen für kleine Freuden sehr dankbar sind, wie es ja überhaupt nicht viel braucht, einen Menschen zu beglücken.
3585 Man sollte täglich nach solcher Gelegenheit suchen, es sich immer wieder zur Übung machen.

Wenn man noch jung ist, neigt man freilich dazu, einen Einzelfall zu verallgemeinern. Man schließt leicht von einem Menschen auf viele. Wenn einem aber solche Erkenntnis auch selbst zugute kommt, kann es nicht schaden. An Liese, deren Geschichte ich zufällig kennenlernte, merkte ich, daß Menschen, die uns einmal unfreundlich und schroff behandeln, nicht schlecht oder böse, sondern unglücklich sind. Doch wollte es offenbar das Schicksal, daß ich
3590 besonders in den frühen Mädchenjahren ziemlich viele Unglückliche kennenlernen sollte. Warum? Damit die Glücklichen, die mir später begegneten, mir um so größere Freude machen sollten.

Theaterbesuch

3595

Eines Sonntags hatte ich meine Eltern besucht, von drei bis sieben Uhr nachmittags ein paar nette Stunden bei ihnen verbracht. Wir hatten einen kleinen Spaziergang nach dem Ostseebad gemacht, zusammen Kaffee getrunken, dann hatte ich zu Hause meinem Vater sein Lieblingslied vorgesungen: »Sag mir das Wort, das ich einst gern gehört . . .« Mein Lieblingsstück, ein kleines Allegretto von Mozart, und das Menuett aus dem »Don Juan« hatte ich auf dem alten
3600 Klavier gespielt, mich gefreut, daß ich noch nicht ganz aus der Übung gekommen war. Dann hatte Mutter mir die Hände gewaschen, die sehr spröde waren, und die ich ihrer Meinung nach nicht genügend pflegte. Immer wusch Mutter mir die Hände mit milder Seife, wenn ich zu ihr kam, tupfte sie sorglich ab, weil das Reiben weh tat, rieb die Hände sanft mit Glyzerin ein und puderte sie mit Talkum. Dies war eine Prozedur, die ich liebte. Es tat so gut, sich von Mutter verwöhnen zu lassen, und dies war die eigentliche Annehmlichkeit meines freien Sonntags. Manchmal
3605 durfte ich auch den Abend bei meinen Eltern verbringen, und Mutter brachte mich dann jedesmal gegen neun Uhr bis an die Haustür von Brünnings, wo wir uns mit zwei Küssen auf die Wangen rechts und links voneinander verabschiedeten bis zum nächsten Mal.

An diesem Sonntag aber wollten mir die Eltern eine Extrafreude machen. Sie hatten mir eine Eintrittskarte fürs Theater besorgt und wußten schon zum voraus, daß ich nach der Vorstellung von Liese abgeholt und nach Hause zu
3610 Brünnings begleitet wurde. Nicht nur meine Eltern, auch Brünnings wünschten, daß ich spät abends nicht allein auf der Straße ging. Um Hilde, die doch nur wenige Jahre älter war als ich, kümmerten Brünnings sich nicht direkt. Indirekt schon, doch dieses merkte ich nicht. Ich selbst fand, daß es nicht grad nötig sei, mich auf der Straße beschützen zu lassen; denn dort konnte mir doch eigentlich gegen elf Uhr abends, da noch obendrein so viele Leute unterwegs waren, kaum etwas Gefährliches begegnen, was ich nicht selbst wollte. Immerhin, ich sträubte mich nicht
3615 gegen Beaufsichtigung, dies war ja nur das liebe Zeichen, daß man es gut mit mir meinte.

Es war hübsch, eine Eintrittskarte fürs zweite Parkett zu besitzen und im blauen Hauptexamenkleid unter vornehmen Menschen zu weilen. Vor der Vorstellung stellte ich fest, daß der große Kronleuchter, der schwebende Lichtvogel, schön war, schön wie einst. Auch der faltenreiche rote Sammetvorhang, der sich so leise und geheimnisvoll auseinanderbreiten und ebenso geheimnisvoll wieder schließen konnte, war genau wie einst. Freilich, ich saß nicht
3620 mehr hoch oben auf der Galerie wie bei »Hanneles Himmelfahrt«, ich erinnerte mich an mein erstes Entzücken über dies fromme Traumspiel und lächelte. Ich brauchte keine Hasenfelle mehr zu verkaufen. Ich war jemand, der zwölf Mark im Monat verdiente, das waren an die hundertfünfzig Mark im Jahr, bei freier Kost und Station. Es konnte sein, daß ich es noch weit bringen würde in der Welt, ich hatte die Anlagen dazu, nach meiner Meinung. Einige Geigen im Orchester sangen wie die Singvögel, braun und warm, leise zwitschernd und rührend. Zwei Geigen waren wie zwei
3625 Vögel im Schlehdorn. Genau wie ein kleines Lied:

Wie ist der Dorn mit Blüten bedeckt.
Wie ist der Vogel so dicht versteckt.
Wie froh das klingt . . .

3630

Dann wieder klang die Musik leise und vielstimmig. Als breiteten viel zarte Farben in sanfter Feierlichkeit sich aus. Als fiel ein Sonnenstreifen über eine Wiese, über eine Brücke, auf der es geregnet hatte. Ein grüner Schatten vertiefte sich. Es sang. Es spielte. Es träumte. Es waren zwei Vögel, und eine Stimme, ein unbekanntes Musikinstrument, schien zu klagen. Schmerzlich und hell in hohen, nahezu weißen Tönen, in denen schon etwas Jubelndes lag, wie zum
3635 voraus. Dann aber, noch einmal fiel die Melodie zurück.

O Vögelein, jubelt nicht allzusehr.
Ihr macht mir beide das Herze schwer.
Ich bin allein . . .

3640

Und dann sanken die Töne, wie um sich in diesem Einsamsein zu erholen für etwas unendlich Bereitwilliges, Vielfaches. Das strahlte in allen Farben. Die Musik endete in einem Akkord, der unsäglich beruhigend war. Darüber schlief ich ein.

Der Vorhang muß hochgegangen sein. Ich habe es nicht bemerkt. Es muß gespielt worden sein. Ich habe es nicht
3645 bemerkt. Es wurde von Björnstjerne Björnson »Über unsere Kraft« gegeben. Ich habe es nicht bemerkt. Ich schlief und schlief. Nur wenn ein Akt zu Ende war, und ich das Händeklatschen des Publikums hörte, machte ich für wenige Minuten die Augen auf, sah auf der Bühne, wie die Schauspieler, sechs bis sieben nebeneinander, Hand in Hand, glücklich über den Erfolg, sich lächelnd verneigten, um sofort weiterzuschlafen.

Ich wurde nur halbwach, wenn sich die Schauspieler siegeslächelnd bedankten. Wofür? Ich wußte es nicht. Ich schlief
3650 weiter, schlief, bis der Theaterdiener mich weckte, das Stück sei aus und ich möchte nach Hause gehen. Benommen war mir, als müsse ich dem Mann ein Trinkgeld geben, dafür, daß er mich geweckt hatte, mich zur Garderobe geleitete, wo alle Kleiderhaken schon leer waren und ich einsam und verlassen nur mein graues Mäntelchen und darüber meine Krimmermütze hängen sah. Der Theaterdiener half mir gefällig in den Mantel. Ich suchte in meinen Taschen nach dem Portemonnaie. Wo hatte ich es denn nur? Noch wußte ich es nicht, ermunterte mich aber doch,
3655 schon zum voraus zu sagen: »Darf ich Ihnen vielleicht . . .«

»Aber lassen Sie nur, Fräulein. Bemühen Sie sich doch nicht . . .«

»Ja, also dann vielen Dank für heute.« Und gab dem Mann die Hand und wurde bis zum Ausgang begleitet.

Draußen an der frischen Luft war der Schlaf rasch weggeflogen. Da ich mich grade auf Liese besann, mich nach ihr
3660 umsehen wollte, kam Herr Rasmussen, einer unserer Pensionäre, ein junger Mann von beinahe zwanzig Jahren, auf mich zu, er sei von Herrn Brünning geschickt, mich heim zu begleiten, da Liese nicht gut hätte abkommen können.

Ah, da sei es aber freundlich, daß Herr Rasmussen gekommen sei.

»Ja, Herr Brünning hat es so gewünscht. Wünschen Sie durch die Dorotheenstraße oder durch die Nerongsallee
3665 geführt zu werden?« Herr Rasmussen sah mich mit ernster Höflichkeit fragend an. »Es ist eine rein sachliche Frage, aber ich muß es vorher wissen.«

»Ja so«, überlegte ich, »es ist mir gleich, welchen Weg wir nehmen. Die eine Straße ist ja so gut wie die andere. Oder?

Wenn Sie anderer Meinung sind. Ist es Ihnen recht, wenn wir durch die Nerongsallee gehen?»

»Ich richte mich ganz nach Ihnen. Wie Sie wollen werden. Der Weg durch die Dorotheenstraße scheint mir etwas kürzer zu sein, aber wenn Sie die Nerongsallee vorziehen . . .«

3670 »Ach, nein das nicht, wir können genau so gut durch die Dorotheenstraße gehen.«

»Nach Belieben.«

»Das heißt, gehen wir doch lieber durch die Nerongsallee. Ich habe die Akazienbäume so gern. Es sieht hübsch aus, wenn abends Licht auf die Bäume fällt . . . Die Nerongsallee hat jetzt neue Beleuchtung bekommen.«

»Ja. Duburg ist überhaupt im Aufschwung begriffen.«

3675 »So, ist es das?»

»Der Stadtteil dehnt sich offensichtlich mehr nach oben hin aus.«

»Aha. Ja, so ist es.«

»Haben Sie dies nicht bemerkt?»

3680 »Nein, ich habe das nicht bemerkt. Ich habe ja wenig Gelegenheit, mir die Gegend anzusehen, hab' immer im Hause zu tun. Übrigens habe ich es nicht allzugern, wenn eine Stadt im Aufschwung begriffen ist. Ein bißchen, meinerwegen, aber nur nicht zuviel. Die schöne Mühle in der Friedhofstraße hat man abgebrochen, und vielleicht ist der ganze Marienwald abgeholzt in einem Jahr. Nein, das gefällt mir nicht. Die armen Buchen können sich freilich nicht dagegen wehren.«

»Sollten die Buchen etwa gegen das Gefälltwerden revoltieren?»

3685 »Das können sie ja leider nicht. Wenn sie es könnten, würde es ihnen wenig helfen. Ein schöner Baum hat kein Recht.«

»Die Akazien sind aber nett zufrieden, dünkt mich.«

»Scheint so. Aber man weiß es nicht.«

Dann schwiegen wir eine Weile, während wir durch die Nerongsallee gingen.

3690 Als wir von oben in die Duburger Straße einbogen, fragte Herr Rasmussen, ob mir das Theaterstück gefallen hätte. Ich antwortete: »Ich habe gar nichts davon gesehen, weil ich die ganze Zeit über geschlafen habe. Nur die Schauspieler waren mit dem Erfolg zufrieden. Ich nehme an, daß das Stück gut gefallen hat, doch habe ich nicht die mindeste Ahnung, wovon es handelt. Ich habe alles verschlafen.«

3695 »Sie hatten sich wahrscheinlich tagsüber zu sehr angestrengt . . . Haben Sie wenigstens gut geschlafen? . . . Schlafen Sie immer im Theater?»

Darüber mußte ich sehr lachen, und Herr Rasmussen lachte auch. Nein, wie komisch er doch gefragt hatte! Ob ich immer im Theater schlafe! Meinte er das im Ernst, oder sagte er aus Verlegenheit solchen Unsinn?

3700 Wenn Herr Rasmussen eine Ahnung hätte, wie ich schon wach gewesen war im Theater! Es war aber doch schade um das Stück und um die teure Eintrittskarte. Dann fiel mir das Orchester ein, und ich erzählte Herrn Rasmussen, was ich für schöne Musik gehört hätte. Es sei wie ein Lied gewesen, aber mehr noch, und begann ein wenig zu summen, um einen kleinen Begriff davon zu geben. Doch merkte ich, daß sich über Musik schwer sprechen ließ, und fügte daher hinzu: »Musik muß man hören. Schade, daß Sie es nicht gehört haben.«

3705 »Oh, danke schön, aber ich kann es mir schon vorstellen, daß es schön gewesen ist . . . Aber, nicht wahr, wir sind angelangt. Darf ich mich hier von Ihnen verabschieden? Ich danke Ihnen noch vielmals für Ihre freundliche Begleitung. Guten Abend.«

»Aber Sie haben doch mich begleitet, Herr Rasmussen, also danke ich Ihnen bestens. Ja, gehen Sie denn nicht mit mir hinauf?»

»Nein, ich habe noch einen kleinen Gang zu machen. Guten Abend, gute Nacht.«

Und damit ging Herr Rasmussen seiner und ich meiner Wege.

3710

Möglich, daß das Glück eine Notwendigkeit ist, die niemand umgehen kann und wonach jeder instinktiv hascht. Wir haben nicht die Freiheit, ein unglückliches Leben dem glücklichen vorzuziehen. Hätten wir die freie Wahl, würden wir uns für jenes Leben entscheiden, das wir als das richtige, das »glückliche« erkannt haben. Das Glück aber ist es, das für jeden Menschen anders aussieht.

3715 Auf eine Weise indessen ist sogar die Ansicht vom »Glück« der Mode unterworfen. Der Mensch selbst wird nach seiner Brauchbarkeit beurteilt. Wird er für die Gesellschaft als nützlich anerkannt, imponiert er, obwohl man nie so genau vorher wissen kann, was der Menschheit tatsächlich dienbar ist. Doch wird jeweils ein Idealtyp der Zeit aufgestellt, beinahe eine Art Schablone, nach der man sich willkürlich oder unwillkürlich richtet. Gewiß muß der Mensch sich in den Rahmen seiner Zeit irgendwie einfügen. Jeder ist auf seine Weise Kind seiner Zeit, doch gibt es
3720 auch Kinder, die mit ihrer Mutter, der Zeit, sich nicht ohne weiteres einverstanden erklären können, und es bedarf viel guten Willens und Erfahrung, sie zu begreifen und zu durchdringen.

Es gibt bei Thomas a Kempis, in seiner »Nachfolge Christi«, ein Kapitel, das heißt »Von Gehorsam und Unterwürfigkeit«, das ich erst in meinem zwanzigsten Lebensjahre kennenlernte, doch enthält dieses Kapitel eigentlich all das, was ich schon in sehr früher Jugend hätte recht begreifen mögen. Hier heißt es zunächst: »Es ist
3725 etwas sehr Großes, im Gehorsam zu stehen und unter einem Obern zu leben, ohne sein eigener Herr zu sein. Viel sicherer ist es, im Verhältnis des Untergebenen zu stehen, als in dem des Vorgesetzten.«

Es war mir nun doch einmal beschieden, in Diensten zu sein, obwohl ich mir dies an einer wesentlich anderen Stelle gewünscht hatte. Etwas Geistiges zu erlernen, mich in irgendeiner Wissenschaft auszubilden, zu studieren, dies war etwas, das man mir allenfalls hätte versagen müssen, da meine Eltern hierzu nicht die Mittel hatten. Meinen
3730 Kinderwunsch, Schauspielerin zu werden und auf diese Weise der Kunst zu dienen, glaubte ich überwunden und sozusagen in mir getötet zu haben. Ich wünschte, mich in einem Leben zurechtzufinden, das mir aufgezwungen war. Obwohl ich einsah, daß ich bei Brünnings nicht am rechten Platz war, hatte ich gleichwohl den besten Willen, hier auszuhalten und diesen Platz auszufüllen. Was Gutes in mir war, konnte nicht verlorengehen, und es kam vielleicht nicht darauf an, wo sich dieses Gute auslebte und auswirkte. Vielleicht war das, was ich durchaus auf mich nehmen
3735 wollte, eine Übung fürs Leben. Ob mir diese Übung gut bekommen ist oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen, doch halte ich für möglich, daß sie viel dazu beigetragen hat, mein Wesen zu formen.

Im allgemeinen hält man es ja für richtig, wenn junge Menschen sich allein und selbständig durchsetzen. Man glaubt, es gehöre Mut und Kraft dazu, ein Ziel trotz aller Widerstände zu erreichen. Dies will ich zugeben. Es gehört aber auch Kraft dazu, auf einen starken Wunsch zu verzichten. Und hierbei kann man noch erleben, daß man unerwartet
3740 das heimliche Ziel seiner Wünsche viel rascher erreicht, als man gehant, und daß die Erfüllung dann enttäuscht, wie ich es an mir erfahren habe.

Dennoch glaube ich, daß mein Wille zur Nachgiebigkeit, ein Wille, in dem ich mich ganz bewußt übte, etwas zu stark war und etwas zu weit ging. Doch habe ich mir nicht vorgenommen, mein Leben zu erzählen, wie es vielleicht hätte sein sollen, sondern wie es gewesen ist. Die Kritik steht mir nicht zu. Es gibt wohl Menschen, die lediglich aus einer
3745 Haltlosigkeit, aus einer Schwäche heraus sich der Meinung anderer unterordnen, doch darf ich getrost sagen, daß dies bei mir nicht der Fall war. Gerade junge Menschen haben sehr starke Ansichten, sogar besonders stark, weil sie erstmalig sind, und ich nun war unentwegt bemüht, diese Ansichten »kühl« zu stellen, wie ich dieses seltsame Spiel vor mir selber nannte. Es war ein fortwährendes, absichtliches Dämpfen und immerwährendes Zurückstellen der eigenen Meinung. Genötigt bin ich dieses mitzuteilen, andernfalls das folgende Erlebnis niemand verständlich sein
3750 würde.

Es war an einem Abend, als Herr und Frau Brünning ausgegangen waren. Herr Rasmussen hatte gerade ein Examen bestanden, das er zusammen mit einigen andern Schülern in seinem Zimmer ein wenig gefeiert hatte. Liese hatte die Getränke gerichtet, und Hilde bediente. Um halb elf Uhr hatten die Besucher, soweit sie außerhalb wohnten, schon das Haus verlassen, und Liese ersuchte mich, den Rest der Gläser und sonstiges Geschirr aus Herrn Rasmussens Zimmer
3755 zu holen. Oben fand ich Herrn Rasmussen, eine Zigarette rauchend, auf seinem Bettrand sitzend vor. Nun hatte freilich Herr Rasmussen mich schon einmal vom Theater nach Hause gebracht. Er war mir also persönlich nicht ganz unbekannt. Nun aber, da ich hier als Magd in seinem Zimmer etwas zu ordnen hatte, grüßte ich ihn nur leichthin, während er meinen Gruß mit distanzierter Höflichkeit erwiderte.

Trotzdem konnte ich es nicht unterlassen, mich im Zimmer ein wenig umzusehen, während ich die Gläser auf das
3760 Tablett räumte. Über dem Schreibtisch, der an die Wand gerückt war, bemerkte ich einen Kalender, auf dem die Zahl 96 stand, was mich verwunderte, da ein Monat doch höchstens 31 Tage hat. Oberhalb dieses Abreißkalenders las ich die in netter Rundschrift gemalten Worte »Parole Heimat«. Dieser Kalender war nicht so hübsch wie derjenige, der über Frau Brünnings Bett hing, den ich an diesem Morgen noch betrachtet hatte, weil dort ein neuer Wochenspruch zu lesen war, der mir sonderlich gefiel:

3765

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Und dann die seltsam-schönen Zeilen:

3775 Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Dies fiel mir ein, da ich Rasmussens eigenartigen Kalender an der Wand sah, dessen Bedeutung ich mir überlegte.

3780 Herr Rasmussen, der wohl bemerkte, daß sein Kalender meine Aufmerksamkeit erregte, fragte zu mir hinüber an den Tisch: »Nun, Fräulein Helga, was spekulieren Sie über meinen Kalender?«

Ich erwiderte, daß ich nur über die hohe Zahl 96 nachgedacht habe, worauf Herr Rasmussen erklärte, daß es ein Heimatskalender sei, von dem er täglich ein Blatt abreiße, und nach 96 Tagen würde er nach Hause zu seinen Eltern nach Dithmarschen fahren.

3785 »Oh, da haben Sie gewiß Heimweh, da Sie sich eigens einen solchen Kalender gemacht haben, denn Sie müßten auch ohne Kalender wissen, wie lange es noch dauert, bis Sie wieder nach Hause kommen.«

»Das ist wahr, doch gefällt es mir, dies täglich genau zu betrachten. Finden Sie das sehr kindisch von mir?«

»O nein, ich finde es schön, aber . . . «

»Was denn ›aber?‹« drängte Herr Rasmussen.

3790 »Nichts Besonderes. Es fällt mir nur auf, daß Sie so ohne weiteres annehmen, daß Sie noch 96 Tage leben, und so sehr weit zum voraus über die Zeit disponieren.«

»Würden Sie nicht dasselbe wagen?«

»Nein, das würde ich kaum tun.«

»Fühlen Sie sich denn der Zukunft und des Lebens so wenig sicher?«

3795 »O doch. Die Zeit geht ja schon weiter ohne unser Zutun. Ihr Kalender gefällt mir schon gut. Es wäre nicht übel, dünkt mich, einen solchen Parole-Heimat-Kalender zu haben, der alle Tage unseres Leben enthielte und von dem wir täglich ein Blatt abreißen müßten, bis zum Tode. Da müßte man sich doch gut vorbereiten können.«

»Aber das wäre doch schrecklich. Es kann nicht Ihr Ernst sein, sich einen solchen Kalender zu wünschen.«

3800 »Es kann keinen geben. Ich habe nur daran denken müssen, wie es wäre, wenn wir solchen Kalender hätten. Ob wir uns in diesem Falle ebenso sehr freuen würden, nach Hause zu kommen, wie Sie jetzt sich darauf freuen, wieder zu Ihren Eltern zu gelangen.«

Hierüber sprachen wir noch einiges hin und her, und dann verließ ich mit dem Tablett das Zimmer.

3805 In der folgenden Nacht fühlte ich mich gesundheitlich sehr schlecht, und auch in den nächsten Wochen empfand ich eine bleierne Mattigkeit in den Gliedern, die wahrscheinlich von meinem starken Wachstum herrührte. Hinzu kam noch, daß ich plötzlich den Appetit verlor und weder essen noch trinken mochte. Das Unglück wollte, daß mein Schlechtbefinden von meiner Umgebung in einer Weise gedeutet wurde, die auszusprechen ich mich scheue. Ich erfuhr hier zum erstenmal, was eine einzige böse Zunge für Unheil anrichten kann. Vielleicht glaubt derjenige, der seinen Nächsten verleumdet, selbst nicht an das, was er sagt. Ein anderer jedoch, der sich solches anhört, hält die schlimme Nachrede für wahr, und weit davon entfernt, sie für sich zu behalten, trägt er sie weiter, ohne genügend zu bedenken, was für traurige Folgen die überflüssige Klatscherei mit sich bringt. Über mich wurden Dinge gesagt, die ich kaum vom Hörensagen kannte, geschweige denn aus Erfahrung. Ich hörte mir alles mit einem stillen, heimlichen Schreck an, konnte auf alle Vorwürfe nur den Kopf schütteln und schweigen. Sehr beneidete ich in diesen Tagen die Blattpflanzen, die ich zu pflegen hatte. Das zarte Schlinggewächs hatte es leicht, sich verständlich zu machen, es wuchs nur und gefiel jedem. Wie anders war das mit mir! Es gab wahrlich Dinge in der Welt, gegen die man sich nicht verteidigen durfte. Weh tat es schon, aber man konnte die Menschen vielleicht in ihrer irrigen Meinung belassen, da sich mit der Zeit herausstellen würde, ob sie recht hatten oder nicht. Man bekam ja kein Kind vom Sommerwind.

Herr Brünning bewies in dieser Angelegenheit mir gegenüber ein völlig unangebrachtes Mitleid. Er beging hinter

meinem Rücken die Unvorsichtigkeit, mit Herrn Rasmussen zu sprechen, dem er einfach vorwarf, mich »verführt« zu haben, was dieser selbstverständlich heftig erschrocken bestritt. Um so erstaunlicher war es daher, daß er sich trotzdem bereit erklärte, mich zu heiraten, falls seine Eltern hierzu ihre Einwilligung geben würden. Herr Brünning, der nahezu stolz darauf war, dies vermittelt zu haben, und mir feierlich kundgab, was alles er für mich zustande gebracht hatte, konnte nicht verstehen, daß ich ihm hierfür so gar wenig dankbar war. Ich wünschte mich weit fort, doch sagte ich mir, es würde anderswo andere Schwierigkeiten geben. Es gibt Fälle, in denen der schuldige Mensch sich leichter verteidigen kann als der unschuldige, der nur die eine Wahrheit hat, die ihm nicht geglaubt wird. Frau Brünning hatte mich am Tage meiner Vorstellung im Hause, vom Fenster aus, mit einem Soldaten auf der Straße gesehen, was ihr sehr bedenklich vorgekommen war, nachträglich. Die Mädchen, was ich freilich erst später erfuhr, verdächtigten mich Herrn Brünnings wegen, der mir einen Kamm und eine Tafel Schokolade geschenkt hatte. Kurz, es waren lauter nichtige Kleinigkeiten, die gegen mich sprachen, und denen ich nicht die mindeste Beachtung geschenkt hatte.

Da ich mich nun mit aller Entschiedenheit gegen eine »unnötige Heirat« sträubte – denn so weit ging mein Gehorsam nicht –, kam Herr Brünning endlich auf den Gedanken, den Hausarzt zu konsultieren, der mit wenigen Worten die Sache richtigstellte, worüber ich sehr froh war, weil dadurch das widrige Geklatsche von einem Tag zum andern aufhörte.

Der Kaiser besucht die Stadt

In den nächsten Tagen hieß es, der Kaiser wolle unsere Stadt besuchen, sich vielleicht die Kaserne ansehen, in der sich das Regiment der Kaiserin befand. Die Straßen sollten beflaggt, die Häuser geschmückt werden, die Wachparade würde aufmarschieren, es würde große Musik geben. Und ich hatte sofort die größte Lust, mir dies alles anzusehen. Obwohl die Feier am Vormittag stattfinden sollte, hoffte ich, Frau Brünning würde mir die Erlaubnis geben, wenn auch nur für eine kleine Stunde, denn ich wollte zu gerne ein einziges Mal den Kaiser sehen, ihn begrüßen, ihm zujubeln. Er war ja der Vater des Landes, und ich hatte an seinem Geburtstag, am 27. Januar, als Kind in der Schule so oft für ihn gesungen und gebetet, und ich stellte es mir wunderschön vor, ihn einmal von Angesicht zu Angesicht betrachten zu können.

Ich erinnerte mich an eine Extrageschichte, die ich von ihm wußte und die mir ganz privat sein gütiges Herz sonnenklar gezeigt hatte. Meine Mutter hatte ihm einmal als junges Mädchen einen Strauß Rosen in den Wagen gereicht, und zugleich mit den Rosen hatte er freundlich lächelnd einen Brief meiner Mutter empfangen und lieb darauf geantwortet. Nicht direkt, was auch gar nicht nötig war, denn Mutter hatte den Kaiser um Unterstützung für eine junge Dame gebeten, die so dringend nötig Geld brauchte. Wofür? Die Dame war eine begabte Tänzerin und brauchte Geld zur Ausbildung ihrer Kunst. Die Tänzerin war keine eigentliche Freundin meiner Mutter, sondern eine Kundin, die bei meiner Mutter, die in ihren Mädchenjahren Schneiderin gewesen war, sich ihre Kleider machen ließ. Die Tänzerin hatte meiner Mutter ihre Not geklagt, und Mutter hatte sich ganz selbständig an den reichen, gütigen Kaiser gewandt, der tatsächlich eine seiner untergebenen Persönlichkeiten zur Künstlerin schickte, die auf ihre Begabung hin geprüft wurde und in reichem Maße die Unterstützung fand, mehr, als sie sich hatte träumen lassen. Das Bild der Tänzerin, die rasch berühmt wurde, befindet sich noch heute im Album, das ich von Mutter übernommen habe. Die Tänzerin trägt hier das weiße Spitzenkleid, das meine Mutter ihr einst nähte.

In diesen Tagen nun, da wir den Kaiser erwarteten, mußte ich an diese kleine Geschichte denken. Im Vorgarten bei Brünnings gab es schöne Maréchal-Niel-Rosen. Vielleicht würde man mir hiervon einige schenken für den Kaiser, ich zweifelte nicht daran. Doch sah ich mich trotzdem bei meinen Besorgungen, die ich täglich zu machen hatte, auch fleißig in den Blumenläden nach schönen Rosen um. Sehr wünschte ich in die Nähe des Wagens zu gelangen, um dem Kaiser die Rosen am liebsten zu überreichen, doch hatten gewiß viele denselben Wunsch, und es war fraglich, ob es ausführbar war. Es mußte ein Gruß bei den Rosen angebunden sein, denn wenn der Gruß ihn erreichte, würde es ihn freuen. Versuchen konnte man es jedenfalls. Ging es nicht, schadete es auch nichts. Daraufhin besorgte ich mir schönes Schreibpapier von feiner gelber Farbe, ein Papier, das ein schönes Korn hatte, und setzte mich abends allein ins Bügelzimmer, um in aller Ruhe zu überlegen, was ich dem Kaiser mitzuteilen wünschte.

An Seine Majestät, den Kaiser von Deutschland und König von Preußen. Vielleicht war es besser, dies nur auf den Umschlag zu schreiben. Ob man wohl einfach »Lieber Kaiser« schreiben konnte? Es ging vielleicht doch nicht, wenn man's auch so meinte?

Hin und her überlegte ich, bis ich endlich schrieb, was mein Herz mir eingab.

Ich nahm den lieben Gott zu Hilfe, und das schien mir das Allereinfachste. Ich schrieb also sorglich nieder:

Vater, kröne Du mit Segen
Unsern König und sein Haus.
Führ' durch ihn auf allen Wegen,
Herrlich Deinen Ratschluß aus.
Deiner Kirche sei er Schutz,
Deinen Feinden biet' er Trutz.
Sei Du dem Gesalbten gnädig.
Segne, segne unsern König!

3875

3880

3885

3890

Mehr wurde von mir, der treuen kleinen Untertanin, wohl nicht verlangt. Für den König des Landes wollte ich immer beten, das war selbstverständlich. Dann aber kam ich – ich weiß selbst kaum, wie es geschah – auf den Gedanken, ein sehr persönliches Anliegen voller Vertrauen dem Landesherrn vorzutragen, nämlich, ob es nicht möglich wäre, falls es keine zu großen Umstände mache, mich gelegentlich auf meine Begabung als Schauspielerin hin prüfen zu lassen, und falls es sich herausstellte, daß ich Talent habe, meinen Lieblingswunsch doch gütigst bei meinen Eltern schriftlich befürworten zu wollen. Geld würde ich höchstwahrscheinlich nicht bedürfen, doch fehle es mir an geistiger Förderung und so weiter. Ich gestattete mir, Seine Majestät auf die Tänzerin hinzuweisen, an die er sich gewiß noch erinnern werde und der er so viel Wohlwollen entgegengebracht habe, und darum möchte ich die Hoffnung hegen und so weiter.

Wenn der Kaiser nicht antwortete, gut, dann antwortete er eben nicht. Dann sollte es so sein und würde mich nicht enttäuschen.

3895

Der Kaiser kam gerade an einem Samstagvormittag, wenn ich Fenster putzen mußte. Diese vielen unnötigen Fenster. Gleich in der Frühe zog ich das blaue Hauptexamenkleid an, und als Frau Brünning zum Kaffeetisch kam, fragte ich, ob ich vielleicht eine oder zwei Stunden frei bekommen könne, um den Kaiser anzusehen.

Frau Brünning, man sah es ihr an, hatte schlecht geschlafen. Sie kam mir müde und abgespannt vor.

»Den Kaiser ansehen? Und das an einem Samstag und in der Morgenstunde? Nein. Also das geht wirklich nicht.«

3900

»Ach, liebe Frau Brünning, ich möchte Sie so sehr darum bitten. Gestatten Sie es mir doch. Sehen Sie, es ist vielleicht das einzige Mal in meinem Leben, daß . . . daß . . . Ach, wenn ich denke, daß unser Kaiser in der Stadt ist, und ich muß hier . . . Nein, es ist zu schrecklich . . . Erlauben Sie, daß ich weggehe. Sie müssen es mir erlauben.«

»Was muß ich? Was erlaubst du dir? Bist du denn übergeschnappt? Ich weiß wahrlich nicht, was ich von dir halten soll. Was glaubst du denn, was am Kaiser zu sehen ist? Zu sehen! Bildest du dir etwa ein, er fährt im Hermelinmantel und mit der Krone spazieren? Was du da sehen willst, ist mir unerklärlich. Er ist ein Mensch wie jeder andere auch.«

3905

»Um so besser. Das weiß ich auch, daß der Kaiser seine Krone nur bei festlichen Gelegenheiten im Zimmer trägt. So ungebildet bin ich nicht, aber . . .«

»Sag, möchtest du mich jetzt gefälligst in Ruhe frühstücken lassen? Du weißt doch, daß ich vor dem Kaffeetrinken nicht zu sprechen bin. Bildest du dir etwa ein, daß ich auf nüchternem Magen mich mit dir über den Kaiser unterhalten will? Also bitte, nachher. Hast du schon alle Stiefel geputzt?«

3910

»Jawohl. Aber ich habe noch nicht gekündigt, was ich hiermit tue.«

Es war doch nicht so ganz leicht, Frau Brünning lediglich für eine Unglückliche anzusehen. Solche unverständige, böse Frau, die mich nicht zum Kaiser lassen wollte. Die Rosen wollte ich jetzt auf alle Fälle im Laden kaufen.

3915

Ich fragte Liese, ob ich nicht für den Mittagstisch Einkäufe zu machen hätte. Ja, viel sei nicht zu besorgen, nur einige Salatköpfe, und die beim Fleischer bestellten Koteletten könne ich abholen. Ferner gab's noch ein paar Schuhe zum Schuster zu bringen. Sonst nichts.

3920

Die kleine weiße Tändelschürze sah ganz nett zum blauen Kleid aus. Gern hätte ich das kranzförmige Häubchen vom Kopf genommen, aber der Kaiser sah im raschen Vorbeifahren wohl nicht so genau hin. Es war zehn Uhr früh, als ich das Haus verließ. Es waren schon ziemlich viele Menschen auf der Straße. Zunächst besorgte ich die Maréchal-Niel-Rosen. Nur drei Rosen, ein klein wenig Schaum- und Zitterkraut dazwischen. Es war ein reizender Strauß, der mich sehr glücklich machte. Der Salat nahm etwas viel Platz ein im Korb und die Koteletten ebenfalls. Den Brief steckte ich zwischen das Papier, mit dem der Korb ausgelegt war. Beim Schuhmacher, der mein Freund war, blieb ich längere Zeit auf dem Hocker sitzen, fragte, ob er wisse, wann der Kaiser vorbeigefahren käme. Er zeigte wenigstens ein schönes Interesse für die Tatsache, konnte mir aber keine Auskunft geben. Auf der Straße wußten die Leute auch nicht

3925 so recht Bescheid. Einige meinten, er würde im großen Hotel nahe dem Bahnhof absteigen. Das war nun freilich in einem ganz anderen Stadtteil und ziemlich weit abgelegen. Der Weg war ja das wenigste, aber die Zeit. Gleichwohl überlegte ich nicht lange und eilte in die untere Stadt, alles zu Fuß, weil ich kein Geld für die Bahn hatte. Unten bei den Norderhofenden waren viele Menschen versammelt. Oder waren es nicht so viele? Ich erkundigte mich und erfuhr, daß der Kaiser erst gegen Mittag ankommen und wahrscheinlich oben im Offizierskasino speisen würde. Also
3930 war das Richtigste, wieder hinauf nach Duburg zu gehen. Als ich hier ankam, waren die Straßen gesteckt voller Menschen, so daß man sich kaum durchwinden konnte. Nahe der Diakonissenanstalt, hieß es, würde man ihn auf alle Fälle vorbeifahren sehen. So gut es ging, eilte ich, um dorthin zu kommen. Es war ein furchtbares Gedränge. Ich wartete geduldig mit den vielen Menschen, hatte mir aber auf der Mauer, wo ich hinaufgekllettert war, einen verhältnismäßig guten Platz gesichert und stand hier, den schweren Einholekorb am Arm, die Rosen in der Hand,
3935 neben vielen kleinen Jungens, alles dicht an dicht. Die Straße selbst, der Platz wurden freigehalten, und von Briefabgeben konnte natürlich nicht die Rede sein. Dies machte mir aber nicht die mindeste Sorge, vielmehr freute ich mich auf das Erscheinen des Kaisers. Dann kam Militär und Militär, in gleichem Schritt und Tritt, eine Abteilung nach der andern. Dann die Musik, die durch Mark und Bein ging. Alles sang:

3940 Fühl' in des Thrones Glanz
 Die hohe Wonne ganz,
 Liebling des Volks zu sein . . .

Und dann kam der Wagen und der Kaiser, der nach allen Seiten grüßte, und im weiten Bogen warf ich die Rosen, die
3945 in die Falten der zurückgeschlagenen Kalesche fielen. Ich jubelte laut vor Entzücken, da ich so gut getroffen hatte. Es war eine herrliche Sache.

Erst gegen ein Uhr kam ich bei Brünnings an, noch ganz befangen vom Rausch der Begeisterung.

Wie Frau Brünning mich empfing, das will ich nicht beschreiben. Sie schrie so sehr, daß ich dachte, die Stimme kippe ihr um. Sie riß mir den Korb aus der Hand, packte in aller Eile höchst persönlich die Koteletten aus, die Salatköpfe
3950 dazu und rief mir zu: »Also deine Kündigung hab' ich angenommen, und wenn du willst, kannst du sofort gehen. Jetzt geh' nur und zieh' dich erst mal um.«

Ich ging ins Zimmer und dachte: Es hat ja nicht viel Sinn, das rosa Morgenkleid anzuziehen, wenn ich weggehe. Setzte mich auf den Stuhl, um zu überlegen, bedachte meinen Ausflug, und plötzlich fiel mir ein, daß ich im Korb etwas vergessen hatte. Ich eilte zurück in die Küche und sah, wie Frau Brünning am Tisch stand und in höchster
3955 Verwunderung meinen Brief musterte.

»Ah ja, gut zufrieden. An Seine Majestät . . .«

»Erlauben Sie, Frau Brünning, dies ist meine Privatsache.«

»So, findest du?«

»Ja, das finde ich allerdings! Der Brief ist nicht an Sie gerichtet, Sie haben also nicht das Recht, ihn zu öffnen. Ich
3960 bitte, mir sofort den Brief zurückzugeben.«

Wie spöttisch diese Frau lächeln konnte! Ich ärgerte mich gewaltig. Es fiel mir nicht ein, ihr den Brief einfach aus der Hand zu nehmen. Sie selbst sollte ihn mir reichen.

»Nun, und wenn ich den Brief öffnen und lesen würde?«

Das war doch ein starkes Stück! Schon beinahe eine Majestätsbeleidigung, da auf der Rückseite des Umschlags eigens
3965 vermerkt war: »Bitte, eigene Angelegenheit des Empfängers«, was jeder Minister, jeder Adjutant des Kaisers respektieren würde, falls nicht vom Kaiser selbst ein Gegenwunsch erfolgte.

Klipp und klar gab ich Frau Brünning zu verstehen, daß ich sie wegen Verletzung des Briefgeheimnisses gerichtlich belangen könnte, und bei diesen ernststen Drohungen wurde mir selbst bange zumute. Ich war froh, daß Frau Brünning es nicht darauf ankommen ließ, sich von mir vor ein strenges Tribunal schleppen zu lassen.

3970 Ich wartete, bis ich meinen Brief in den Händen hatte, und sagte nur noch vier Worte, seelenruhig: »Danke, jetzt geh' ich.«

Daheim bei meiner Mutter langte ich gerade rechtzeitig zum Kaffeetrinken an. Natürlich war Mutter höchst erstaunt, mich mit Sack und Pack so plötzlich anfahren zu sehen.

3975 Hoch zu Wagen kam ich daher, neben dem Kutscher sitzend, dem ich die Geschichte mit dem Kaiserbrief haarklein erzählte. Ich fand bei dem Mann mehr Verständnis für meine Situation, als ich erwartet hatte. Ja, es sei ein Skandal, was sich die Herrschaften heutzutage alles herausnehmen.

»Die glauben, sie können mit unsereins machen, was sie wollen. Das Fell soll man sich über die Ohren ziehen lassen. Ja, davon kann ich auch ein Lied singen. Sie haben ganz recht gehabt, Fräulein, daß Sie sich das nicht gefallen ließen.

3980 Sie bekommen ja leicht anderswo einen bessern Platz.«

Es tat gut, so was zu hören. Selbstverständlich nahm auch ich an den zum Teil empörenden Erfahrungen des Droschkenkutschers den lebhaftesten Anteil. Da gab's Leute, die die Taxe nicht zahlen wollten und in solchem Fall doch hätten zu Fuß gehen müssen. Das Pferd wollte doch auch ernährt sein.

3985 Mutter mußte die Droschke bezahlen, doch war der Kutscher unglaublich bescheiden in seinen Ansprüchen, er wollte nur eine Mark und fünfzig. Er hatte doch auch meine schwere Truhe gefahren und verschiedene Pappschachteln, die im Rücksitz hin und her gewackelt hatten.

»Mutter, gib dem Mann noch dreißig Pfennig. Du weißt nicht, was der schon alles durchgemacht hat in seinem Leben. Ich erzähle dir nachher.«

Doch war Mutter zunächst begierig zu erfahren, was ich »durchgemacht« hatte.

3990 Ich hatte aber einen gehörigen Hunger, da ich den ganzen Tag über so gut wie nichts gegessen hatte. Mutter möge mir nur rasch ein paar Stück Butterbrot geben, dann würde sie was zu hören bekommen. In nahezu revolutionärer Stimmung berichtete ich dann.

Mutter fand, daß es nicht unbedingt ein Kündigungsgrund sei, wenn ein Dienstmädchen am Samstagmorgen einmal nicht zur Kaiserfeier durfte. War Mutter nicht ein bißchen rückständig in ihren Ansichten? Großreinemachen oder 3995 nicht, aber die Feste mußten gefeiert werden, wenn sie fielen.

»Ja, es können doch nicht alle Betriebe an solchem Tag einfach stillstehn.«

»Vielleicht nicht alle, aber möglichst viele. Hätten die Fenster und die Lampen nicht einmal ungeputzt bleiben können?«

Darauf sagte Mutter nichts, und ich mußte sie darüber aufklären, daß die Vaterlandsliebe unbedingt gepflegt werden 4000 müsse, genau so gut wie ein Haushalt. Und ein Landesfürst, der doch weiß Gott genug zu tun hatte, hatte doch ein Recht darauf, sich hin und wieder mal feiern zu lassen. Selbst Jesus, der König der Könige, hatte gelegentlich gesagt: »Arme habt ihr alle Tage. Mich aber habt ihr nicht alle Tage.« Und wer es nicht dulde, daß man den Vater des Landes ehre, mit dessen Achtung könne es auch nicht weit her sein dem himmlischen Vater gegenüber.

»Aber sag, Kind, was hast du denn dem Kaiser geschrieben?«

4005 Daß ich ihm überhaupt geschrieben hatte, das setzte Mutter nicht in Verwunderung, zumal ich schon als Kind mehrmals ausführliche Briefe an Leute geschrieben hatte, die mir persönlich unbekannt waren, denen zu schreiben ich mich aber unwiderstehlich gedrungen fühlte. Es waren Leute, die Todesanzeigen in die Zeitung gesetzt hatten und denen ich meine Kondolenz machte; denn ich hatte ja schon erfahren, wie es war, einen Menschen durch den Tod zu verlieren, da meine eigene Großmutter gestorben war, und mit den Weinenden mußte man weinen. Meine 4010 Trauerbriefe wurden nicht immer abgeschickt, aber geschrieben mußten sie werden, und einige meiner kindlichen Episteln hatte Mutter sich zum Andenken aufbewahrt. Sie war also nicht erstaunt, daß ich mich bei dieser trefflichen Gelegenheit auch einmal an den Kaiser gewandt hatte, nur wollte sie gerne wissen, was ich geschrieben hatte. Ich konnte es nicht eingestehen. Den Segenswunsch hätte ich ihr ruhig anvertrauen können, aber mein Privatgesuch mußte Mutter allenfalls in Unruhe versetzen. Es war mir selbst unerklärlich, wie ich nur hatte diesen Brief schreiben können. 4015 Das mußte halb im Traum geschehen sein, denn es lag mir nichts an einer Bewilligung meines Gesuches. Ich hatte doch auf meinen Wunsch nicht nur verzichtet, ich hatte den Wunsch überhaupt nicht mehr. Wie hätte ich diese Wahrheit meiner Mutter begreiflich machen können, da doch der Brief durchaus gegen mich sprach?

Nach einer ausweichenden Antwort suchend, meinte ich schließlich unbestimmt: »Ach, Mutter, was kann man einem Kaiser schreiben? Doch nur ein paar freundliche, höfliche Worte, sonst nichts.«

4020 »Dann kann ich den Brief vielleicht einmal sehen.«

»Natürlich kannst du das, wenn du es willst. Ich hab' den Brief hier in meiner Handtasche. Hier ist er. Wenn du durchaus willst, lies ihn. Du würdest mir aber einen großen Gefallen erweisen, wenn du darauf verzichten möchtest. Warum, das kann ich dir später erklären. Vielleicht auch gleich, wenn du willst.«

»Nein, es ist nicht nötig.«

4025 Darauf warf ich den Brief ins Herdfeuer, wo er verbrannte.

Im weißen Roß

4030 Nachdem ich jetzt meine erste Arbeitsstelle so Knall und Fall verlassen habe, weiß ich nicht, ob ich das geneigte Publikum bitten darf, mich an die zweite Stätte meiner Wirksamkeit zu begleiten, nämlich ins »Weiße Roß«, wo ich mich bedeutend anders aufgeführt habe als bei Brünnings, die mir trotz meines Davonlaufens und meiner hohen patriotischen Ansprüche nicht nur ein gutes Zeugnis ausstellten, mir nachträglich meinen Lohn auszahlten, sondern sogar den Mut hatten, mich später nochmals zu engagieren, was doch ein kleiner Beweis ist, daß die Leute mit mir
4035 zufrieden gewesen sein müssen. Die Weiße-Roß-Frau, Frau Ziel, legte freilich auf gute Zeugnisse kaum einen Wert, es genügte ihr vollauf, daß ich ihr meine Lust zum Hotelbetrieb bekannte und daß es mich freuen würde, wenn in ihrem Hause möglichst viel aus und ein ginge. Was ich zu arbeiten hatte? Ein bißchen überall, Zimmer-, Küchen- und Wirtschaftsdienst. Ob ich in der Wirtschaft, die zugleich Restaurant war, servieren müsse? Nein, nein, das besorgten Frau und Herr Ziel selber. Ich hatte nur morgens beim Aufräumen des Lokals zu helfen und nachmittags, falls es nötig
4040 war, die Gläser zu putzen.

Unser Hotel lag noch in der Vorstadt am Marktplatz, nach meiner Ansicht an einem höchst wichtigen Knotenpunkt des Verkehrs. Werft und Gasanstalt lagen in der Nähe, der Hafen war nicht weit weg. Das Militär zog hier vorüber, um außerhalb der Stadt seine Übungen zu machen. Hier war, direkt vor unserem Hotel, alle acht oder vierzehn Tage großer Viehmarkt, was ein bedeutsames geschäftliches Ereignis war, das mich jedesmal höchst persönlich anging.
4045 Pferdehändler und Markttreiber logierten bei uns, und hatten sie gute Geschäfte gemacht, bekam ich öfter Trinkgeld, weil ich die Schuhe blitzblank putzte und die Zimmer aufräumte. Ich legte mir daher schleunigst ein Sparbüchel an und ließ alle paar Tage Eintragungen von zwei bis drei Mark machen, denn die vielen Zahlen untereinander sahen recht imposant aus. Selbst der Bankbeamte, der mein Guthaben sorglich notierte, meinte, daß ich es auf diese sparsame Weise gewiß noch weit bringen würde in der Welt. Den Lohn gab ich allerdings daheim zum Aufheben oder
4050 zur gelegentlichen Verwendung für Mutter ab. Mit dem Sparbuch aber glaubte ich den Eltern eine besondere Freude zu machen, da man ja in der Zeit sparen mußte, um in der Not zu haben. Ich stand mich sehr gut bei Ziels, und dies nicht nur in finanzieller Hinsicht.

Wir hatten eine liebe Mamsell, Berta, die ich für eine Kochkünstlerin ersten Ranges hielt, weil sie eine Mockturtlesuppe zu kochen verstand, eine so sehr feine Suppe, wie ich sie bisher noch nie gekostet hatte. Ich lernte
4055 Pasteten kennen, das war ein Blätterteig, der vorgewärmt und mit zarten Erbsen und feinem Kalbfleisch gefüllt wurde, und das war nur eine sogenannte Vorspeise. Dann aber gab's Zwischen- und Hauptgerichte, Nachspeisen und Dessert. Nie hätte ich gedacht, daß Pferdehändler so vornehm zu Mittag aßen, zumal sie in ihrer derben, etwas ländlichen Kleidung gar nicht immer danach aussahen, als seien sie verwöhnte Leute.

In der Mittag- und Abendstunde hatte ich den Aufzug zu bedienen, in dem die Speisen von der Küche aus direkt ins
4060 Restaurant geleitet wurden. Von oben wurden Zettel mit Bestellungen nach unten geschickt, die ich Mamsell zu übergeben hatte. Die gebrauchten Teller hatte ich aus dem Aufzug zu holen, sie durch saubere zu ersetzen. Die großen Platten hatte ich zu garnieren mit Zitronenscheiben, Petersilienbüscheln, Gurken, Butterkugeln usw., was mir schon beinahe als eine kunstgewerbliche Beschäftigung vorkam, in die ich mich mit Vorliebe vertiefte.

Es gefiel mir hier viel besser als bei Brünnings. Hier gab es keine langweilige Zeiteinteilung, da wir stets auf
4065 unvorhergesehene Arbeiten gefaßt sein mußten.

»Helga, wenn Sie jetzt nicht dazu kommen, unser Schlafzimmer aufzuräumen, lassen Sie es ruhig liegen.« So rief Frau Ziel mir durch den Aufzug in die Küche hinab. Gewiß, ich wollte ja schon das Schlafzimmer in Ordnung bringen; aber es war nahezu interessant, wenn man es bis fünf Uhr nachmittags »ruhig liegen lassen« durfte. Das Wohl der Gäste ging vor, und das Unberechenbare dieser Wirtschaft machte mir Vergnügen. Ich schlief gleich neben
4070 der Küche, die sich im Kellergeschoß befand, hatte hier mein eigenes Zimmer. Hatte ich mich gegen halb elf Uhr abends zur Ruhe begeben, kam manchmal Mamsell gegen Mitternacht an mein Bett, weckte mich sehr rücksichtsvoll, indem sie mich leise an der Schulter berührte: »Ach, Helgalein, es tut mir so leid, aber darf ich Sie nochmals wecken? Denken Sie, es ist eine große Gesellschaft oben, wahrscheinlich die Herren vom Kegelabend, die kalten Aufschnitt möchten. Es sind auch drei Kotelette garniert bestellt. Mögen Sie mir helfen?«

4075 »Aber mit Vergnügen«, rief ich und fand es ungemein anregend, daß ich unentbehrliche Person nachts aus dem Bett geholt wurde. Hatten wir dann nach vielem heißen Hin und Her endlich abgewirtschaftet, saß ich manchmal noch bis gegen ein Uhr plaudernd neben Mamsell. Gundel, das Aushilfsmädchen, das etwas schwächlich war, ging meistens früh schlafen.

Mamsell war vielleicht schon dreißig Jahre alt, eine zierliche, feste Figur, immer sehr sauber angezogen, jeden

4080 Morgen mit einer frischen weißen Schürze und einem weißen dreieckigen Kopftuch, das ihr braunes, streng
gescheiteltes Haar nicht ganz verdeckte. Man sah den Scheitel über der schön gewölbten hohen Stirn und rückwärts
die langen Flechten, die schlicht und fest am Kopf anlagen. Wie die nette äußere Erscheinung dieses Mädchens mir
gefiel, so das Wesen noch mehr. Sie konnte noch so sehr beschäftigt sein, wenn vom Restaurant her eine Bestellung
nach der andern kam, sie bewahrte stets ihre Ruhe. Sie tat unentwegt das, was getan werden mußte, ohne unnötige
4085 Worte zu verlieren. Diese Geistesgegenwart wirkte wohlthuend auf mich ein, mehr noch, sie übertrug sich. Sie hatte für
das Arbeitspensum, das erfüllt werden mußte und zu dem ja immer noch Unvorhergesehenes kam, einen überaus
klaren Blick. Sie verstand nicht nur über ihre eigenen Arbeitskräfte, sondern auch über unsere zu disponieren, und was
mir besonders auffiel, sie wußte die Arbeitskraft auch zu schonen, so daß wir uns nicht unnötig verschwendeten.
Vielleicht wird der eine oder andere Leser denken: Was besagt dies alles in einem kleinen Bereich? Doch kann man
4090 sich am Kleinen für ein Größeres üben, und von einem weiteren Standpunkt aus betrachtet, kommt es bei einer Arbeit
nicht auf klein und groß, hoch oder niedrig an, sondern auf die Treue, die daran verwandt wird. Die Treue und
Zuverlässigkeit war es, die mir die größte Hochachtung vor Mamsell abnötigte. Meine Zuneigung aber besaß sie, weil
ich deutlich spürte, daß sie ein wirklich frommer Mensch war. Dies prägte sich freilich weniger in Worten als in Taten
aus. Es waren ja vielleicht keine so besonders großen Taten, wenn Mamsell das ausgekochte Suppenfleisch den armen
4095 Leuten gab und ihnen auch sonst noch mancherlei aus der Küche überließ; aber sie machte das so nett, und die armen
Leute, die in unsere Küche kamen, um sich etwas abzuholen, waren Mamsell so sehr dankbar. An dieser herzlichen
Dankbarkeit spürte man die Not, die es in der Welt gab und die Mamsell, soweit sie es vermochte, linderte. Wenn
jeder es genau so machte wie Mamsell Berta, damit war schon etwas gewonnen. So dachte ich.

Mamsell war verlobt, mit einem Krankenpfleger, der zu Hamburg im Eppendorfer Krankenhaus seinem Beruf
4100 nachging. Ein Bild von ihm bekam ich nicht zu sehen, darum hatte ich eine etwas biblische Vorstellung von diesem
jungen Mann. Er sah aus wie der barmherzige Samariter in meinem Kinderbuch, jener Mann, der die Wunden eines
Wanderers auswusch und verband. Mamsell war mit dem Mann des Mitleids verlobt. Sie hatte eine gute Wahl
getroffen. Jetzt verdiente sie fürs Heiraten, hatte ein Sparbuch, auf dem allerdings etwas überflüssig viel Geld stand,
nämlich eine Unsumme von nahezu dreitausend Mark, doch konnte es nicht schaden, daß Mamsell so reich war. Sie
4105 war keine Sklavin des Geldes. Sie trachtete am ersten nach dem Reiche Gottes, und nur aus diesem Grunde waren ihr
die dreitausend nach und nach zugefallen, die sie sicher später einmal nach und nach den ganz armen Kranken
zukommen lassen würde, denn Mamsells Ausstattung konnte nicht so viel kosten. Sie würde als Krankenköchin nur
ein oder zwei Zimmer haben, einfach, aber nett. Vielleicht würde sie sich einen Vertiko mit Umbau anschaffen, oder
ein Büfett, auf dem man einige Bücher aufstellen konnte, so für sonntags zum Lesen. Die ganze Woche über stand
4110 Mamsell am Herd, während der Mann die Kranken pflegte. Ein liebes Ehepaar, zwei Menschen, die ihr Leben in den
Dienst der leidenden Menschheit stellen würden, eine bewundernswerte Aufgabe.

Das Schönste war, daß Mamsell katholisch war. Sie erzählte mir das so schlicht und leichthin, als wäre das nichts
allzu Besonderes, mich aber machte dieser Umstand tief glücklich. Es war beinahe ein Geschenk, das sie mir
persönlich machte. Gewiß, Mamsell war für sich katholisch, aber sie war es auch ein bißchen für mich mit. Wenn sie
4115 nun spät abends, da alles sich schon zur Ruhe begeben hatte, sich mit mir noch zur Erholung ein wenig gütlich tat und
ich ihr den Gefallen erwiesen hatte, meine Meinung über schöne und praktische Zimmereinrichtungen mitzuteilen und
ihr meine besten Tips gegeben, suchte ich das Thema auf ein Gebiet zu lenken, das mir mehr am Herzen lag als alle
Zimmereinrichtungen der Welt.

Das war keine »Nebenbeiangelegenheit« von mir, dies wußte ich ganz genau, und dennoch war es etwas, das nur von
4120 Zeit zu Zeit in mir auftauchte, um aus unerklärlichen Gründen wieder zu versinken. Es war das Verlangen, die Unruhe
nach Gott, das nicht genügend Nahrung empfang, aber ich wußte es nicht, daß es dies war. Manchmal brach etwas
ungestüm aus mir hervor. Ich umarmte Mamsell mit meinen Blicken. Meine Augen liebkosten diese kleine, nette
Gestalt, und ich sagte voll Sehnsucht: »Ach, Mamsell, Sie haben's gut, Sie gehören der Gemeinschaft der Heiligen an.
Sie sind doch so tüchtig, Mamsell, und überall wissen Sie Bescheid. Sie kennen so viele Kochrezepte und wissen
4125 sogar, wie Kranke ernährt werden müssen, um wieder gesund zu werden. Der eine braucht dies, der andere braucht
jenes, und wie es mit der Ernährung beschaffen ist, das kennen Sie ganz genau. Und zu allem Überfluß hat der liebe
Gott Sie noch obendrein katholisch gemacht, und zwar gleich bei der Geburt. Vielleicht ehe Sie geboren wurden,
lange vorher. Darüber weiß man ja nichts, aber Sie haben doch ein Schicksal und das ist wohl etwas, dem man nie
ausweichen kann. Oder meinen Sie, daß man es kann?«

4130 Und nach solcher Rede, die noch viel länger war, als ich es hier anführen mag, fragte Mamsell:

»Ja, was wollen Sie denn eigentlich?«

»Aber, Mamsell, welche Frage! Was kann ich denn wollen? Ich will, was alle Welt will. Ordentlich leben und einmal
selig werden. Ich möchte einmal in den Himmel kommen, das ist doch logisch.«

Mamsell lächelte: »Was drängeln Sie denn so? Es hindert Sie doch niemand. Wenn Sie die Menschen um Gottes
4135 willen liebhaben und danach Ihr Tun und Lassen stets einrichten, wird es ja schon gehen.«

»Sie haben leicht reden, Mamsell. Sie sind katholisch, aber ich, ich bin rein gar nichts.«

Mamsell schwieg betreten und fragte leise nach einiger Zeit: »Glauben Sie denn nicht, was Ihr Bekenntnis Sie gelehrt?«

4140 »Selbstverständlich. Ich glaube alles. Nur noch ein bißchen dazu. Ziemlich viel dazu. Ich möchte es aber richtig machen, das ist doch klar . . . Mamsell, haben Sie nicht ein Buch, das Sie mir leihen können und in dem ich mal nachlesen kann?«

»Was möchten Sie haben?«

4145 »Ich weiß es nicht. Sehr gerne möchte ich eine Anweisung, ein Buch, in dem die heilige Messe erklärt wird. Ich möchte auch Einzelheiten wissen: Warum der Priester einmal ein weißes, ein andermal ein rotes Schmetterlingskleid trägt, und was es bedeutet, wenn der eine Priester den andern umarmt und sich diese Umarmung fortsetzt, weitergegeben wird. Das ist sehr schön. Aber ich weiß nicht, warum das alles.«

»Ja, ich will Ihnen gern mein Meßbuch leihen, aber mit allem andern, was Sie sagen, müssen Sie warten lernen. Es kommt alles zur rechten Zeit.«

4150 Mamsell bekam ihr Meßbuch nur wieder, wenn sie es dringend nötig brauchte, nämlich nur, wenn sie sonntags die Kirche besuchte, dort, wo sie jedesmal Grüße von mir ausrichtete, Mitnehmen wollte Mamsell mich nicht, doch geschah es lediglich aus Fürsorge, daß sie meine Bitte, mich mitzunehmen, ablehnte. Sie fürchtete wahrscheinlich, ich könne in einen inneren Zwiespalt geraten, in dem ich mich vielleicht schwer zurechtfinden würde. Für mich selbst lag freilich alles sehr einfach. Ich glaubte ja genau dasselbe, was meine Eltern glaubten, und diesen gegenüber wollte ich gelegentlich die Mutter Gottes ins rechte Licht rücken, und dann waren wir katholisch. Mehr war nicht nötig. Sprach

4155 ich mich nach dieser Richtung hin zu Mamsell aus, sagte sie mir:

»Das muß die Mutter Gottes selbst machen. Das können nicht Sie.«

»Selbstverständlich nicht, aber etwas kann ich doch vorbereiten. Entschuldigen Sie mich, bitte, allenfalls bei der Mutter Gottes, daß ich noch nicht kommen kann. Wollen Sie dies für mich tun?«

4160 »Ja, ja, gewiß, darauf dürfen Sie sich verlassen.« Und dann war es beinahe so gut, als wäre ich selbst in der Kirche gewesen.

In meiner Stube hatte ich mir einen kleinen Hausaltar errichtet, der mir große Freude machte. Ich besaß ja ein Bild von der Mutter Gottes und eines vom heiligen Aloisius. Die Bilder waren eigentlich zum Aufhängen bestimmt. Ich

4165 aber liebte die Bilder stehend hinter kleinen, mit geblütem Seidenpapier bedeckten Schachteln aufzustellen. Die Mutter Gottes stand, mit Verlaub zu melden, auf einem großen Hutkarton, der mit einer weißen Serviette bedeckt war. Dies war gleichsam der Hauptaltar, auf dem sich zu beiden Seiten der Gottesmutter zwei kleine Kerzenhalter mit Lichtern befanden. Dann aber hatte ich auch Stufen angelegt, die mit rotem Stoff bedeckt waren. Auf der obersten Stufe stand der heilige Aloisius zwischen Blumen, die in sehr kleinen zierlichen Vasen standen. Auf der zweiten Stufe

4170 hatte ich ein kleines Bild von Schiller, dem Dichter der Jungfrau von Orleans, den ich sehr verehrte. Er war zwar kein Heiliger, aber so streng konnte ich es noch nicht nehmen. Auf der dritten Stufe standen die Photos, die ich aus Mutters Album genommen hatte, die beiden Lieblingsbilder aus meiner Kinderzeit, die »von Gott« und »zu Gott« darstellten. Ganz tief unten war eigentlich keine Stufe mehr, doch besaß ich einen schwarzen chinesischen Handschuhkasten, der so vornehm war, daß er wirklich gut hierherpaßte. Dieser kleine Aufbau befand sich sehr tief, unmittelbar am

4175 Steinboden, der hier mit einer Bettvorlage belegt war, auf der ich abends saß, die heilige Messe zu lesen, denn morgens hatte ich nicht die Zeit dazu. Hier hockte ich oft stundenlang wie ein Kind vor seinem Spiel, mir bei dem winzig Kleinen das Große vorstellend.

Nach und nach schrieb ich mir auch die heilige Messe ab, und dadurch, daß ich die Worte einzeln niederschrieb, hoffte ich auch, sie mir einzuprägen. Ich will hintreten zum Altare Gottes: Zu Gott, der meine Jugend froh macht.

4180

Der Geburtstag

Dann kam mein siebzehnter Geburtstag, mitten im Winter. Niemand hatte Notiz davon genommen. Kein Mensch hatte

4185 mir gratuliert, und ich selbst legte doch so großen Wert auf meinen Geburtstag. Wochenlang vorher hatte ich Mamsell und Gundel, zwar unauffällig, aber doch sehr mit Absicht, auf meinen Geburtstag aufmerksam gemacht. Ich war leicht

vergnügt, doch ließ ich auch sehr leicht den Kopf hängen. Detleff, unser alter Hausknecht, dem ich am Abend vorher eingeschärft hatte, mir doch ja rechtzeitig zu gratulieren, war morgens, als ich die Asche wegtrug, mit der Stallaterne glatt an mir vorüber zum Pferdestall gegangen. Es war betrüblich, so übersehen zu werden, beinahe, als sei man nie geboren worden.

4190 Beim gemeinsamen Frühstück fragte mich Mamsell, warum ich so wortkarg sei. Ich zuckte nur mit den Schultern, da ich doch nicht nochmals auf meinen Geburtstag hinweisen konnte. Das wäre doch aufdringlich gewesen.

Meine Stimmung besserte sich etwas, als ich hörte, daß ich mittags Frau Wronski, die im Nachbarhause wohnte, ein von ihr bestelltes Menu bringen sollte. Frau Wronski war eine der ersten und beliebtesten Schauspielerinnen unseres
4195 Stadttheaters. Sie hatte einen Freund oder Verehrer, der Leutnant war und manchmal mit einem Trupp Soldaten am Hause, wo Frau Wronski wohnte, vorbeimarschierte, natürlich auch an unserem Hause: doch hatte ich schon mehrmals bemerkt, wie der Leutnant nach einigen flotten Kommandorufen zum zweiten Stockwerk hinauf sah, wo die schöne Frau Wronski leise lächelnd hinabgrüßte.

Das hatte ich von der Straße aus gesehen, doch an meinem Geburtstag zog wieder ein Trupp Soldaten vorüber.
4200 Indessen sah ich vom Kellerfenster aus nur die marschierenden Beine. Diesmal sangen sie:

Glori-Glori-Gloria,
Schön sind die Mädchen von siebzehn-achtzehn Jahr.

4205 Ob ich mich nicht ein bißchen getroffen fühlen durfte? Ich war gerade siebzehn Jahre alt.

Dann machte ich mich daran, die Teller vom Abend zu waschen, und sang das alte Seemannslied, das nach derselben Melodie ging:

4210 Glori-Glori-Gloria,
Schön sind die Mädchen von Batavia . . .

Und dabei kam ich dann in sehr gute Laune.

Gegen ein Uhr zog ich mein rosafarbenes Kleid an, obwohl es eigentlich für den Winter viel zu leicht war; aber es war
4215 nun einmal mein Glückskleid, das mir nett stand, und wenn ich dieses trug, konnte ich mich nicht erkälten. Als ich bei Frau Wronski klingelte, stand zugleich mit mir ein älterer Herr vor der Tür, der ebenfalls Einlaß begehrte.

Frau Wronski kam selbst öffnen und rief mit fröhlicher Stimme: »Ah, das ist aber nett. Pünktlich wie eine Normaluhr.« Es war nicht ausgeschlossen, daß Frau Wronski mich meinte. Jedenfalls sah sie mich sehr freundlich an:
»Sagen Sie, kleines Fräulein, mögen Sie den Tisch decken? Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das übernehmen
4220 wollten.«

Das wollte ich natürlich sehr gern. Wie angenehm, wie gut es hier nach Wärme duftete und ganz fein, hauchzart nach Rosen. Frau Wronski selbst war so ungewöhnlich schön. Ihr flockiges, rötliches Haar hatte metallischen Glanz, türmte sich, eine hohe Woge, über einem fein gezeichneten, verspielten Gesicht. Schade, daß die Linien zu sehr mit Puder überdeckt waren. Doch war dies auch wiederum sehr reizvoll. Selbstvergessen betrachtete ich diesen Kopf, wie man
4225 eine seltene Blume ansehen mag. Frau Wronski bemerkte es. Ihre dunkel umschatteten Sternaugen leuchteten auf. Sie lächelte mir langsam zu, verwirrend schön.

Dann wurde mir der Tisch angewiesen, wo ich decken sollte, und Frau Wronski ging mit ihrem Besuch in den Nebenraum. Während ich meine Arbeit machte, sah ich mich zugleich im Zimmer um. Einige noch ganz frische Lorbeerkränze mit langen Seidenschleifen hingen an den Wänden. Bilder von Schauspielern in alten Trachten, doch
4230 hätte ich durchs Zimmer gehen müssen, um diese Bilder näher zu sehen, und die Tür zum Nebenraum stand geöffnet. Ganz nahe jedoch hing ein Bild, das mich sehr anzog. Es war wohl die Reproduktion eines alten Stahlstiches. Ich fand die Zeichnung herrlich, kostbar ausgeführt. Es war ein einsam gelegenes Landhaus, ein weiter, stiller Garten. Im Hintergrund des Bildes ragten einige Bäume mit weichen Wolkenwipfeln. Der Wald schien in den Garten dringen zu wollen, die süße Stille des Waldes. Was mochten das für seltsam schöne Bäume sein, die ich nicht kannte? Dann
4235 entdeckte ich, was das Bild darstellte: Bambos Villa in der Nähe von Padua. Ein Mann saß hier unter einem sehr lieben Schattenbaum und schrieb in einem Buch.

Neben diesem Bild fand ich eine eingerahmte Handschrift. Die sichere, sorgliche Schrift sah mich so klug an. Ich las

die Worte, die, wie ich glaube, die folgenden waren: O Schlaf, der stillen, feuchten und schattigen Nacht sanfter Sohn . . . Wo ist die Stille, die den Tag flieht und das Licht? . . . Wo sind die leichten Träume, die mit leisen Schritten dir zu folgen pflegen? . . . Sehr wohl hätte ich die Worte auch später in mir lesen können, da sich mir das Satzbild treu einprägte, Ich las: »Wo ist die Stille, die den Tag flieht und das Licht?«

Ein Liebhaber, ein Freund des Schlafes, vielleicht jener, der hier unterm Baum saß, hatte diese einsamen, feierlichen Worte geschrieben. Die kleine Betrachtung fand viel rascher statt, als ich Zeit bedarf, um sie hier aufzuzeichnen, und doch war mir, als hätte ich einen weiten Ausflug gemacht.

4245 Dann kam die Schauspielerin mit ihrem Gast ins Zimmer zurück, wo sich beide zu Tisch setzten und mich ersuchten, in einer Stunde das Geschirr wieder abzuholen.

Pünktlich »wie eine Normaluhr« war ich wieder an Ort und Stelle. Ich traf Frau Wronski und ihren Gast, Zigaretten rauchend, noch am Tisch sitzend, in behaglicher Stimmung. Sie tranken nicht nur aus kleinen Tassen schwarzen Kaffee, sondern aus zierlichen Spitzgläsern einen goldgelben Wein. Es erschien mir reichlich üppig, zwei Getränke gleichzeitig zu genießen, doch mochte dies in der vornehmen Welt üblich sein. Während ich die Teller zusammenräumte, fragte ich Frau Wronski, ob sie mit dem Essen zufrieden gewesen sei.

»O ja, es war vorzüglich und hat uns trefflich geschmeckt. Haben Sie es selbst gekocht?«

Nein, ich hätte nur die Petersilie gewiegt und den Rotkohl gehobelt.

4255 Frau Wronski wollte mir gewiß etwas Freundliches sagen. Sie sprach in wohlwollend-scherzhaftem Ton, etwas ungeschickt, wie Erwachsene manchmal zu Kindern zu sprechen pflegen.

»Ja, zuerst muß man natürlich Petersilie wiegen und Rotkohl hobeln. Das will auch gelernt sein, aber später werden Sie dann eine tüchtige Köchin sein.«

Es verdroß mich, daß Frau Wronski dies bemerkte. Das Zimmer war so angenehm warm. Es duftete nach Rosen mitten im Winter, und ich verspürte nicht die mindeste Lust, mich über die Kocherei ausfragen zu lassen. Ich gestattete mir ja auch keine Fragen über Frau Wronskis Beruf. Kümmerte sie sich etwa um meine Zukunft?

Die vornehmen Leute durften einen immer ausfragen. Man hätte es auch einmal umgekehrt machen können.

Im dunkel und fremd singenden Ophelienton entgegnete ich: »Gnädige Frau, wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können.«

4265 Frau Wronski horchte auf, sah erstaunt lächelnd auf ihren Gast, der sich in seiner Sophaecke aufrichtete und mich höflich fragte:

»Haben Sie dies soeben gesagt? Ich meine, ob es Ihre eigenen Worte sind?«

»Nein, es sind nicht meine Worte.«

»Wäre es nicht schöner, oder ehrlicher, wenn man seine eigenen Worte gebrauchen würde?«

4270 »Gewiß. Vielleicht habe ich keine eigenen Worte. Auch nehme ich an, daß es kaum ein Wort gibt, das nicht schon gebraucht worden ist. Und wem gehört es dann? Wer dürfte ein Wort sein eigen nennen?«

Darauf fragte Frau Wronski: »Haben Sie etwas Zeit? Ja? Setzen Sie sich ein wenig. Trinken Sie einen Schluck . . . Warum lächeln Sie jetzt?«

»Ach, über verschiedenes, aber das kann ich nicht alles erzählen.«

»Warum nicht?«

4275 »Weil Sie nicht die Zeit haben, das alles anzuhören.«

Frau Wronski lachte hell: »Kennen Sie denn meine Tageseinteilung?«

»Nein, das nicht, aber ich kenne meine Geschichte . . . Trinken Sie den Wein immer aus so kleinen Gläsern, bitte?«

»Das ist kein Wein. Es ist Likör. Mögen Sie noch ein Glas?«

»Nein, ich danke. Wenn ich noch ein Glas tränke, wäre ich hier zu sehr auf Besuch.«

4280 »Nun, warum denn nicht? Sie sind eingeladen.«

»Oh, Sie sind sehr freundlich. Ich muß aber gleich wieder ins Hotel zurück, weil ich in der Küche viel zu tun habe. Es ist heute Markttag.«

»Ich kann mir denken, daß es dann viel Arbeit gibt. Haben Sie Geschirr zu putzen? Denn mir scheint, kochen wollen Sie nicht lernen, oder?«

4285 »Aber, gnädige Frau, wollen! Es gehört viel Talent dazu, und dieses habe ich wahrscheinlich nicht. Vielleicht darf ich es Ihnen anvertrauen, ich wäre vor langer Zeit einmal sehr gerne Schauspielerin geworden.«

»Und meinen Sie, daß hierzu weniger Talent gehört? «

»Ja, viel weniger. Ich glaube, schauspielern können die meisten Menschen viel besser, als sie wissen, womit ich nicht sagen will, daß jeder sich für die Bühne eignet. Aber Köchin sein und zum Beispiel einen Hasen zubereiten, das ist
4290 beinahe so schwierig, als einen Hasen zu schießen, was manchmal dem eifrigsten Jäger nicht gelingt.«

»Nämlich, wenn es keine Hasen gibt«, warf Frau Wronski ein.

»Wenn sich der Hase nicht fangen läßt«, verbesserte ich.

»Sie glauben also, daß jeder Hase sich seinen Jäger sucht?«

»Genau kann ich's nicht wissen, doch halte ich es für sehr möglich. Aber ich muß jetzt gehen, gnädige Frau. Ich
4295 fürchte, ich habe schon zu lange Stegreif geplaudert. Ich habe mich hier ein wenig einfangen lassen.«

»Oh, es könnte auch umgekehrt sein.«

So anmutig hatte noch kein Mensch mit mir gesprochen seit meiner Dienstzeit. Ich war entzückt von Frau Wronski.

Als ich mit meinem Korb die Treppe hinabstieg, verspürte ich Lust, den Rotkohl zu verzehren. Bei mir zu Hause gab's nur am Altjahrsabend Rotkohl, und zwar zu einem völlig unnötigen Schweinebraten. Man sollte Rotkohl ohne jegliche
4300 Zutaten essen, höchstens ein paar Kartoffeln dazu, damit man wußte und recht spürte, wie trefflich Rotkohl schmeckte. Dagegen konnte man mit den Schweinen nur verlorene Tochter spielen. Dazu waren die Schweine gut, zu sonst nichts. Schweinefleisch war ein wildes Essen, aber es gab starke Naturen, die es vertragen konnten. Frau Wronski und ihr Freund hatten geräucherte Rippen zum Rotkohl gehabt, auch nicht sehr vornehm, aber Frau Wronski durfte sich manches erlauben. Was ich auch von ihr erfahren sollte, ich war entschlossen, ihr vieles hingehen zu
4305 lassen. Sie konnte zum Beispiel nicht dafür, daß die vielen Leutnants mit den Soldaten an ihrem Hause vorüber mußten. Anstatt die »Augen gradaus« zu richten, warf alles Seitenblicke nach oben. Frau Wronski hatte sich ja nicht so schön erschaffen, genau so wenig wie die Magnolie, die in Konsul Teyssens Garten stand. Diese schöne, fremdartige Magnolie, die jeder Vorübergehende ansehen durfte, und die Magnolie wehrte sich nicht. Frau Wronski war nicht ganz so stumm, wie . . . ja, wie die Magnolie, jener südliche Blumenbaum, der den Norden begnadete.

4310 Ich setzte mich auf eine Treppenstufe, und unter romantischen Betrachtungen verzehrte ich behaglich den Rotkohl. Ob diese Speise kalt oder warm war – selbstverständlich war sie kalt – das war mir völlig gleichgültig. Ich saß noch immer bei Frau Wronski, griff in Gedanken nach dem Glas, um den kleinen Rest zu trinken, auf daß nichts umkomme.

Wie schön war es doch, daß ich Geburtstag hatte. Ich nahm mir vor zu genießen, was genießenswert war. Vor allem sehnte ich mich danach zu lesen, was lesenswert war. Leise sprach ich die Worte vor mir her: »wo ist die Stille, die
4315 den Tag flieht und das Licht?« Das konnte nur einer geschrieben haben, der Tag und Nacht wirklich kannte. Ach, wer sich in die Dichtung werfen könnte wie in ein Meer . . . Was Frau Wronski auf der Bühne spielte? »Sind das Ihre eigenen Worte?« so hatte Frau Wronskis Freund mich gefragt, als wäre es nicht recht, wenn ich mich einmal fremder Worte bediente. Dabei hätte ich fortwährend als Hamlet sprechen mögen. Als Dienstmädchen war man genötigt, manchmal klassisch zu sprechen, sich in eine Unverständlichkeit zu hüllen, um klar zu bleiben vor sich selber.

4320 Mochten andere Leute, zum Beispiel Frau Wronski, sich anders schminken. Mir war, als würde ich mehr und mehr einer Maske bedürfen, einer geistigen Maske. Ich hatte etwas zu verbergen.

Sollte man es für möglich halten, daß der Rotkohl so anregend auf mich wirkte? Er schmeckte nach Jahreswende, nach Rückblicken und Zukunftsträumen. Wahrlich, ich verstand es, die Zeit zu verzetteln, indem ich sie einfach vergaß. Zu solcher Stunde war ich nicht für die Welt erschaffen, sondern die Welt war für mich da. Ach, vielleicht war
4325 das ganze Leben nur ein abgekühltes Rotkohlessen, ein Rest, aber ich war bereit, an allem Geschmack zu finden. Man mußte es sich nur zurechtlegen.

Plötzlich stand der Freund von Frau Wronski vor mir. Ich hatte ihn nicht die Treppe hinabsteigen hören. Da saß ich nun mit der leeren Schüssel auf dem Schoß. Es war nicht leicht sich zurückzufinden, als der Herr mich verwundert ansprach: »Was machen Sie denn noch hier, kleines Fräulein? . . . Sie scheinen sich hier häuslich niederlassen zu
4330 wollen . . .«

»Ja, ich habe heute meinen Geburtstag,«

»O, da gratuliere ich.«

»Danke.« Und blieb sitzen.

»Ja, da muß man Ihnen wirklich Glück wünschen«, sagte der feine Herr nochmals. Er spielte den Überlegenen, während er zugleich nach Worten suchte. Das war ja gar nicht nötig. Mochte er ruhig seiner Wege gehen. Mich konnte
4335

man schon sitzen lassen, aber das wußte der Freund von Frau Wronski natürlich nicht.

Ich war nicht so ungeniert aufgelegt, als ich mich anstellen konnte, und war es mir ernst, fiel mir unwillkürlich ein leichter Ton ein. Der klang wie Scherz. Ich hörte mir zu.

4340 »Wissen Sie, mit dem Glückwünschen ist es nicht getan. Das kenne ich. Es sind Redensarten, bei denen man sich nicht aufhalten sollte. Zungenübungen. Ich stieß mich an einen spitzen Stein . . . Den ganzen Tag über hat man mir nicht gratuliert. Sogar Detleff hat's vergessen. Macht nichts. Gut so. Ich werde es mir merken. Mir braucht keiner Glück zu wünschen. Man hat es mir zu bringen, das Glück. So wünsche ich es. Jawohl, nichts anderes.«

»Ich verstehe nicht recht . . . Am liebsten möchte ich mich einen Augenblick setzen . . . Sie sind ein drolliges Persönchen.«

4345 »Wie Sie wollen. Wenn Sie sich aber am liebsten setzen möchten, legen Sie wenigstens die Serviette unter sich. Hier. Bitte. Die Steinstufen sind immer und ewig staubig. Da kann man fegen und fegen. Unten auf der ersten Treppe liegt ja ein Läufer. Ein nobles Getue, das bald aufhört. Ich mag so was gar nicht. Entweder ganz oder gar nicht. Hab' ich recht oder nicht?«

4350 »Sie haben vollkommen recht. Alle Stufen der Welt sollten mit Teppichen belegt sein, nicht wahr? Wie? Nein? Soviel verlangen Sie nicht? Überhaupt nichts? Das finde ich ungewöhnlich bescheiden. Was wünschen Sie sich denn zu Ihrem Geburtstag? Vielleicht eine neue Bluse oder eine Schürze? Sagen Sie mir das mal, bitte.«

»Ach, ich weiß nicht, was ich mir wünschen soll. Vielleicht eine Reise nach Padua. Es muß nicht sofort sein. Irgendwann einmal. Es muß schön sein in Padua. Ich möchte einmal nachsehen gehen, sehen, ob es dort so schön ist, wie es dort wirklich ist.«

4355 Wieder tauchten die Worte auf, die unter Baumwipfeln geboren waren, an einem Saum von wundersamen Bäumen, und wie zu mir gesprochen klang es: »wo sind die leichten Träume, die mit leisen Schritten dir zu folgen pflegen?« Nach Padua reisen. Vor dem Garten eines Dichters stehen, nur von ferne hineinsehen. Die Gartenwege waren schön, wie die Wege, die zu einem Herzen führten.

»Es könnte sein, daß ich in Padua erwartet werde. Ein Freund von mir wohnt dort.«

4360 Im Augenblick, da ich aus einem Traum heraussprach, kam Frau Wronski die Treppe hinab. Sie sagte zu ihrem Freund: »Ich habe dir vom Fenster aus nachsehen wollen, aber du kamst nicht. Was machst du denn hier auf der Treppe?«

»Ich habe mich nur ein Wenig unterhalten. Es ergab sich so.«

»Und Sie, Fräulein?«

4365 Ich stotterte verlegen: »Ich, ich habe hier nur ein bißchen Rotkohl gegessen, weil es sonst ja doch weggeworfen wird, aber ich gehe schon. Guten Tag mitsammen.«

Die Geschichte mit Herrn Lassen

4370

Jetzt weiß ich nicht, ob ich meine Geschichte hier beenden oder beginnen soll. Ist sie überhaupt da, wird sie auf der ganzen Strecke sein. Überall und nirgends.

4375 Es ist mitten in der Nacht, da ich diese Aufzeichnungen mache. In einem einsamen Bergdorf sitze ich beim Schein der Kerze, da ich kein elektrisches Licht habe. Vielleicht reicht das Licht noch für einige Stunden. Wohl kann ich ja auch im Dunkeln mein Leben bedenken, aber zum Schreiben braucht es Licht. Liebes Licht, das hell genug gibt. Und dann das schweigende Zimmer, das mir zu lauschen scheint.

Schön wäre es, wenn ein Engel ins Zimmer käme, es könnte ein Engel ohne Flügel sein, der mich fragte:

»Verstehst du auch, was du geschrieben hast und schreiben willst?« Dann würde ich vielleicht unsicher antworten:

4380 »Wie soll ich, wenn niemand es mir erklärt? Das Leben ist schwer begreiflich.« Dann würde der Engel sagen: »Sei still, sehr still. Dann begreift das Leben dich.«

Dann wäre ich still, und alles Ungefähre würde weichen.

Warum ich zögere weiterzuschreiben? Weil mir ist, als könne ich einen Sprung machen, einen großen Sprung, und genau so gut eine Geschichte aus der Gegenwart als aus der Vergangenheit erzählen, da ich mit einigem Staunen

4385 feststelle, daß ich mich seit meinem siebzehnten Jahre so wenig verändert habe wie das Meer, wie die Ostsee meiner Heimat, nach der ich mich oft zurücksehne und die doch in mir geblieben ist. Dort, wo ich mich einmal bemühte, vergeblich bemühte, die Wellenstreifen zu zählen, fällt eine Welle in die andere, als wolle sie sagen: Ich gehe mir nicht nach, und immer werde ich wiederkommen. Die Welle bleibt im Meer und rauscht das immer selbe Wort »Amen«, sonst nichts.

4390

Ich zögere weiterzuschreiben, weil ich genau weiß, daß ich nicht zu jenen Menschen gehöre, die sich beharrlich und zielbewußt eine Existenz aufbauen. Dieses bewußte, planmäßige Vorgehen ist mir versagt. Dennoch darf ich von mir sagen, daß ich kein haltloser Mensch bin, nur schmiegsam, vielleicht manchmal etwas zu schmiegsam. Gewiß kann jeder an sich arbeiten, und dies will auch ich nie unterlassen. Es gibt aber gleichwohl einige Anlagen, die dem
4395 Menschen angeboren sind und die er nicht bekämpfen, nur dem Guten nutzbar machen kann. Nach außen hin habe ich nie etwas Besonderes werden wollen, daran lag und liegt mir nichts, doch mußte ich das Leben durchsetzen, das in mir war, und dieses schon ist nicht leicht.

Dienstmädchen bin ich nicht geblieben, nur leicht dienbar jedem Zufall, der Schicksal sein kann. Hier könnte ich schon ein Liedlein singen: Ich hatte sechs Gewerbe, als siebentes die Not. Und mehr noch. Gewonnen habe ich,
4400 glaube ich, nur durch die Not, doch war dies ein Gewinn, der sich nicht mit Händen greifen läßt.

Mit siebzehn Jahren besaß ich allerdings ein Sparkassenbuch, doch habe ich es nicht zu meiner Gewohnheit gemacht, Geld anzuhäufen, wofür man sich ja doch nur vergängliche Dinge kaufen kann. Gewiß, man braucht auch diese Dinge, doch sehr mit Maß und Ziel. Nicht, daß ich das Geld verachtet hätte, vielleicht war es umgekehrt, es hatte eine Abneigung gegen mich, doch läßt sich dies ertragen. Man muß in diesem Punkt der Vorsehung viel überlassen, denn
4405 es gibt nichts, wodurch der liebe Gott sich so sehr verführen läßt, uns beizustehen, als durch das Vertrauen, das wir ihm entgegenbringen. Mich in dieser Kunst zu üben, habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, manchmal gezwungenermaßen, dann aber auch freiwillig, bis ich es fix und fertig zu können glaubte. Selbst wenn es dem lieben Gott ein bißchen zuviel gewesen wäre, von meiner kleinen Person so sehr in Anspruch genommen zu werden, wäre ihm gar nichts anderes übriggeblieben, als mir beizuspringen, da ich nämlich so ziemlich überall, wo ich hinkam,
4410 einfach hinausgeworfen wurde, um es auf gut deutsch zu sagen. Ich weiß, daß dies keine Empfehlung für mich ist, aber es gibt ja nun einmal Leute, die man nicht ohne weiteres brauchen kann, und zu denen gehöre ich vielleicht noch heute. Vielleicht kann jemand an mir lernen, wie man es nicht zu machen hat, wenn ich auch zugeben will, daß eines sich nicht für alle schickt.

Es hat gewiß nicht jedes Mädchen ein Sparkassenbuch mit zweiundvierzig Mark. Ich aber hatte es, und es ist nicht
4415 ausgeschlossen, daß es das Geld war, das mich im Weißen Roß zu Fall brachte.

Möglich, daß mir dieses Geld ein bißchen zu Kopf gestiegen war, es gab mir im Anfang nur eine angenehme Sicherheit. Fünf Mark hob ich ab, weil ich auf den Jahrmarkt mußte, um im Hippodrom sechsmal zu reiten, da ich zu diesem vornehmen Sport sonst keine Gelegenheit hatte. Im Hippodrom traf ich meinen früheren Spielkameraden, den jungen Sargmacher Michelsen, der grad schlecht bei Kasse war und den ich deswegen einladen mußte, wenigstens
4420 dreimal neben mir zu reiten, wozu er gern bereit war. Die Runden waren alles in allem auf drei Mark und sechzig Pfennig gekommen, ein Heidengeld, doch hatte es sich gelohnt, denn das Reiten war ein unwiderstehlich hübsches Vergnügen. Dann hatten wir uns jedes ein Glas Kokosmilch geleistet um vierzig Pfennig. Und da ich mich plötzlich lebhaft für die »Dame ohne Körper« interessierte, für den schönen, frei schwebenden Kopf, den ich, wie er sich mir präsentierte, für ein wunderliches Geschöpf Gottes hielt, sahen wir uns auch dieses an. Das kostete nochmals vierzig
4425 Pfennig, aber es lohnte sich ebenfalls. Nein, um das Geld tat es mir nicht leid. Der seltsame Frauenkopf mit dem geheimnisvollen Sphinxlächeln konnte wahrsagen, nicht viel, aber immerhin etwas: »Man wird Sie überall liebhaben, aber Sie werden viel leiden in der Welt.«

Mochte das stimmen oder nicht, man zahlte ja auch für minderwertige Wahrheiten gerne vierzig Pfennig. Schließlich war das Geld zum Kreisen bestimmt. Was brauchte es immer und ewig auf der Bank zu liegen? Dort hatte es sich
4430 lange genug ausgeruht. Einmal mußte es springen und unter die Leute gebracht werden. Frau Wronski, der ich noch mehrmals Mittagessen brachte, auch ihren Windhund mit Knochen versorgte, hatte mir auf einen Schlag fünf Mark in die Hand gedrückt. Vielleicht ein Pauschaltrinkgeld auf ein Vierteljahr voraus, doch wissen konnte man es nicht. Vom letzten Hochzeitspaar, das bei uns übernachtet hatte, war mir eine ganze Mark überreicht worden, dies für eine einzige Nacht, und es gab ja noch so viele Nächte, in denen Gäste kommen würden . . . Fünfzig Pfennige hatte ich beim
4435 Aufräumen der Gaststube gefunden, wie der Fußboden überhaupt eine nette Einnahmequelle für mich war. Die Gäste ließen oft Geld fallen, sie hatten ja recht, da es immer wieder frisches Geld gab. Mir floß viel zu. Vielleicht war es so: Je mehr man ausgab, um so mehr nahm man ein. Ah, da sollte es an mir nicht fehlen.

Mit solch angenehmen Gedanken stand ich eines Nachmittags am Büfett, um die Gläser zu putzen. Das Lokal war leer. Nur Herr Ziel, mein Dienstherr, saß mit Herrn Lassen bei einem Glas Bier in einer Nische, die ich, verschanzt

4440 hinter einer Anzahl Flaschen, gut übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Sonderlich neugierig war ich grad nicht, doch sah ich ein wenig durch die Flaschen hindurch, da ich das Gespräch der beiden Herren vernahm. Es handelte sich um eine recht ernste Angelegenheit, die Herr Lassen seinem Gegenüber eindringlich vortrug.

»Lieber, guter Herr Ziel, tun Sie mir den einzigsten Gefallen und helfen Sie mir nur noch dieses eine Mal. Sie dürfen versichert sein, daß ich Sie dann niemals wieder um etwas bitten werde.« So flehte Herr Lassen.

4445 Herr Ziel machte ein nachdenkliches Gesicht und kratzte sich hinterm Ohr:

»Tja, mein lieber Herr Lassen, was kann ich da machen? Es geht nicht. Es geht einfach nicht. Es geht mit dem besten Willen nicht.«

»Ach, doch. Es ginge schon mit etwas gutem Willen. Ich kann Ihnen die dreitausend Mark in wenigen Tagen zurückgeben. Ich brauche das Geld nur für die kurze Zeit, da ich die Kassenrevision erwarte. Sie wissen doch, daß das

4450 Geld bei mir sicher ist.«

»Ja, ja, ich weiß . . .«

»Sie sagen das so skeptisch . . .«

»Finden Sie nicht, daß ich Grund dazu habe?« fragte Herr Ziel etwas scharf.

Der arme Herr Lassen sah ganz bleich und tiefbekümmert aus. Es war mir klar, er war in Geldverlegenheit. Daß das
4455 vorkommen konnte! Ja, ja, da lebte unsereins in Saus und Braus, ritt im Hippodrom, ließ sich von einem Kopf
wahrsagen, fuhr Wasserrutschbahn, während es Leute gab, die vor Sorgen nicht aus und ein wußten. Dieser arme,
gedrückte Herr Lassen! Er war sogar ein Verwandter von mir, obwohl er selbst nichts davon wußte. Mein Verwandter
blieb er darum doch. Ein Vetter von mir hatte eine Kusine von Herrn Lassen geheiratet, also war ich mit ihm
verwandt. Eigentlich war man ja mit allen verwandt, auch mit Herrn Ziel.

4460 »Bitte, geben Sie mir doch das Geld. Leihen Sie es mir, einziger Herr Ziel, Sie haben es doch.«

Wenn man doch zaubern könnte! Ich hätte gern einen kleinen Zettel an den Tisch gezaubert: »Wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.« Es wäre mir ja nicht darauf angekommen, mich direkt in die Sache hineinzumischen, einfach an den Tisch zu treten und gründlich mit Herrn Ziel zu sprechen, doch konnte dies den Herren unangenehm sein.

4465 Ich putzte sehr lange am letzten Glas herum, das längst klar war, doch konnte ich nicht vom Büfett weg. Ich mußte wissen, wie die Sache ausging. Vielleicht ließ Herr Ziel sich doch noch erweichen.

Herr Lassen war schon ganz schwach in der Stimme:

»Bester Herr Ziel, ich bin ein für allemal ruiniert, wenn Sie mir nicht helfen. An wen soll ich mich denn wenden, wenn nicht an Sie? Sie allein kennen die Geschichte. Und stellen Sie sich vor, was es heißt. Stellen Sie sich vor, Sie

4470 müßten auf zwei Jahre ins Zuchthaus . . .«

Zuchthaus?!

Deutlich sah ich, daß Herr Ziel nicht die mindeste Lust hatte, sich die zwei Jahre Zuchthaus vorzustellen. Er nahm einen gehörigen Schluck Bier und sagte:

»Ja, mein Lieber, das hätten Sie alles früher bedenken sollen. Ich kann mich nicht noch einmal in die Sache mischen.«

4475 Mamsell hatte ja ungefähr dreitausend Mark auf der Kasse, und Detleff, der Hausknecht, hatte sich auch im Lauf der Jahre manches erspart. Ich wußte zwar nicht, wieviel. Im Verhältnis zu den andern war ich in der Geldsparerei ja noch Anfängerin, aber immerhin. Es war doch wohl gleichgültig, ob das Geld einige Tage auf der Bank oder im Kassenschränk von Herrn Lassen lag. Dieses Sträuben von Herrn Ziel war beinahe albern, dumm war es . . . Gott, wie Herr Lassen stöhnte! Er war nahe am Weinen, und wenn Männer weinten, stand es schlimm. Ich sah durch die
4480 Flaschen, die ein wenig aneinanderklirrten. Herr Ziel bemerkte mich, doch schnell gefaßt lächelte ich ihm so harmlos zu, als befänden wir uns in den harmonischsten Verhältnissen. Er lächelte sogar freundlich zurück, und ich rief ihm leise zu: »Noch ein Bier, Herr Ziel?«

»Danke, ich hole mir nachher schon selbst. Sind Sie dort fertig, gehen Sie nur in die Küche.«

Herr Ziel sagte dies so milde, daß ich für möglich hielt, daß er Herrn Lassen die kleine Gefälligkeit mit den
4485 dreitausend Mark doch noch erweisen würde. Ich verschwand also nicht ohne Hoffnung, ging aber nicht in die Küche zurück, sondern wartete in der Einfahrt, bis Herr Lassen aus der Wirtschaft kam, was indessen noch etwa eine halbe Stunde dauerte. Eigentlich hätte ich mir solche Pausen während der Arbeitszeit nicht erlauben dürfen, doch fragte ich wenig danach, mir ohne Bedenken einfach Freizeit zu nehmen, da es sich um eine Sache handelte, in der ich leicht Rat wußte.

4490 Es war ein scheußliches Vorfrühlingswetter. Es regnete und stürmte zugleich, und ich war froh, als ich Herrn Lassen mit hochgeschlagenem Kragen, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, plötzlich über den Platz eilen sah. Um ihn einzuholen, mußte ich laufen; ich rief ihm gegen den Sturm nach: »Herr Lassen! Herr Lassen!« Er hörte nicht, doch bekam ich ihn von rückwärts am Ärmel zu fassen. Gott, war der Mann nervös! Er zeigte mir ein völlig zersprengtes Gesicht, als ich ihn rasch fragte: »Nun, wie ist es geworden? Haben Sie das Geld?«

4495 Völlig geistesabwesend starrte er mich an: »Was für Geld?«

Was mochte nun dieses weltfremde Getue bedeuten? Was für Geld? Drauf rief ich ihm gegen den Wind zu, daß ich natürlich die dreitausend Mark meine, die ihm fehlen. Je mehr ich ihm erklärte, um so begriffsstutziger wurde er. Es genügte Herrn Lassen nicht, daß ich ihm erklärte, daß ich Helga aus dem Weißen Roß sei und zufällig die ganze Geschichte mit angehört habe, und daß dieses Geld leicht zu besorgen sei. Er möge mich nur für zehn Minuten in die
4500 Wirtschaft »Zur Schwarzen Jette« begleiten, wo wir die Sache besprechen könnten. Herr Lassen war so verwirrt, daß er ins »Weiße Roß« zurück wollte, doch hielt ich ihn gewaltsam davon ab, denn ich konnte mich doch nicht dort, wo ich im Dienst war, von Herrn oder Frau Ziel bedienen lassen. Das ging doch nicht. Endlich, nachdem wir uns auf dem Platz gehörig hatten durchwehen lassen, gab Herr Lassen nach und ließ sich von mir zur Schwarzen Jette führen, wo ich ihm klipp und klar meinen Plan auseinandersetzte, dies nicht, ohne vorher zwei heiße Groggs bestellt zu haben.

4505 Diskret flüsterte ich der Kellnerin zu: »Auf meine Rechnung«.

Nun war Herr Lassen zwar schon ein Mann von gut fünfzig Jahren, mit einem glattrasierten, etwas abgespannten Schreibstubengesicht, und er hatte eine recht stattliche Figur; doch an diesem Abend war er von kaum beschreiblicher Verlegenheit und hilflos wie ein Kind, das ich zu bemuttern suchte, um im nächsten Augenblick selbst verlegen zu werden. Dann wieder, um ihn aus seiner eigentümlichen Erstarrung herauszubringen, stieß ich mit ihm an, ermunterte
4510 ihn zum Trinken. Nahm dabei natürlich selbst einen gehörigen Schluck von einem starken Getränk, das zu trinken ich nicht gewohnt war, aber bei der Schwarzen Jette gab's keine Limonade. Das Lokal war dicht besetzt von Arbeitern, die mich von Ansehen wohl kannten. Für geheime Unterredungen war es hier nicht grad der passende Ort. Drum dämpfte ich die Stimme, war jedoch bei dem lärmenden Gewirre, das in der Wirtschaft herrschte, genötigt, etwas dichter an Herrn Lassen zu rücken, als dies eigentlich schicklich war: Ich raunte Herrn Lassen zu, daß ich noch heute
4515 abend mit Mamsell sprechen würde und daß ich fest davon überzeugt sei, sie würde Herrn Lassen mit Vergnügen das Geld leihen. Da ich nicht hätte vorher wissen können, ob dies Herrn Lassen recht sei, nur aus diesem Grunde hätte ich noch nicht mit Mamsell gesprochen. Hätte ich die Sache heute früh gewußt, wäre das Geld schon längst in Herrn Lassens Händen. So müsse er leider bis morgen abend warten. Ob das angehe.

Endlich begann Herr Lassen aufzutauen, doch hielt er mir eine lange Flüsterrede, daß er mein Anerbieten nicht
4520 annehmen könne, und ich möge meinerseits bedenken, daß es eine gewagte Sache sei, Mamsell einzuweihen, warum und wofür das Geld benötigt würde. Herr Lassen mußte Mamsell doch eine Quittung geben.

Quittung? Wozu, wofür? Wie man sich leicht wird vorstellen können, gab es bei dieser Unterredung ein langes Hin und Her. Was tatsächlich in Herrn Lassen an diesem Abend vorging, das kann ich noch heute nicht beurteilen. Was ich vorschlug, war allenfalls etwas sehr Ungewisses, da ich selbst nicht imstande war, ihm das Geld zu geben. Ich
4525 glaubte verfügen zu können über etwas, was mir nicht gehörte, weil ich felsenfest auf Mamsells Güte baute. Verstand ich es denn so vorzüglich, Herrn Lassen zu bereden, an diese Hilfe zu glauben? An eine Hilfe, die ich ihm mit meiner ganzen Kraft erst einreden mußte? Nach langem Zögern erlaubte er mir, mit Mamsell zu sprechen, sie um das Geld zu bitten, doch nur unter der Bedingung, daß ich ihr die Wahrheit anvertraute. Mir war, als bereue Herr Lassen seine Veruntreuung aufs tiefste, und immer wieder wollte er davon anfangen, als sei er mir eine Erklärung schuldig,
4530 während dies mich doch nichts anging. Jetzt war das Geld das einzig Wichtige, und für den nächsten Abend verabredeten wir, uns etwas später, nach dem Abendessen, bei der Schwarzen Jette zu treffen. Ich wollte mir meinen freien Abend geben lassen und meinen Eltern schreiben, daß ich verhindert sei, zu ihnen zu kommen.

Bei meiner Rückkehr ins Hotel entschuldigte ich mich bei Mamsell meines langen Ausbleibens wegen, und erst
4535 nachdem wir die Küche aufgeräumt hatten, trug ich ihr den Fall Lassen vor, ob Mamsell nicht so gut sein wolle, das Geld gleich morgen von der Bank zu holen, damit ich es Herrn Lassen überbringen könne, oder, wenn es ihr recht sei, könne sie mich zur Schwarzen Jette begleiten, damit ich sie mit Herrn Lassen bekannt machen könne. Was Mamsell darauf erwiderte? Ich will es lieber nicht hierhersetzen. Es war ja völlig gleichgültig, was sie sagte. Es war ja nicht des Geldes wegen . . . Aber daß sie es mir nicht geben wollte! Meine Enttäuschung war vollkommen, und diese
4540 Enttäuschung war nicht nur Herrn Lassens wegen. Wir waren ja feine Leute! Detleff, den ich persönlich bat, mir für einige Tage dreitausend Mark anzuvertrauen, ließ mich auch abfahren. So gedemütigt hatte ich mich noch nie gefühlt. Konnte ich Herrn Lassen eine solch klägliche Nachricht bringen? Konnte ich das? Konnte ich ihm glatt heraus sagen: Ja, es ist nichts mit der Anständigkeit, ich habe mich geirrt? Ob ich mit meinen Eltern sprechen sollte? Aber sie hatten ja längst nicht so viel Geld.

4545 Ich war so betrübt kam nicht einmal dazu, eine Karte nach Hause zu schreiben, und abends um acht Uhr ging ich zur Schwarzen Jette, kam eine halbe Stunde zu spät, Herr Lassen hatte schon eine Stunde auf mich gewartet. Nachdem ich ihn begrüßt und mich an den Tisch gesetzt hatte, konnte ich mich nicht länger halten und begann bitterlich zu weinen. Ich schluchzte ungeniert drauflos, und weit davon entfernt, Herrn Lassen zu trösten, war vielmehr er es, der mir den ganzen Abend gut zureden mußte. Diesmal bestellte er den Grog, den ich kalt werden ließ. Ich glaube, wir saßen
4550 einander gegenüber, wie die Auswanderer sitzen mögen, wenn sie in ein ungewisses Land müssen und der eine vielleicht zurückbleibt. Nun hatten wir doch eigentlich nichts mehr miteinander zu besprechen. Da ich mich jedoch ein für allemal verabschieden wollte, bat Herr Lassen mich, ob ich nicht am nächsten Abend, wenn auch nur für eine Viertelstunde, wieder kommen wolle.

Konnte man das einem Menschen, der vielleicht für zwei Jahre ins Zuchthaus mußte, abschlagen? Nein, das ging
4555 nicht. So kam's, daß ich Herrn Lassen noch mehrmals bei der Schwarzen Jette traf, wo wir einander so gut wie nichts zu sagen hatten. Was fand er nur an mir? Es war unbegreiflich, da ich doch jetzt wieder das kleine Mädel war, das ihm nicht helfen konnte. Was aber fand ich an Herrn Lassen, das mich anzog? Er war ja längst nicht so hübsch wie der verflossene, untreue Herr Michelsen meiner Schwester. Herr Lassen hatte ein paar Eigenschaften, die für mich unwiderstehliche Vorzüge waren. Er war nicht schön, ganz und gar nicht schön. Sich zu einem schönen Menschen
4560 hingezogen fühlen war keine Kunst. Vielleicht hielt ich jede Art von Liebe für eine Kunst, und ich wollte es mir nicht leicht machen. Hatte Herr Lassen nicht eigentlich ein abgetragenes, etwas verbrauchtes Gesicht? So, als wäre er müde vom Leben. Da er mich einmal fragte, warum ich so gefällig sei, erzählte ich ihm, meine Mutter habe einmal bemerkt, man müsse, wo man nur könne, sich den Leuten nützlich erweisen. Das sei unbedingt notwendig, wenn man in der Welt vorwärtskommen wolle, von der Pflicht dem Nächsten gegenüber einmal abgesehen. Und ich wollte doch gerne
4565 vorwärtskommen.

Herr Lassen konnte plötzlich lachen wie ein kleiner Junge. Das Gesicht veränderte sich, wurde zwölfjährig. Das gefiel mir.

Dann plauderte ich ihm vor, wie ich bei einem fürchterlichen Wetter auf der Straße unsere alten Regenschirme vom Speicher ausgeliehen und nach Leuten ohne Schirm gefahndet habe. Einige Schirme, die ich angeboten, seien so
4570 zerrissen gewesen, daß es wie aus einer Traufe auf die Köpfe gegossen habe. Die meisten Leute hätten ja Schirme, aber doch nicht alle. Mein bester Kunde aber sei einmal ein Handwerksbursche gewesen, dem ich einen Schirm geradezu aufgedrängt habe und den ich dann ein Stück Wegs begleiten durfte. Das sei eine interessante Bekanntschaft gewesen. Der Mann hätte sich so gut ausfragen lassen über woher und wohin. Bis nach Klus Minde hätte ich ihn begleitet. Solange hatte es gar nicht geregnet.

4575 »Gab er Ihnen dann nicht den Schirm zurück?« fragte Herr Lassen.

»Bewahre. Es war Großmutter's Schirm, und meine Großmutter war damals schon gestorben, brauchte also keinen Schirm. Es traf sich gut mit dem Handwerksburschen. Er war so froh darum. Er sang mir sogar ein bißchen was vor. »Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer.« Er wollte nämlich ins Jütländische. Er hatte einen Zimmermannshut, aber keinen Stock.«

4580 »Ob er wohl den Schirm noch hat?«

»Wer weiß? Vielleicht hat er ihn schon weiterverschenkt.«

»Was hat Ihre Mutter denn gesagt?«

»Ja, was hat sie gesagt? Sie war nicht dafür. Und es paßte ihr auch nicht, daß ich mit Handwerksburschen bei Regenwetter spazieregehe. Mutter spricht immer gleich in der Mehrzahl, so, als würde ich mit allen
4585 Handwerksburschen losziehen. Und hab' doch nur gradaus diesen einen getroffen.«

»Und ich?«

»Sie sind doch kein Handwerksbursche.«

»Ich wäre es gerne. Was meinen Sie wohl, wie gern ich nach Jütland ginge?«

Es wäre vielleicht nicht das schlechteste gewesen, nach Jütland zu gehen, aber soweit kam es nicht, weil nämlich Herr
4590 Lassen verhaftet wurde. Das geschah urplötzlich, und ich war gar nicht darauf vorbereitet.

Es mußte etwas für Herrn Lassen geschehen. Aber was? Ich konnte es Mamsell nicht verzeihen, daß sie ihre dreitausend Mark wie an Ketten gelegt hielt. Ich suchte ihr die Angelegenheit nochmals biblisch nahezulegen und bedrängte sie, das Geld unverzüglich abzuheben. Mamsell blieb unbelehrbar. Sie konnte einfach nicht daran glauben, daß das Geld ein Mottenfraß war. Eine feine Christin. Ob ich mich nun auch auf einen Glauben voller Widersprüche
4595 vorzubereiten hatte? Nirgend stimmte es in der Welt. Wie hätte es bei mir stimmen sollen?

Jetzt handelte es sich darum, sich ein wenig nach den Seligpreisungen zu richten. Man mußte nach dieser Richtung

hin alles versuchen. »Ich war gefangen und ihr habt mich nicht besucht.« Ging das an, daß mir einmal so etwas nachgesagt wurde? Nein, das ging nicht an.

Jetzt hatte ich mal einen Freund im Gefängnis, und wenn nur einer einen besuchte, war ja alles in Ordnung. Ich hatte
4600 meinen Herrn Lassen. Durfte ich ihn etwa ruhig sitzen lassen, eingesperrt bei Wasser und Brot? Durfte ich das? Selbstverständlich durfte ich das nicht. Streng betrachtet war es bereits unverzeihlich, daß ich mich überhaupt sonnig in Freiheit wiegen konnte, während, Gott mochte wissen wieviel Menschen, vielleicht gar in aller Unschuld hinter Schloß und Riegel saßen.

Ich eilte ins Untersuchungsgefängnis, um mich nach Herrn Lassen zu erkundigen, wurde jedoch nicht zu ihm geführt.

4605 Ein andermal ging ich so weit, mich als seine Frau auszugeben, doch sah ich nicht im entferntesten danach aus, und ich war nachträglich selbst erstaunt, daß man mich zu ihm ließ. Er war ungemein erfreut, mich zu sehen. Ich sah ihn nur durch zwei Gitter hindurch und nur für wenige Minuten. Zu sagen wußten wir nur ganz wenige Worte. Wie geht es? Danke, gut. Er winkte ganz froh mit der Hand durchs Gitter, so daß ich annahm, es stünde vielleicht nicht so schlimm mit seiner Sache. Gewiß wollte er, daß ich nicht wieder zu ihm kam, denn er sagte freundlich, doch in sehr
4610 bestimmtem Ton: »Also allenfalls auf Wiedersehen im Himmel, Fräulein Helga.«

Durch diese ganze Sache hatte ich mich in einen schlechten Ruf gebracht. Bisher hatte ich überhaupt keinen »Ruf« gehabt, und jetzt bekam ich gleich als erstes einen schlechten Ruf, und wie es nun einmal in einer Kleinstadt ist, es wurden hinter meiner Bekanntschaft mit Herrn Lassen, der noch obendrein verheiratet war, die unmöglichsten Geschichten gewittert.

4615 Ich hatte Schwierigkeiten mit meinen Eltern, ihnen mein Verhalten zu erklären, über das sie recht ungehalten waren.

Das Weiße Roß mußte ich verlassen, wurde von einer Stunde zur andern vor die Tür gesetzt, da man mich Gott weiß welcher Hehlerschaft für schuldig hielt. Ich ging gern und leicht, denn draußen war die Luft so frisch, und es ist keineswegs gleichgültig, ob man im Frühling oder Herbst irgendwo hinausgeworfen wird. Im Frühling ist das beinahe ein Vergnügen. Als man mich zurückrufen wollte, da sich das Mißverständnis aufgeklärt hatte, war ich schon weit
4620 weg. Es war mitten im Frühling. Ich fühlte mich jung und stark.

Fünf Monate verbrachte ich als Alleinmädchen bei einem Ehepaar mit Kind, wo ich zwar viel zu schaffen hatte, mich aber doch wohler fühlte als bei Brünnings und im »Weißen Roß«. Herr und Frau Jensen waren stille, unauffällige Menschen, die sich kaum um mich kümmerten und mit meiner Arbeitsleistung durchaus zufrieden waren. Die
4625 Selbständigkeit, die man mir hier einräumte, tat mir gut. Ich führte den Haushalt nahezu allein, da Frau Jensen, eine nette, junge Frau, ihren Gatten kräftig in seinem Beruf unterstützte. Herr Jensen hatte eine Zichorienfabrik und die Frau erledigte die schriftlichen Arbeiten. Sie saß viel am Schreibtisch und hatte stets ihr Kind im Wägelchen neben sich. Das Kleine, ein Mädelen von neun Monaten, hatte auch einen kleinen Laufstall, den Frau Jensen selbst gezimmert und bunt bemalt hatte, und manchmal saß sie dort mit ihren Rechnungen auf dem Schoß, sich nebenbei mit
4630 ihrem Kinde unterhaltend. So traf ich die beiden oftmals an, wenn ich dem Kinde zum Frühstück Milch und Frau Jensen eine Tasse Tee und ein Stück Butterbrot brachte.

Ich glaube, Herr und Frau Jensen mußten mit dem Geld sehr viel rechnen, und daß es ihnen oft am Nötigsten fehlte. Das Haus war freundlich und hübsch eingerichtet, nur mit der Nahrung war es knapp bestellt. Frau Jensen versuchte diese Tatsache mir gegenüber zu verbergen oder zu umkleiden. Sie sagte dann etwa: »Ach, Helga, heute machen wir
4635 es uns einfach. Wir kochen nur Kartoffeln und trinken frische Milch dazu. Wenn Sie ein größeres Mittagessen kochen, werden Sie nicht fertig mit der Arbeit.«

Sehr rasch bemerkte ich die rührende Schamhaftigkeit der Frau und machte nun selbst Vorschläge, wie man das Essen einfacher bereiten könne, gab kleine Hinweise, daß dies oder jenes so sehr gesund und nahrhaft sei, wobei ich stets darauf bedacht war, das Billigste und zugleich wirklich Nahrhafte herauszufinden. Frau Jensen nahm solche
4640 Ratschläge von mir an, als sei ich eine erfahrene Köchin. Sie überließ mir jedes Menu. Ich schrieb alle Ausgaben sorglich auf, und legte ich ihr dann die Abrechnung vor, wollte sie diese kaum ansehen und sagte nur: »O lassen Sie nur, Helga, ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.« Dies konnte sie wirklich. Daß sie es mir eigens sagte, freute mich sehr.

Nun war es aber doch so, daß ich tatsächlich längst nicht genügend zu essen bekam, weil ich das wenige, was ich hätte
4645 zu mir nehmen dürfen, kaum anzurühren wagte, da ich sah, wie bescheiden Herr Jensen war, der doch täglich in der Fabrik schaffen mußte. Kam Frau Jensen einmal in die Küche und sah sie, wie wenig ich auf dem Teller hatte, sagte sie ermunternd: »Aber, Helga, Sie müssen doch essen«, erwiderte ich, auf meine zwei Kartoffeln deutend: »Dieses ist mir schon zu viel.« Dies stimmte aber nicht, denn ich litt Hunger, mein Körper verlangte mehr, als ihm geboten wurde. Ich wußte mir aber zu helfen.

4650 Ich hatte nämlich den Lagerraum, wo die Zichorienpakete aufgespeichert waren, manchmal zu säubern, und hier fand

ich auf den Tischen oder am Boden stets einige Reste von gebranntem Feigenkaffee.

Wenn man Hunger hat, muß die Ästhetik aufhören, und so scheute ich mich nicht wenn ich den Boden ausgekehrt hatte, die Reste des Feigenkaffees einfach aus dem Staub herauszupicken und mit großem Behagen zu verzehren. Als ich aber einmal nicht genügend Reste fand, ließ ich mich zu etwas verleiten, was mir am Abend schwer aufs Gewissen
4655 fiel. Ich nahm nämlich eines der vielen Pakete, die hier sauberlich auf langen Brettern aufgeschichtet standen, und sozusagen aus dem vollen schöpfend, verzehrte ich ein ganzes 250-Grammpaket Feigenkaffee. Ich konnte mich vor mir selbst nicht damit entschuldigen, nur meinem Magen gefällig gewesen zu sein. Es war einfach ein Diebstahl. Mein erster, hoffentlich mein letzter Diebstahl dachte ich.

Ich hatte ein schönes Zimmer, mit Aussicht auf den Garten. Als ich am Abend in mein Zimmer trat, war es vom
4660 Mondlicht erhellt. Mein Madönnlein stand auf der Kommode und der heilige Aloisius. Ich schämte mich sehr und fühlte mich unendlich sterblich. Allen Mut glaubte ich verloren zu haben. Er war ja nur ein Paket Zichorie, das vielleicht dreißig oder vierzig Pfennige kostete, aber darauf kam es nicht an. Wäre mir kalt gewesen, hätte ich vielleicht ein Kleid gestohlen. Garantieren konnte ich nicht für mich.

Beim Nachtessen war Frau Jensen noch in die Küche gekommen, hatte mich sorglich gefragt: »Haben Sie auch genug
4665 zu essen gehabt, Helga?« »O ja!« Bei alledem gab es immer noch etwas in mir zu bekämpfen. Mitten im Mondlicht sah ich im Garten die Kohlstaude stehen. Fühlten sie sich als Privateigentum? Es sah gar nicht darnach aus. In einem Anfall von Hunger eilte ich die Treppe hinab, in den Garten, riß einige Wurzeln aus und verzehrte sie ungewaschen eilends und gierig. Ich weinte, während ich aß. Ich bereute meine Sünde, während ich sie beging. Es war fürchterlich. Eines so niedrigen Bedürfnisses wegen mußte ich zur Diebin werden. Ich schämte mich meines Hungers, der sich
4670 weder durch Zichorie noch durch Kohlstrünke befriedigen ließ. Ich entsann mich des Sprichwortes: Not kennt kein Gebot. Aber das war nicht für mich gemacht. Ich wollte »vornehmer« sein als andere, und daß ich es eben nicht war, betrubte mich. Mir war, als hätte ich mich vor den Augen aller Menschen verbergen mögen, ich hatte die kleine Beruhigung, daß mich nur wenige beachten würden. Aber der liebe Gott sah in jedes Dunkel. Er wußte ja, daß ich im »Weißen Roß« weggejagt worden war. Das war nicht mehr wichtig. Es fragte sich nur, ob er mich nach solchem
4675 Vorkommnis nicht fortschickte.

Nachdem ich nun Kohlstrünke, Karotten und vorher ein ganzes Paket Feigenkaffee mir einverleibt hatte, also endlich gesättigt war, hielt es nicht schwer, den allerdings recht törichtten Vorsatz zu fassen, nur noch essen zu wollen, wenn eine Ohnmacht mich anwandeln sollte, und zum Ohnmächtigwerden hatte ich, wie ich genau wußte, auffallend wenig
4680 Begabung. Mit dem Gelübde, mich der Nahrung zu enthalten, hoffte ich, meine Diebereien etwas zu sühnen und dem lieben Gott einen kleinen Gefallen zu erweisen, der mit meiner Aufführung wenig einverstanden sein konnte. Man sollte sich Vorsätze, die man zu halten ernsthaft beabsichtigt, vorher genau überlegen. Meine Vorsätze jedoch entstanden impulsiv. Dennoch führte ich sie genau aus. Ich begann also zu fasten und trieb es in dieser Kunst so weit, daß ich auf dem besten Wege war, mich als Hungerkünstlerin auszubilden. Ich magerte in kurzer Zeit erschreckend ab, so daß meine Eltern mich nach Hause nehmen mußten, wo es mir zunächst gar nicht leicht fiel, mich wieder an
4685 eine regelmäßige Kost zu gewöhnen.

Meine Mutter hat sich über meine freiwillige Fastenkur vergeblich den Kopf zerbrochen. Ich konnte mich ihr jedoch in dieser Sache nicht anvertrauen. Sie fragte mich inständig: »Jetzt sag mir doch einmal, warum hast du bei Jensens nichts gegessen?«

Dann wehrte ich ab: »Jetzt esse ich ja wieder.«

4690

Im Atelier Leise.

Nachdem ich mich erholt hatte, fand diesmal meine Mutter eine neue Stellung für mich, und zwar in einem
4695 photographischen Atelier, das eine Stunde weit von meinem Elternhause entfernt in der Angelburgerstraße lag. Der Inhaber dieses Unternehmens, ein Däne mit Namen Leise, gab mir jeden Monat 25 Mark, wofür ich Bilder zu kopieren hatte. Wenn man bedenkt, daß ich hier weder Kost noch Logis hatte, war es nicht viel, was ich erwarb, doch lernte ich im Atelier Leise so viel Schönes kennen, daß ich gerne noch einmal dorthin zurück möchte, wenn es möglich wäre.

4700 Das Atelier lag im vierten Stock, und durch die hohen Fenster sowie vom Balkon aus konnte man auf ein weitausgedehntes Häusermeer, über viele Dächer der Stadt hinwegblicken. Lange Tische waren an die Fenster gerückt, wo ich mit meinen vielen Kopierrahmen zu schaffen hatte. Das Licht, die Sonne, war meine Mitarbeiterin, die auf meine Negative fallen mußte, um ein Bild, ein Positiv, hervorzubringen. Meine Beschäftigung, zunächst in einem verschwiegene Zwielfichtraum ohne Fenster, lichtempfindliches Papier auf Platten zu legen, diese in einen

4705 Rahmen zu spannen und ans Licht zu tragen, war, an sich betrachtet, etwas sehr Einfaches. Für mich aber war es ein Erlebnis, das mir große Freude machte. Die Negative, die ich in den ersten Tagen kaum näher betrachtete, sahen zunächst unscheinbar aus. Sie mußten sauber und völlig staubfrei sein, und das Papier durfte nur leicht und mit ganz reinen Händen berührt werden. Gleich der menschlichen Seele waren die Negative, und das Licht war die Liebe, die Zauberin des Bildes. Und diese Bilder schienen wie von weitem herzukommen.

4710 Was das für Bilder waren? Ich erinnere mich an den ersten Tag, da ich die allererste Platte nachsah. Ich stieß einen kleinen Schrei des Entzückens aus, da ich zunächst, um mich zu üben, die aller kleinste Platte untersuchte. Es war das Herz Jesu, das mich freundlich ansah. So natürlich und einfach der Vorgang war, wirkte er auf mich wie ein Wunder. Meine Kolleginnen, zwei Mädchen meines Alters, Karen und Marie, die im Kopierraum mit anderen photographischen Arbeiten beschäftigt waren, hatten jeweils eine große Freude an meiner Freude.

4715 Wir stellten Kirchenbilder aus allen möglichen Gegenden her, doch kann ich nicht leicht beschreiben, in welche Begeisterung mich diese Bilder versetzten. Es war, als wäre ich auf Reisen, so, als führe ich durch ganz Deutschland, und überall durfte ich die Kirchen, die hohen Gebete aus Stein bewundern. Brachten unsere Reisenden, welche die Aufnahmen machten, neue Platten, so konnte ich die Zeit kaum erwarten, die Kopien zu machen, um zu sehen, wie man bemüht war, den lieben Gott zu verwöhnen. Er sah auf all die schönen Kirchen hinab wie auf kleine Geschenke,

4720 die man ihm zur Freude darbrachte.

Das Bild der äußeren und der inneren Kirche wurde auf hübsche Kartons geklebt. Über der Kirche war gleichsam schwebend angebracht entweder das Bild des Heiligen, nach dem die Kirche benannt und dessen Schutz sie anheimgestellt war, oder ein Herz-Jesu- und manchmal ein Muttergottesbild. Auch war öfters ein Spruch unter diesen Bildern, Worte, die ich viele tausende von Malen nachgezeichnet habe, am liebsten goldfarben auf blauem Grunde:

4725 Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt. Gewiß, immer wieder die nämlichen Worte zu malen, kann man, an sich betrachtet, für eine mechanische Beschäftigung halten. Mich aber erfüllte einzig und allein das Bewußtsein: wofür. Und dieses war etwas, das mich trug, mich stets aufs neue beglückte.

Fragten meine Eltern, wie es mir auf meinem neuen Posten gefalle, war ich voll des Lobes über meinen »katholischen«, über diesen nahezu überirdischen und himmlischen Beruf. War es ein heller Tag, an dem sich gut

4730 kopieren ließ, sang es unwillkürlich in mir:

Sonne, Wonne,
Himmlisch Leben
Willst du geben,
4735 Wenn wir beten . . .

Wie köstlich war es, die innere Kirche zu betrachten, die Altäre, in denen die Reliquien verborgen lagen, die ich gleichsam mitkopierte. Und manchmal waren auf diesen Bildern betende Menschen zu sehen, die es natürlich nicht bemerkt hatten, daß sie aufgenommen wurden. Nur die Schatten, die knienden Gestalten, zu betrachten, deren Gebete

4740 längst erhört waren, das war schön, sehr schön.

Heilig war der Alltag, den ich liebte, wie von einer wunderschönen Sonntagssonne warm umflutet. Meine Kameradinnen waren die liebsten Arbeitsgenossen, die man sich nur denken und wünschen kann. Karen war gebürtige Dänin, die nur sehr wenig Deutsch sprechen konnte und so kam es, daß ich sehr rasch die dänische Sprache erlernte, wenn auch nicht gerade fließend und vollkommen. Doch wurde ich mit den schönsten nordischen Volksliedern

4745 bekannt gemacht, und die Freude an diesen Liedern trug nicht wenig dazu bei, daß ich wenigstens den Geist der dänischen Sprache wie im Spiel auffaßte. Ich konnte die dänischen Lieder singen, noch bevor ich alle Worte des Liedes verstand. Ich begann damals dänische Lieder ins Deutsche zu übersetzen, und dies war eigentlich ein Mittel, mich auf die Schönheiten der deutschen Muttersprache erst recht aufmerksam zu machen. Wir sangen im Atelier während der Arbeit abwechselnd deutsche und dänische Volkslieder. Marie, meine jüngere Kollegin, war zwar von

4750 dänischer Abstammung, doch waren ihre Eltern zum Deutschtum im Jahre 1864 übergetreten, daher Marie beide Sprachen beherrschte, wodurch sie eine große Vielseitigkeit im Ausdruck besaß. In meinem Verkehr mit Karen war sie in der ersten Zeit eine treffliche Vermittlerin, die gut zu übersetzen und zugleich zu belehren verstand, doch erlernte ich leichter die dänische Sprache, als Karen deutsch lernen konnte. Sie begnügte sich damit, unsere schönsten Volkslieder anzuhören, wie man einen Vogel singen hört, dessen Klänge uns entzücken, nach deren Bedeutung wir

4755 jedoch nicht fragen. So sangen Marie und ich das Lied von der Abendsonne, davon wir Karen nur ein wenig übersetzen konnten. Wie hätte es sich in einer anderen Sprache recht sagen lassen können, so schön, wie es in unserer Sprache hieß?

Schon in früher Jugend
Sah ich gern nach dir.
Und der Trieb zur Tugend
Glühte mehr in mir.

4760

Wir sangen dieses Lied, wenn die Sonne sich neigte. Die Sonne, die den ersten und letzten Strahl durch die hohen
4765 Fenster warf. Es war, als wäre sie gern bei uns jungen Mädchen. Sie war der Gast, der zu uns gehörte. Über Jürgensby
ging die Sonne unter. Das war die allabendliche Gewohnheit der Sonne. Um diese Stunde setzten wir uns ein wenig
auf den Balkon, um das letzte Gold zu betrachten, das die Wellen der Ostsee empfangen. Dies zu betrachten war die
kleine Feier des Alltags, und wir waren hinweggenommen auf diesem schmalen Balkon hoch über der Stadt, die so
hingegen war an das letzte Licht, an den letzten Glanz des Tages.

4770 Wenn ich so am Abend
Staunend vor dir stand
Und, an dir mich labend,
Gottes Huld empfand.

Dann stand Karen auf dem Balkon, hatte Tränen in den großen, blauen Augen, weil die Abendsonne oder weil das
4775 Lied so schön war. »Dejlig«, sagte sie, und die ganze schmiegsame Zärtlichkeit ihrer nordischen Heimatsprache lag in
diesem einen Wort »dejlig«. Es heißt »schön«, und Karen, die Dänin, war selbst schön.

In dieser blauen Stunde, kurz bevor wir Licht anzündeten, kam Herr Leise zu uns, unser Chef, der uns dieses
angenehme Leben ermöglichte. Es hatte manchmal den Anschein, als beabsichtige er nichts anderes, als uns eine
hübsche Beschäftigung zu geben. Ich hatte bei diesem alternden Manne den Eindruck, als sei ihm das Geldverdienen
4780 etwas recht Nebensächliches. Er malte und skizzierte für sich Landschaften, die er uns abends zeigte und die mir sehr
gefielen. Ob er ein Künstler war, weiß ich nicht; doch glaube ich, daß er jedenfalls ein künstlerischer und dichterischer
Mensch war, der sich vielleicht zufällig mit photographischen Bildern durchzubringen versuchte. Für mich war Herr
Leise ein von Gott selbst berufener Mann, der dafür zu sorgen hatte, daß die Menschen stets eingedenk der Kirche
seien. Herr Leise war der richtige Propagandamann des lieben Gottes. Aber diese Reklame geschah nur der Menschen
4785 wegen. Es war ein Liebesberuf, den Herr Leise ausübte.

Herr Leise war ein sehr lieber Mensch, der für unsere Dienstleistungen, die doch selbstverständlich und uns selbst ein
Vergnügen, ja eine Ehre waren, sich so dankbar zeigte, daß es einen manchmal nahezu verlegen machen konnte.
Hatten wir gegen Weihnachten viel zu tun, war Herr Leise besorgt darum, es könne uns zuviel sein. Oh, Tag und
Nacht hätte man für einen solchen Dienstherrn schaffen mögen!

4790 Wir drei Mädels hatten nur einen einzigen Wunsch, daß Herr Leise nie Konkurs machen möchte. Es ließ sich nicht
leugnen, die Geschäfte gingen etwas schwach und in Anbetracht der vielen Kirchengruppen hätten wir mehr
Aufträge haben müssen. Offenbar gab es antireligiöse Strömungen in der Welt, aber dies war etwas, das die Kirche
selbst erleiden und ertragen konnte. Es waren Schicksalsschläge, aus denen die Kirche siegreich hervorgehen würde,
und lange bevor ich etwas von der leidenden und triumphierenden Kirche wußte, glaubte ich das Schicksal der Kirche
4795 im allerkleinsten, allerbescheidensten Rahmen zu kennen. Sie konnte es vertragen, eine Zeitlang negiert zu werden.
Sie war der Fels, der ewig stehenblieb.

Freilich, ich machte mir meine sorgenden Gedanken. Ich zählte die Bestellungen, stellte Berechnungen auf und
machte phantastische Kalkulationen. Rheinland und Bayern, ja, das waren noch Provinzen. Herr, ich habe lieb die
Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt. Ich malte, so sauber ich nur konnte. Jedes Wort, jedes Bild
4800 wurde von meinen innigsten Kindeswünschen begleitet. Es war so hübsch, die Pakete zu binden, sie auf die Post zu
tragen, dies alles heimlich mit vielen Grüßen wegzuschicken.

Herr Leise war ein Geschäftsmann, der sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ. Die Bestellungen aus Schlesien
ließen zu wünschen übrig. Es war nicht schwer, die Sachlage zu durchschauen, es war leider gar nicht schwer, doch
durfte man sich nichts merken lassen. Nichts durfte man sagen, was danach angetan war, die Hoffnung zu trüben, und
4805 das Herz Jesu hatte nach wie vor einen Strahlenkranz. Seht her oder seht nicht her, hier bin ich.

Herr Leise ließ sich nichts merken. Ob das Geschäft zurückging oder nicht, es schien ihm gleichgültig zu sein. Ein
hochinteressanter Mann, der seiner Sache sicher war. Ich bewunderte ihn sehr, mehr noch, ich liebte ihn. Es war ein
wahrer Segen, daß Herr Leise etwas Privatvermögen besaß und sich eine Zeitlang über Wasser halten konnte. Dieses
Privatvermögen von Herrn Leise, wovon Karen mir berichtete, befriedigte mich wahrscheinlich mehr als Herrn Leise
4810 selbst. Es kam ja nur darauf an, schlechte Geschäfte aushalten zu können, und Herr Leise konnte es aushalten.

Zum Weihnachtsfest waren wir drei Mädels bei der Familie Leise eingeladen und trotz des schlechten Geschäftsgangs
wurden wir reich beschenkt. Ach, diese lieben Menschen hätten uns nichts Sichtbares zu geben brauchen. Es gab im

Hause Leise so viel Schönes, das unvergeßlich war.

An einem Adventsabend, kurz vor Weihnachten, hörte ich zum erstenmal Harfe spielen. Dagny, die Nichte von Frau
4815 Leise, spielte aus einer dänischen Oper »Elverhoi«. Bis hierher war ich der Meinung gewesen, es hätte nur zu Davids
Zeiten Harfen gegeben, und nun hatte Dagny ihre Harfe aus Korsör mitgebracht. Dagny war anzusehen wie ein
Märchen in ihrem luftblauen Sammetkleid, mit der aschblonden Kronenflechte von Haaren über einem allerliebsten
verträumten Gesicht. Sie sang und spielte vom König in Thule, und dann noch einiges aus »Hoffmanns Erzählungen«.
Es mag das Lied gewesen sein, wo sich nach dem einleitenden, traumhaften Vorspiel zum erstenmal ein
4820 Schleiertuch senkt und das nachfolgende Leben einem Traum unter Träumen gleicht. Eine Liebesgeschichte
beginnt hier. Das Vorspiel endet mit den Worten: »Der Name meiner Ersten war Olympia . . .« Noch liegt mir im Ohr
dieses letzte Wort, das Dagny sang, schwer und duftend, mit unsagbar liebender Langsamkeit: Olympia . . . a . . . a.

Die Musik war wie ein Geschenk, doch gab es kein Wort, das meine Dankbarkeit hätte auszudrücken vermögen. Ich
war glücklich.

4825 Nach dieser musikalischen Darbietung wurden uns die Weihnachtsgeschenke überreicht. Was Karen bekam, weiß ich
nicht mehr. Marie bekam eine kleine goldene Uhr. Ich bekam einen spanischen, schwarzen Spitzenschal, den ich mir
einmal gewünscht hatte, da ich einige Kirchgängerinnen auf unseren Bildern mit schwarzen Spitzentüchern bemerkt
hatte. Obwohl ich nun dieses Tuch in unserer Stadt kaum tragen konnte, machte es mir dennoch viel Freude. Es war
jahrelang nur zum Ansehen da, getragen habe ich es erst viele Jahre später, nämlich, als ich das erstemal zur heiligen
4830 Kommunion gehen durfte. Acht Jahre über blieb das Tuch unbenutzt liegen, nur daß ich mich von Zeit zu Zeit an
dieser Weihnachtsgabe erfreute.

Vielleicht waren es die glücklichsten Monate meiner Mädchenzeit, die ich im Atelier Leise verbrachte. Vielleicht
waren diese Tage zu schön, um dauern zu können. Ich wußte und ahnte die geschäftlichen Schwierigkeiten, mit denen
4835 Herr Leise zu kämpfen hatte, und sah zum voraus, daß mein Chef mich wahrscheinlich als erste würde entlassen
müssen. Doch war mir meine Arbeit so sehr ans Herz gewachsen, daß es sehr schwer war, mich davon zu trennen.
Meine kleinen Herz-Jesu- und Madonnen-Platten hatte ich liebgewonnen. Es war etwas Lebendiges, das ich bald
verlassen mußte. Selbst das Sonnenlicht fiel besonders in unseren Raum. Ich kannte hier die Wanderung, den
Tageslauf der Sonne und in meinem kindlichen Schmerz konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Sonne anderswo
4840 genau so scheinen könnte, wie hier in der Angelburgerstraße im Atelier Leise. Es war, als gäbe es hier eine besondere
Sonne.

Ich erinnere mich an den Augenblick, als Herr Leise mir mitteilte, daß ich am nächsten Ersten vorerst mit meiner
Arbeit aufhören könne. Es seien zur Zeit so wenig Aufträge, doch würde er mich wieder rufen lassen, wenn es wieder
mehr Arbeit geben wollte. Ich nickte, so tapfer ich konnte: »Ja, gewiß, Herr Leise, das verstehe ich gut.« Darauf ging
4845 er in sein Arbeitszimmer. Karen und Marie schwiegen, und ich sah auf den blauen Karton, auf die Worte, die ich zum
Teil schon gemalt hatte: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses . . . Und dann begann ich zu weinen, weil ich
nicht bleiben durfte. Sehr gerne wäre ich geblieben, umsonst und ohne Lohn. Ja ich hätte zahlen mögen, um bleiben
zu dürfen. Gehen mußte ich, weil nicht genügend Bilder bestellt wurden. Warum nicht mehr? Ach, es war traurig,
daran zu denken.

4850 Nie war mir das Untergeordnete, das Mechanische meiner Beschäftigung zu Bewußtsein gekommen. Nur an das
Wofür und Warum hatte ich gedacht. Wie sehr war ich in meinem Element gewesen, in einer Sphäre, in der ich nicht
untergehen konnte, gleich dem Fisch im Wasser. Meine Befriedigung war es gewesen, dafür zu sorgen, daß die
Menschen in ihren Wohnstuben Kirchen- und Heiligenbilder an den Wänden hängen hatten, eine kleine,
immerwährende Erinnerung an das Heimathaus, das ich selbst noch nicht erreicht hatte und das golden noch in weiter
4855 Ferne schimmerte. Und dies alles sollte plötzlich zu Ende sein?

Ich selbst war so sehr auf Bilder angewiesen. Man wird hier einwenden können, dies sei etwas recht Äußerliches. Dies
gebe ich zu, doch meine junge, unerfahrene Seele nährte sich von Bildern, weil diese es waren, die mich zum Urbild
führen wollten. Von Veronika hatte ich ja gehört, daß es die Gemeinschaft der Heiligen war, die uns in ihre Mitte
4860 nimmt, und so wenig ich auch wußte, ahnte ich doch das eine: Das Ewig-Heilige führt uns hinan.

Niemals hätte ich dies von mir aus allein finden können. Die Heiligen selbst waren es, die ihr Andenken um Jesu
willen verbreiten wollten, und ich gewann die kleinen Bilder lieb, wie man eine Brücke liebt, über die man
hinweggehen kann und die nur dazu dient, den Menschen an das andere Ufer, an das Ziel der Sehnsucht, zu tragen. Da
ich dieser Brücke so sehr bedurfte, wie hätte ich ihr nicht dankbar sein sollen? Hinter jedem Bild stand ein Wort, ein
4865 lebendiges Wort, das ich aufgefangen hatte und das mich unwiderstehlich an sich zog. Es hieß Liebe und war der
Hauch des Unbegrenzten, der mich berührte. Dann aber war ich wieder entlassen worden, wie fortgejagt.

Man darf nicht vergessen, daß ich in der Diaspora lebte; und meine Umgebung, weit davon entfernt, mein innerstes Verlangen zu unterstützen, war nur darauf bedacht, mich diesem zu entfremden, und aus diesem Grunde vielleicht
4870 hing ich so sehr an meinen kleinen Heiligenbildern, deren Gesichtszüge ich betrachten konnte und die mir wie Freunde waren, ohne die ich nicht sein konnte. Wie man bei einer Brücke nicht jede Schwelle, nicht jeden Pfeiler kennt, so hielt auch ich es nicht für unbedingt nötig, die Geschichte jedes Heiligen genau zu kennen, und so begann ich mein Vertrauen auf die Unbekannten auszudehnen, deren Heiligenschein von der Liebe Jesu Zeugnis gab. Noch
4875 Gesicht sah, dessen Namen ich nicht kannte. Ich bat um Schutz für meinen künftigen Weg.

Ich hatte allen Grund, zu bitten, denn mein Weg führte mich von dieser Zeit steil ins Dunkle hinab, so sehr, daß ich das Licht der Liebe vergessen konnte.

Nun wird freilich kein Mensch von einem Tag zum andern ein anderer. Aber der Mensch kann vieles sein, was er
4880 nicht zu sein scheint. Und vieles scheint der Mensch zu sein, was er in Wahrheit nicht ist. Es gibt so manches Gefährliche, das im Menschen verborgen liegt und das sich erst bei Gelegenheit und in Versuchung zeigt. Unschuldig scheint der junge Mensch, solange noch keine wesentliche Schuld ihn belastet. Er erscheint gut, weil er noch nicht viel Böses verübt hat. Warum? Weil er noch keine hinreichend starke Veranlassung zum Schlechten gefunden hat. Sobald jedoch eine natürliche Neigung sich zur Leidenschaft entwickelt, entzündet, hier erst hat der Mensch zu beweisen, ob
4885 er sein Gleichgewicht zu bewahren, ob er sich zu halten vermag. Hier beginnt die Macht des Bösen, die bemüht ist, den kleinen Menschen aus seinen Fugen zu treiben, ihn seiner Stützen zu berauben, und man muß nicht unbedingt ein schlechter Mensch sein, um sich plötzlich in der Reihe der Sünder zu befinden. Es war nicht mein kühler Verstand, der mich auf den dunklen Weg führte, es war die verirrte Leidenschaft, die mich fallen ließ. Doch sei hier vorweggesagt: Gott läßt es nur zu, daß wir das Gleichgewicht verlieren, damit wir um so inniger auf seine Seite fallen.

4890 Wohl konnte ich mich verändern und in das trügerische Zwielficht des Irrtums und der Sünde gleiten. Die Heiligen aber, die Lieblinge Gottes und die guten Freunde aller Menschen, bleiben unveränderlich und lassen oftmals ihr hilfreiches Licht leuchten, wenn wir es kaum erwarten. Wir können wohl vorübergehend die Heiligen vergessen. Sie jedoch vergessen uns nicht, gleich guten Geistern, die uns nie loslassen, wenn wir sie nur einmal angerufen haben. Und ich hatte sie um ihren Beistand angefleht. Sie kamen auf meine Kindesbitte zurück, da ich der Hilfe am
4895 dringendsten bedurfte und einsehen mußte, daß ich allein nicht einen Schritt gehen konnte.

Denn die Heiligen sind in Christi Nachfolge das Licht der Erde, das uns barmherzig den Weg erhellt, den wir zu gehen haben. Erscheinen uns die Heiligen auch unerreichbar wie die Sterne, so nehmen sie uns gleichwohl in ihre Mitte um der Liebe willen, der wir vertrauen dürfen und die sich verschenkt, damit keines von uns verlorengehe. Die Gnade dieses ewigen Lichtes sei und bleibe mit uns allen. Amen.

(73248 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/hennings/blumflam/titlepage.html>